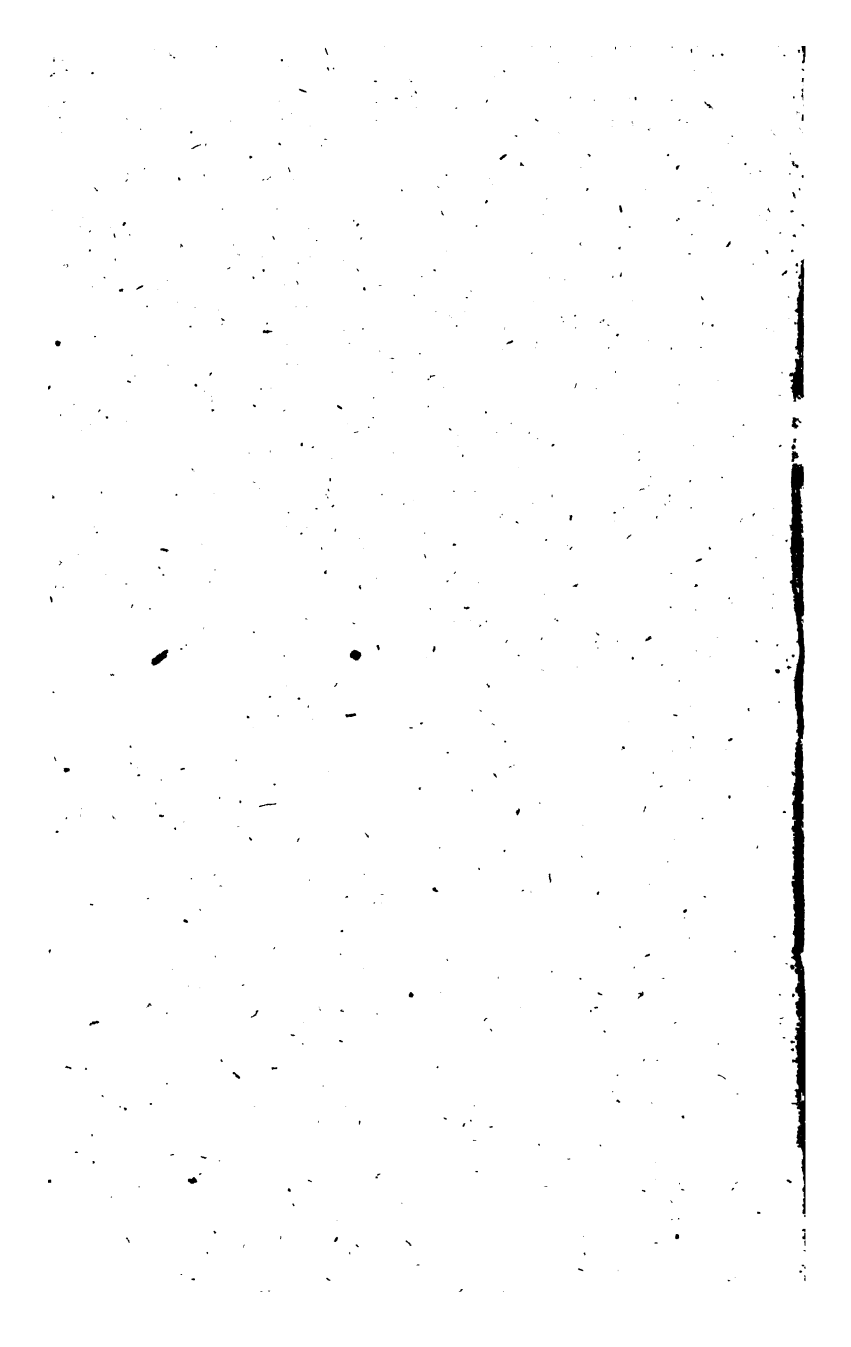




Galanterieen der Türken

von

Christian Wilhelm Kindleben,

der Weltweisheit Doktor und der freyen Künste Magister.



Mit Kupfern.

Erster Theil.

Frankfurt und Leipzig.
1783.



Vorrede.

Ich habe schon längst, besonders seit jener Zeit, deren Andenken, wenn ich besonders auf einzelne Umstände sehe, für mich in mehr, als einer Absicht, traurig ist, da ich theils aus Amts- und Familienverdruß, theils aus

übereilter Hitze den ehrwürdigen Priester-orden verließ, und mich dem akademischen Leben widmete, den Vorsatz gefaßt, einmal etwas über Galanterieen, entweder überhaupt, oder über specielle, mir bekannt gewordene Galanterieen meiner Zeitgenossen zu schreiben, ohne deswegen, wie es manchem Schriftsteller, der an ähnlichen Materien seinen Witz und seine Laune übte, gegangen ist, wider Landesgesetze und wider die guten Sitten zu verstoßen; oder ins Niedrige und Pöbelhafte zu verfallen. —

Ganz hatte ich dieses Vorhaben, an dessen Ausführung ich bisher immer durch andere Einfälle und Schriftstellerarbeiten, wie auch durch ernsthaftere Geschäfte, deren Zweck die Unterweisung der studirenden Jugend war, noch nicht auf-

aufgegeben, als ich durch ein gewisses, vor nicht gar langer Zeit erschienenes Buch, welches die Galanterieen meiner Geburtsstadt Berlin ziemlich treffend und ohne Schminke schildert, daran erinnert, aber auch zugleich, indem ich in diesem Buche blätterte, (dessen Verfasser nach einiger Meynung ein österreichischer Officier seyn soll, wofern es nicht, wie ich vielleicht sicherer muthmaße, ein gewisser Schriftsteller, Namens Friedel *) ist,) der undankbaren Mühe überhoben wurde, etwas über die zum Theil widernatürlichen Thorheiten und Ausschweifungen meiner lieben Landsleute zu

 sagen,

*) Dies ist freylich nicht des Mannes rechter Name; er hat sich aber wenigstens in Berlin und Halle so genannt, und sich an andern Orten, wohin ihn sein Wanderstab führte, wieder andere Namen gegeben.

sagen, und mit ernsthaftem Bestreben den Quellen nachzuspüren, aus welchen, bey der überhandnehmenden Irreligion und Glaubensmengerey, jene von so vielen für Kleinigkeit gehaltenen Ausschweifungen entstehen. —

Schon in meinen Jugend- und Unterweisungsjahren, da mein natürlicher Forschungstrieb durch verschiedene würdige Gelehrte, denen ich bekannt zu werden, das Glück hatte, gereizt und durch günstige Gelegenheiten, selbst bey dem Druck äußerer, widriger Umstände genährt wurde, fand ich eine erwünschte Veranlassung, mit der Geschichte des ottomannischen Reichs, seit dem **Muhammeds** siegreiche Waffen dem orientalischen Kaiserthum ein trauriges Ende machten, mit dessen religiöser, ökonomischen

und politischen Verfassung, mit den Intriguen des Serails und folglich auch mit den Galanterieen, oder mit den modischen Liebeshändeln und mit den verliebten Ausschweifungen der Muselmänner, die von ihren Urgroßvätern eben so, wie unsre heutigen, unbärtigen Petitmaitres unter den Dienern Gottes von den hochehrwürdigen und hochwohlehrwürdigen Pastoren zu Speners Zeiten verschieden sind, bekannter zu werden. Ich hatte theils in Reisebeschreibungen, theils in andern Büchern historischen, statistischen und politischen Inhalts, manches darüber nachgelesen, wodurch ich bestimmt und aufgefordert wurde, das Resultat meiner darüber angestellten Reflexionen und Bemerkungen, wiefern diese zur Kenntniß der Welt, des menschlichen Herzens oder Charakters und dessen mannigfaltiger

Modifikationen unter den verschiedenen Himmelsstrichen etwas beytragen können, meinen geneigten Lesern, so bald Muße und Gesundheit es verstatten würden, in einer besondern Schrift vor Augen zu legen. Ein Wink meines Verlegers, der ein Werkchen dieser Art nicht blos für unterhaltend und zeitverkürzend, sondern auch für nützlich und für einen gangbaren Artikel hielt, bestärkte mich in diesem Entschlusse, und ich werde mich freuen, wenn ein ehrsames Publikum, welches durch dieses neue Produkt zugleich von der Fortdauer meiner Existenz und meiner Wirksamkeit überzeugt wird, *) die

*) Ein gewisses Gerücht, welches vermuthlich die Erfindung irgend eines schaalen und müssigen Kopfs ist, hat mich ohnlängst todt gesagt; und ich sehe mich, weils die Gelegenheit giebt, nicht aus eitler Präsumtion meiner etwanigen, persönlichen Wichtigkeit, sondern

die Ausführung desselben mit Beyfall krö-
nen, wenigstens meine gute, ehrliche Ab-
sicht, von Zeit zu Zeit für eine zweckmäs-
sige Unterhaltung desselben zu sorgen, und
nützliche Wahrheiten bald in einem ernst-
haften, oder satyrischen, bald in einem
einnehmenden und gefälligen Tone zu sa-
gen, nicht ganz erkennen wird.

Findet dieses Buch Beyfall und
Abgang: (beydes ist nicht ganz und in
allen Fällen einerley, weil zwischen dem
inneren, oder moralischen, und dem
mer-

dern um meiner wenigen Freunde Willen,
die noch hin und wieder unter dem Monde
leben, genöthiget, diesem falschen Gerücht
hierdurch öffentlich zu widersprechen, und zu
versichern, daß mein gegenwärtiger Wir-
kungskreis in Dresden ist, wo man wenig-
stens eine gesunde Luft und gutes, reines
Wasser hat.

merkantilischen, oder kaufmännischen Werth einer Druckschrift ein großer Unterschied ist,) so werd ich vielleicht in der Folge, wofern nicht andere Geschäfte und eintretende Umstände, die ich nicht vorher sehen kann, mich anders determiniren, die Galanterieen anderer fremder Nationen, in wie fern sie insonderheit unter dem Deckmantel der Religion, der Sittsamkeit und der Politik begangen, und selbst durch die Aufklärung, welche das eindringende Licht der Wissenschaften in unkultivirten Ländern hervorbringt, zufälliger Weise genährt und begünstiget werden, auf eine ähnliche Art bearbeiten, und die Hülfsmittel, welche Geschichte, Erfahrung und Weltkenntniß, wie auch eigenes Nachdenken über die verschiedenen Gewohnheiten verschiedener Völker mir darbieten, zu meiner und anderer Belehrung nutzen. Da

Da könnte sich's denn wohl zutragen, daß ein solches mit Fleiß und Sorgfalt ausgearbeitetes Buch für einen grossen Theil neugieriger und wißbegieriger Menschen mehr Anziehendes und Nützliches hätte, als der magere und trockene Kathedervortrag eines wohlgebornen und hochgelahrten Professors der Geschichte oder Philosophie, der, um ganz Philosoph zu scheinen, und seinen Zuhörern Ehrfurcht einzuprägen, (nach dem Modell des Herrn P. E. in H.) sein hageres und altfränkisches Gesicht in hundert sauertöpfische, oder sokratische Falten zwingt, indeß er heimlich und gelegentlich mit suckulenten Frauenzimmerkörpern tändelt, und dessen praktische Weltkenntniß, durch Baumgartens und Meiers Kompendien unterhalten, sich nicht weit über die Schwelle seiner Studirstube oder

seines unfern belegenen Gynäceums erstreckt, welches ich jedermänniglich an seiner Ehre und Würde unbeschadet, gesagt oder geschrieben haben will.

Von meinen Herren Kunstrichtern aus der gewöhnlichen Klasse ist mir seit geraumer Zeit nichts, was auf mich oder auf meine Schriften Bezug hätte, zu Gesicht gekommen; indeß schmeichle ich mir mit der Hoffnung, sie werden es, wenn dies Büchlein vor ihrem gestrengen Richterstuhl erscheint, noch so leidlich machen; — doch schäme ich mich zu betteln, und erwarte mein Schriftstellergeschick ohne Murren.

Dresden, im December, 1782.

Der Verfasser.

Nach-

Nacherinnerung.

Es könnte vielleicht manchem meiner Leser, der an der Zweifelsucht krank liegt, einfallen, einige von den in diesem Buche vorkommenden Nachrichten, welche besonders die innere Einrichtung des türkischen Serails und andere damit zusammenhängende Dinge betreffen, für bloße Muthmaßungen, oder gar für willkührliche Erdichtungen zu halten.

Um solcher schwachgläubigen Leser Willen muß ich hierdurch versichern, daß ich meine Nachrichten von den Galanterieen der Muselmänner und vornämlich des türkischen Hofes, dessen Einfluß auf die niederen Stände so wirksam und so sichtbar ist, aus authentischen Quellen geschöpft, und mich besonders auf mündliche Erzählungen zweyer glaubwürdiger Personen gegründet habe, die, nachdem sie, nicht durch Gewissenstrieb, sondern durch äußere Umstände, die den Zwangsmitteln und den christlichen Dragonerbekehrungen sehr ähnlich sahen, bewogen,

die

die christliche mit der muhammedanischen Religion verwechselt hatten, eine geraume Zeit Pagen oder Hofbediente des Großherrn, und folglich Augenzeugen von dem, was in dem Innern des Serails vorgeht, gewesen sind. Sie wurden nachher einiger Vergehungen wegen fortgejagt, und konnten mit so viel größerer Freyheit von dem, was sie in Konstantinopel gesehen und gehört hatten, sprechen, da sie keine Hoffnung hatten, jemals wieder in ihre vorigen Bedienungen eingesetzt zu werden. Auch ist die Aussage dieser Exbedienten des türkischen Kaisers durch die einstimmigen Zeugnisse anderer ehrlichen Leute, vieler Reisenden und einzelner Geschichtschreiber, die eine weitläuftige und zweckmäßige Korrespondenz führten, bestätiget worden.



Galanterieen der Türken.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Handelt von Galanterieen überhaupt, und könnte unmaßgeblich statt einer Einleitung, oder eines zweyten Eingangs zur folgenden Geschichte gebraucht werden.

Daß das Wort Galanterie und in der mehreren Zahl Galanterieen zu den von den Herrn Grammatikern so benamseten *vocibus praegnantibus*,

das ist, zu solchen Wörtern und Redarten gehöre, die einen vielfachen, an verschiedenen Bedeutungen fruchtbaren Sinn haben; die sich bald so, bald anders erklären, und von ihrer ursprünglichen Bedeutung auf andere Bedeutungen hinziehen und anwenden lassen: das werden diejenigen von unsern Lesern, welche mit dem, was man Sprachkenntniß und Litteratur nennt, nur einigermaßen bekannt sind, schon ohne mein Erinnern bemerken, verstehen und einsehen.

Ob ich nun gleich ein erklärter Feind aller pedantischen Wortklaubereyen und weithergeholter, unter vielen vergossenen Schweißtropfen zusammengesuchter Wortforschungen bin: so ist doch nicht zu leugnen, daß uns oft, wenn uns die Mutter Natur mit Denk- und Urtheilskraft, und mit einer gewissen Schnelligkeit in Vereinigung zusammengehöriger Vorstellungen versah, ein einzelnes Wort zu nützlichen, wenigstens zeitverkürzenden Betrachtungen Gelegenheit geben kann. So ists mit dem Worte **Galanterieen**, welches ein Zwitterwort und aus der französischen und deutschen Sprache zusammengesetzt ist. Denn wenn gleich dieses Wort in der einzelnen Zahl eine französische Endung zu haben scheint, so gehört es doch zu denjenigen Wörtern, deren Ansehen

sehen, wenn man auf Reinigkeit und Politur der Sprache siehet (auch die französische Sprache ist, wie unsre deutsche Muttersprache, seit dem jetztlaufenden Jahrhundert ungemein verfeinert, berichtigt, und mit neuen Wörtern bereichert worden) zweifelhaft ist. Es wird nicht undienlich seyn, die vornehmsten Bedeutungen dieses Worts, wie sie bey uns gäng und gäbe sind, kürzlich zusammen zu fassen, weil der Deutsche denselben mehrmals ganz andere Bedeutungen angehängt hat, als der Franzose, der seiner Natur nach galant und flüchtig ist, ihm beyzulegen pflegte.

Galant nennen wir zuvörderst in einem allgemeinern und weitern Sinne denjenigen, der auf einen anständigen, jedoch nicht übertriebenen Schmuck in seinem Anzuge, oder in der Kleidung hält, und der sich zugleich artiger, feiner Sitten, vornämlich in dem Umgange mit dem schönen Geschlechte befleißigt. Da dieser Umgang mit dem schönen Geschlechte allerdings viel zur Verfeinerung und Milderung der rohen Männersitten beyträgt, da die Frauenzimmergesellschaften, in welchen Geschmack, Aufklärung, Ordnung und Lebensart herrscht, für unsre jungen Herren, die sich in der Welt produziren und vielleicht eine

glänzende Rolle spielen wollen, die Schule der Galanterie oder des Feinen und Artigen in der Kleidung sowohl, als auch in dem ganzen Betragen sind: so sieht man leicht, daß der Begriff eines galanten, oder feinen und artigen Menschen von dem Begriff des Frauenzimmers, welches viel zu seiner Bildung beytrug, nicht füglich getrennt werden kann, weil der Anblick eines tugendhaften und guterzogenen Frauenzimmers dem männlichen Geschlecht natürlicherweise Achtung und Ehrfurcht einflößt, und dasselbe von groben Sitten und Gewohnheiten, und von schlechten, niedrigen Gesinnungen zurückhält.

Sonach wäre das Prädikat: **ein galanter Mensch, ein galantes Mädchen,** oder **eine galante Frau,** gewissermaßen ein Vorzug, oder ein Lobspruch, welches man diesen Personen beylegte, obgleich dabey von keiner moralischen Würde, und von keiner Güte oder Reinigkeit des Herzens, die dem Menschen eigentlich seinen wahren Werth giebt, die Rede ist.

Aber die folgende Zeit hat dieser ursprünglichen Bedeutung des Worts Galant und Galanterie eine andere Bedeutung angehängt, nach welcher es mehr ein

Feh-

Fehler, oder wohl gar ein Laster, als eine Tugend ist, galant zu seyn. So heißt galant in engerer Bedeutung ein Mensch, der gern kareßirt, der ein Freund verliebter Leckereyen und Ausschweifungen ist. **Ein galanter Mann** heißt in unsre Modesprache übersetzt, **ein Hahnrey**, was der Franzose *bon homme* nennt, der sich von seiner lieben Frau alles gefallen, und allenfalls, wie man im Sprichwort sagt, die Haut über die Ohren ziehen läßt, der zu ihren Amouretten und Exkursionen stillschweigt, oder wohl selbst den Gelegenheitsmacher abgiebt, bey der Ankunft des Galans, sollte er ihn auch nur von ferne wittern, Chamade schlägt, und sich fein bescheidentlich in das entlegendste Zimmer des Hauses, oder in irgend eine lustige Gesellschaft begiebt, damit Madam in ihrem *tête à tête* und in ihrem geheimen Unterredungen nicht gestöret werde. Nach eben diesem Begriff ist **eine galante Frau** das Gegentheil von einer **ehrbaren Matrone**, nud man versteht darunter eine Frau, die keinen ihrer Liebhaber unerhört schmachten läßt, die gern mitmacht, oder, wie die Studenten sprechen, **den Comment versteht**. —

Man hat aber dem Worte galant noch eine viel weitere, und, die Wahrheit

zu sagen, ekelhafte Bedeutung gegeben, nachdem man einmal sichs angewöhnt hatte, oder gar darinn übereingekommen war, alles, was eine Beziehung auf vertrauten Umgang mit Frauenzimmern, auf Liebesintriguen, und auf die daraus entstehenden guten, oder schlimmen Folgen hatte, galant zu nennen. So redet man zum Beyspiel im gemeinen Leben, oder eigentlich in der Sprache frecher Wollüstlinge, die sich keines Lasters schämen, von **galanten** oder **Galanteriekrankheiten**, die eine sichere und natürliche Folge eines unflätigen und ausschweifenden Lebens sind, und versteht darunter allerley Gattungen von venerischen Uebeln, die aus dem Umgange mit liederlichen Weibspersonen und aus dem unreinen Beyschlaf zu entstehen pflegen. Diesem zufolge ist es ein großer Mißbrauch des mehrgedachten Worts, wenn man von einem Menschen, der, wie neulich in den öffentlichen Zeitungen von einem gewissen vornehmen geistlichen Herrn gemeldet wurde, an einer venerischen Seuche den Geist aufgeben mußte, zu sagen pflegt: er sey galant gewesen, oder er sey eines galanten Todes gestorben. —

Galanterieen bedeuten also mancherley Liebeshändel oder lustige Streiche und

Be-

Begebenheiten, die in dem genauen Umgange zwischen jungen, verbuhlten Mannspersonen und Frauenzimmern eben dieses Gelichters vorzufallen pflegen. Denn ob es gleich auch alte Thoren und verliebte Gecken genug giebt, die sich noch spät auf die galante Seite legen, und ihre grauen Haare dem Gelächter der Jüngeren Preiß geben: so ist doch eigentlich die Jugend das Alter der Galanterieen, wo man verliebte Thorheiten noch mit Anstand begehen, wenigstens leicht Entschuldigung und Nachsicht für solche Thorheiten finden kann. Diese Galanterieen können, sobald Zucht und Ordnung dabey nicht aus den Augen gesetzt wird, sobald es nur auf verliebte Tändeleyen, auf Küsse, Schmeicheleyen, Liebkosungen und Geschenke, die sich Verliebte einander machen, hinausläuft, sehr unschuldig seyn, und sind in so weit nicht geradehin zu tadeln oder zu verwerfen, wenn gleich unsre deutschen Voráltern, die nicht so früh zur Liebe und zum Kinderzeugen reif wurden, als wir, nichts von solchen, vorbeschriebenen Galanterieen wußten, und ihre Söhne und Töchter sorgfältig davon zurückhielten. Wie gut stünde es um uns, wenn wir immer der alten, deutschen Sitte unsrer stammhaften und biedern Vorfahren getreu geblieben wären, wenn wir nicht so

ängstlich und gierig nach fremden Sitten und Moden gehascht, und, indem wir die Gebräuche und Kleidungsarten der Ausländer geflissentlich nachahmten, zugleich den Gift ihrer verheerenden und schmerzhaften Krankheiten mit eingesogen hätten! — —

Versteht man aber, wie es denn nichts ungewöhnliches ist, unter Galanterieen die gröbsten Ausbrüche der natürlichen und unnatürlichen Wollust, oder vielmehr viehischer Geilheit, die zum größten Nachtheil der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts aus den hitzigen Morgenländern in unsre kältern und gemäßigten Erdstriche sich verbreitet, und Palläste und Hütten, hohe und niedere Schulen, Akademieen und Waisenhäuser angesteckt haben: — so ist dies freylich eine weitere, ich möchte sagen, uneigentliche, durch den Sprachgebrauch vornehmer und mächtiger Wollüstlinge eingeführte und autorisirte Bedeutung, die man dem mehrerwähnten Worte beyzulegen pflegt. Wie glücklich ist der Landmann und der ruhige Bewohner kleiner Städte, oder Flecken, der nichts von diesen groben, schändlichen Lastern weiß, sondern in seiner Unschuld, indem er im Schweiß seines Angesichts sein Brod ißt, und seinen Acker bestellt, dem Staat gesunde Bürger erzieht, die

die wieder, wenn ihnen die Vorsehung Häuser baut, Stammväter gesunder und glücklicher Generationen werden! Gemeiniglich herrschen Galanterieen von der letzteren Gattung in großen, volkreichen und prachtvollen Städten, wo der Luxus, die Schwelgerey, und die raffinirte Wollust in ihren fast unendlich verschiedenen Gestalten aufs höchste gestiegen ist — wo das Beyspiel der Großen die Geringen und die frevelvollen Thorheiten der Alten die Jugend, die noch unschuldige und lasterfreye Jugend verdirbt — und wo man sich einander an wollüstigen Erfindungen, an schmutzigen Einfällen, und an pöbelhaften Witz, der die ehrwürdigen Geheimnisse der Natur muthwillig ihrer Hülle und heilsamen Dunkelheit entreißt, und über die Bewahrung der Keuschheit und Heilighaltung der Ehe spöttelt, zu übertreffen wetteifert. — Vor den Galanterieen dieser Art und vor ihren fürchterlichen Folgen, die so sehr ins Weite gehen, und den Umsturz ganzer Reiche, und das Verderben ganzer Nationen, wie die Erfahrung lehret, bewirken können, behüt uns, lieber Herre Gott! *)

 Von

*) Es wird vielleicht manchen, und zwar mit Recht, dünken, daß dieser Ausdruck nach der Kirchenagende

Von welcher Gattung nun die Galanterieen der glaubigen Muselmänner, welche der Gegenstand dieses Buchs, und den verliebten Ausschweifungen der Europäer nicht ganz unähnlich sind, seyn werden; ob sie zu den erlaubten, oder nicht erlaubten zu zählen sind; — das wird sich aus der folgenden Erzählung, die ich um der Bequemlichkeit der Leser willen, und, um selbst unterweilen ein wenig ausruhen, oder verschnieben zu können, in gewisse Abschnitte oder Kapitel (die Häbräer nennens Paraschen) eingetheilt habe, von selbst ergeben. *Favete linguis!* —

Ich kann nicht umhin, ehe ich dieses Kapitel schließe, noch eines andern Begriffs zu erwähnen, den man insgemein mit dem Worte Galanterie, es sey in der

gende oder nach der Litaney schmeckt. So wenig derselbe nun um deswillen getadelt zu werden verdient: so sehr wäre zu wünschen, (und dieser Wunsch, denke ich, ist sehr natürlich) daß man doch die liebe, alte Litaney, wärs auch nur um der eintönnigen Melodie und des unerträglichen, hundertmal wiederholten Singsangs wegen, in unsern evangelischen Kirchen gänzlich abschaffen, und zweckmäßigere Buß- und Erweckungslieder an ihre Stelle setzen möchte, wie in den königlichen Preussischen Staaten zur großen Aufnahme einer vernünftigen, freyen Religionsübung schon längst geschehen ist. —

der einzelnen, oder in der mehreren Zahl, zu verbinden pflegt. Die Herren Juweliers, *) wie auch Gold- und Silberarbeiter pflegen ihren Waaren, sonderlich denen, die von **Augsburg**, **Nürnberg** und andern Werkstätten der Künste auf die Messen gebracht werden, und insgemein leicht gearbeitet sind, den Namen **Galanterieen**, oder **Galanteriewaaren** zu geben, und man versteht darunter alles, was zum Putz der Mannspersonen und Frauenzimmer, oder zu ihrer sonstigen Bequemlichkeit, sowohl in der Kleidung, als auch beym Essen und Trinken, nach den Gesetzen der Mode, erfordert wird. Dahin gehören allerley niedliche Kleinigkeiten, welche die Franzmänner in ihrer Sprache *utensiles* nennen, als: Etuis, Aigretten, Haarnadeln, Ohrringe, steinerne Schnallen, welche junge Mannsleute auf dem sogenannten Jabot, daß ist verdollmetschet: **Busenstreif** tragen, Uhren, Zahnstöcher, Ohrlöffeln, Ringe, und was dergleichen Siebensächelchen mehr sind. Man könnte diese prah-

*) Andere schreiben, ich sehe nicht, mit welchem Grunde: Jubilirer, oder Jubelirer, da doch Juwelirer ohnstreitig von Juwele herkommt, und einen Mann bedeutet, der entweder als Künstler Juwelen verarbeitet, oder als Kaufmann damit handelt.

prahlenden Niedlichkeiten, deren Werth oft sehr gering ist, als eben so viel Kundschafter oder Abgesandten betrachten, deren sich der lose Amor bedient, um die Herzen der Sterblichen zu fahen, und die harten Herzen spröder Schönen, die über jede männliche Schönheit verächtlich hinwegschielen, und über ein unbedeutendes Mäulchen, welches von einer guten Mädchenseele einem treuherzigen Jüngling gegeben ward, das Urtheil der Vedammniß sprechen, urplötzlich, wie Wachs, zu zerschmelzen, und sie jedes männlichen Eindrucks nicht nur empfänglich, sondern auch dazu bereit und willig zu machen.

In wiefern also die jetzt genannten leichten und die Sinne blendenden Waaren besonders von Liebenden für die Gegenstände ihrer Zärtlichkeit gekauft, von galanten Herren und Damen, um ihren Personen einen größeren Grad der Wichtigkeit zu geben, geführt, und vornämlich bey Verlöbnissen, Heyrathsstiftungen, oder auch als *avant - coureurs* bey Liebesintriguen, wobey etwas zu lukriren und zu genießen ist, *pro captatione benevolentiae* gebraucht werden, (denn, wenn gleich baares Geld lacht, so erreicht man doch dadurch nicht allemal seinen Endzweck) in so fern verdienen diese Sächelchen, die oft eine hübsche Tyrolerinn,

kinn, den Kasten auf dem Rücken, mit ihren verbrauchten Reizen zugleich feil bietet, den Namen Galanterieen mit Recht.

Folgende Anekdote oder kleine Geschichte, wie man's nennen will, (sie ist keine leere Erdichtung) wird die genaue Verbindung zwischen den jetzt erwähnten Galanterieen und denen, deren Beschaffenheit wir oben aus einander gesetzt haben, noch mehr bekräftigen, und ihren gegenseitigen Einfluß erhärten.

In der Residenzstadt eines deutschen Fürsten, der sich durch viele Heldenthaten emporgeschwungen, und seinen Nachbarn rings umher, durch das Kriegsglück und weise Maaßregeln, wie auch durch tapfere Generale unterstützt, furchtbar gemacht hatte, und der zwar vermählt, aber ohne Erben war, kam zur Karnavals Zeit, wo überhaupt viel Fremde die Residenz besuchen, eine sogenannte Baronesse aus Frankreich an, die sehr gut gebildet war, großen Staat und Aufwand machte, und mit großen, politischen Absichten schwanger gieng.

Der Erbprinz, des Prinzen Neffe und künftiger Thronfolger, ein Herr von sehr guten Verstandes- und Gemüthseigenschaften, zugleich aber ein großer Sanguineus und folglich ein großer Liebhaber des weiblichen Geschlechts, worinn er oft ein wenig

aus-

ausschweifte, und nicht allemal sehr delikat war, gewahrte diese hübsche Avantüriere in der Oper und Komödie, und suchte stracks Gelegenheit, mit ihr näher bekannt zu werden. Bey der nächsten Redoute hatte er schon verkleidet ein geheimes Gespräch mit ihr; sie trug unter andern ein Paar brillantene Ohrringe von grossem Werth, die viel Feuer warfen. Der junge Fürst, der sich aufs Schmeicheln und Komplimentiren verstand, nahm daher Gelegenheit, ihren Schmuck, ihren feinen Geschmack und ihre gute Bildung zu loben. Sie war so bescheiden, daß sie sich stellte, als ob sie das Lob, welches der Fürst an ihre Reize verschwendete, nicht verstanden, oder nicht gehört hätte; sie blieb nur bey dem Beyfall stehen, den er ihren Putz und geschmackvollen Anzuge schenkte, und gab zur Antwort: „Es ist mir lieb, mein Prinz, „daß Ihnen mein Schmuck gefällt; ich „habe aber noch einen bessern Brillanten „zu Hause: wollten Sie mir das Glück „Ihres Zuspruchs gönnen, so würd' ich „die Ehre und das Vergnügen haben, Ihnen denselben zu zeigen.„

Der Prinz verstand, ohne einen Kommentar oder Dollmetscher nöthig zu haben, was *Madame la Baronne* mit diesen verblümten Ausdrücken sagen wollte; er legte, ohn-

ohngefähr, wie ein Kaufmannsdiener gekleidet, häufige Besuche bey ihr ab, brachte einige Nächte bey ihr zu, fand die Befriedigung seiner Wünsche und Begierden, und gieng alles Ernstes damit um, dieses ausländische Frauenzimmerchen zu dem Range einer Maitresse zu erheben, weil er seiner alten Beyschläferinn überdrüßig war, als das Gerücht von dem Geräusch und Aufsehen, welches die angebliche Baronesse in der Stadt machte, und von dem vertrauten Umgange seines Brudersohns mit ihr, dem regierenden Fürsten, seinem Oheim, zu Ohren kam. Dieser in Welthändeln und in den feinen Kunstgriffen, deren sich die Höfe bedienen, um einander zu schaden und ihre Geheimnisse herauszulocken, erfahren, sahe weiter, als sein von Liebe und Sinnlust geblendeter Neffe; er hielt das französische Frauenzimmer für eine geheime Kundschafterinn, und urtheilte aus dem, was er von ihrem Witz und von ihrem Betragen gehört hatte, daß sie für eine Maitresse des Erbprinzen zu klug, und überhaupt in der Residenz und in seinen Staaten entbehrlich sey. Diesem Urtheil zufolge, ertheilte er sogleich dem Stadtpräsidenten und Gouverneur gemessenen Befehl, sich unverzüglich zu der angeblichen Baronesse zu verfügen,

und

und ihr in seinem Namen anzudeuten, daß sie binnen vier und zwanzig Stunden, bey Vermeidung unangenehmer Begegnungen, die Stadt räumen, und in das Land, woher sie gekommen wäre, zurückkehren sollte, welchem Befehl sie auch gehorsamlich, obgleich ungern, nachlebte. Der junge Fürst bekam Wind davon; er begleitete seine neue Geliebte ein Stück Weges, und sie beschwerte sich gegen ihm, indem sie an der Gränze von ihm einen zärtlichen Abschied nahm, über das unartige und hitzige Verfahren seines Oheims, der doch sonst eben kein Feind der französischen Nation, Sprache und Sitte wäre, worauf der Prinz stillschweigend und mit Achselzucken antwortete: „Ich hätte mir, sagte „sie, indem sie den Prinzen zum letztenmal „umarmte, von Ihren Hofe und besonders „von dem regierenden Herrn mehr Politesse „und mehr Galanterie gegen unser Ge„schlecht versprochen:„ Eine natürliche, oder erdichtete Thräne entfiel, indem sie diese Worte aussprach, und dem Prinzen aus ihrem Wagen noch ein Mäulchen zuwarf, ihrem schönen Auge, und so kehrte sie, unverrichteter Sache, beschämt und gedemüthigt, an den Ort ihrer Bestimmung und ihres gewöhnlichen Aufenthalts zurück.

Zwey-

Zweytes Kapitel.

Handelt von den unter den Muselmännern befindlichen vornehmsten Ehrenstellen, und von dem Ursprunge ihrer Großen.

Da ich sicher voraussetzen kann, daß ein großer Theil meiner Leser mit der Regierungsform der ottomannischen Pforte, mit den Ursprung und der Beschaffenheit ihrer wichtigsten Ehrenämter, mit den Personen, die am Ruder des Staats sitzen, oder doch in die Angelegenheiten des Staats einen mehr, oder minder beträchtlichen Einfluß haben, kurz mit allem dem, was zu der Hofhaltung, zu der Galanterie und Politik der Türken gehört, nicht bekannt sind: so werd' ich wohl nichts überflüßiges thun, wenn ich eine kurze Nachricht von den unter ihnen vorhandenen Ehrenämtern, oder Staatsbedienungen und von ihren verschiedenen Benennungen vorausschicke, weil sich hieraus so viel besser von den Galanterieen oder Amouretten der türkischen Großen und ihrer Subalternen urtheilen läßt. —

Diejenigen, welche sowohl im Serail, als auch bey der Regierung ansehnliche

Aemter bekleiden, stammen insgesammt, die Verschnittenen ausgenommen, von den Kindern her, die man im Kriege weggekapert, oder den Baschas und Vornehmen des Reichs zum Geschenk gemacht hat; wie auch von den Tributkindern, die man in allen von der Pforte eroberten Provinzen, schon in ihrem neunten, oder zehnten Jahr, den Armen ihrer Mutter entreißt.

Beyde, die im Kriege weggenommenen Kinder sowohl, als auch die Tributkinder, müssen von christlichen Aeltern seyn, und wenn man auch nur die von der Pforte den Feinden abgenommenen Sklaven rechnet: so erhellet aus den Zollregistern der Hauptstadt Konstantinopel, daß alle Jahre von beyden Geschlechtern beynahe zwanzig tausend Seelen herbeygeschleppt werden.

Die Einwohner der kleinen Tartarey, welche unaufhörliche Streifereyen in die mit dem ottomannischen Reich in Feindschaft begriffenen Länder vornehmen, schicken ihrer jährlich eine große Menge nach der Türkey, und da der Großherr unter allen diesen jungen Kindern zu wählen hat, so werden diejenigen, welche die schönste Bildung haben, und am meisten versprechen, in verschiedene Serails oder Pflanz-

schu-

schulen vertheilt, wo sie im Gesetz des Mahomets und in allen Arten von Uebungen und zu ihrem künftigen Stande erforderlichen Wissenschaften unterwiesen werden. Mit dem auserlesensten Kern dieser letztern Zöglinge beyderley Geschlechts, die in verschiedenen auswärtigen Erziehungsanstalten unterwiesen sind, wird das Serail zu Konstantinopel besetzt, und sie werden in zwo Klassen, oder Ordnungen eingetheilt.

Die erste und vornemste Klasse der gedachten Zöglinge, welche zu den ansehnlichsten Reichswürden und Staatsbedienungen bestimmt sind, heißt in der türkischen Sprache Ichoglans; die Mitglieder der zwoten Ordnung nennt man Azamoglans, welche zu solchen Diensten und Geschäften, wozu nur Liebesstärke gehört, gebraucht werden. Ichoglans sind diejenigen, bey denen man, außer dem Ebenmaaß der Glieder, außer der Schönheit und den Vollkommenheiten des Leibes, ein treflliches Genie, eine vorzügliche Verstandesfähigkeit entdeckt hat, wodurch sie einer guten Erziehung fähig, und dereinst zum Dienst des Landesherrn geschickt gemacht werden. Diese werden mit großer Sorgfalt und mit einer sehr strengen Disciplin unterwiesen. Sie müssen sich durch vier

Kammern, die auf türkisch Oda heissen, und mit unsern Schulklassen einige Aehnlichkeit haben, durcharbeiten, und hier lernen sie in gehöriger Ordnung und stufenweise alles, was junge Leute, welche in der Zukunft um einen grossen, regierenden Herrn seyn, und seine Pagen oder Hofjunker abgeben sollen, zu wissen nöthig haben. Begehen sie nur den geringsten Fehler, so werden sie aufs strengste gezüchtiget, und sie müssen eine starke Portion von ausharrender Geduld und Verleugnung besitzen, um bis zur vierten Oda zu gelangen, wo sie erst frey athmen und gleichsam frische Luft schöpfen können. Aber die Hoffnung, zu den größten Ehrenstellen und zu den vorzüglichsten Staatsbedienungen zu gelangen, giebt ihnen Muth, die barbarische Behandlung der Verschnittenen, die ihre Lehrer und Aufseher sind, und die es bey ihren Untergebenen an derben Stockschlägen nicht fehlen lassen, mit Geduld zu ertragen.

Ob es gleich die Gewohnheit des türkischen Reichs mit sich bringt, daß diese Kinder alle von christlichen Aeltern, und zwar die vornehmsten und schönsten, die man nur finden kann, seyn sollen: so trägt doch der Capi-Aga, oder Obervorsteher des

Se-



Ein Türckischer Grenz Bassa.

Serails, der erste unter den weißen Verschnittenen, welcher zugleich der höchste Befehlshaber der Ichoglans ist, kein Bedenken, einige geborne Türken in ihre Zahl mit aufzunehmen, die sich durch ihre guten Eigenschaften empfehlen: doch geschiehet dies nur selten, und mit besonderer, ausdrücklicher Bewilligung des Großherrn, der es lieber sieht, daß diese Kinder alle von solchen christlichen Aeltern, die Mahomets Religion angenommen haben, gezeugt sind.

Dies ist der wahre Ursprung der türkischen Großen und Staatsbedienten; sie sind alle Sklaven, und da sie keine Kenntniß von ihren Aeltern und von ihrer Herkunft haben, so richten sie ihre Neigungen und Bestrebungen einzig und allein auf den Dienst des Regenten, der sie zu einem erhabenen und glänzenden Glück erzogen hat.

Die Baschas werden also aus der Klasse der Ichoglans genommen, und der Name Bascha ist weiter nichts, als ein Ehrentitel, der allen Staatsbedienten der Pforte gemein ist, welche sie durch die Verschiedenheit ihrer Bedienungen von einander unterscheiden. Die vornehmsten, in solchen Ehrenämtern stehenden Personen

sind der Vizier-Azem, oder Großvizier, der Raimakan, der Bascha des Meers, und der Janitscharen-Aga. Diese vier Baschas, oder, nach unsrer Art zu reden, Ministers, stehen in so großem Ansehen, daß sie oft ihrem Monarchen die Krone nehmen, um sie, wem es ihnen gefällt, zu geben, wie es im abgewichenen Jahrhundert zweyen türkischen Kaisern nach einander, dem Mustapha und Osman, begegnet ist, wovon der letztere im Gefängniß einen schändlichen Tod unter den Händen des Henkers sterben mußte.

Wenn diese Baschas hergegen nicht recht gut und vorsichtig ihre Maaßregeln nehmen, so stehen sie in Gefahr, um des geringsten Vergehens Willen den Kopf zu verlieren, da denn der Großherr, wenn sie auf solche Weise eines gewaltsamen Todes gestorben sind, sich ihres ganzen Vermögens und aller ihrer Güter bemächtigt, ihre Kinder aber ins Serail nimmt. Diese können von der Verlassenschaft ihrer Väter, welche der Eigensinn oder die Grausamkeit des Sultans in die andere Welt geschickt hat, und von den Ehrenstellen, welche sie bekleidet haben, nicht den geringsten Vortheil ziehen. Weit entfernt, die Reichthümer oder Würden ihrer Väter zu erben,

wär's

wär's auch der Sohn eines Großvizirs, oder einer leiblichen Schwester des Kaisers, können sie nicht höher steigen, als bis zu der Stelle eines Galeerenkapitains; denn die Staatsklugheit der Türken gestattet nicht, daß ein vornehmes Haus sein Ansehen und seine Macht vom Vater auf den Sohn forterbe, um denselben eben dadurch die Mittel zu benehmen, jemals den Staat beunruhigen zu können. Man sieht hieraus, daß das Glück der Baschas, welches auf eine Zeitlang einen großen Glanz von sich wirft, nur ein wankendes, unbeständiges Glück ist, worauf weder der Sohn, noch der Vater selbst, in wie grossem Ansehen er auch stehen mag, sichere Rechnung machen kann.

Die Baschas, welche den Charakter als Vizirs haben, tragen drey Standarten, an deren jeder ein Roßschweif, oder Pferdeschwanz hängt, welcher mit einer ihnen beliebigen Farbe, die grüne ausgenommen, gefärbt ist; doch ist es ihnen erlaubt, das Holz, oder die Stange, woran die Standarte befestigt ist, grün anstreichen zu lassen. Diese Gewohnheit soll, nach der Erzählung der Türken selbst, folgenden Ursprung haben: — Als sie einst den Christen eine Schlacht lieferten, wurde ih-

 nen

nen im Gedränge und Schlachtgetümmel ihre Standarte weggenommen, und da der türkische General sahe, daß der Verlust der Standarte seinen Soldaten allen Muth benahm, und daß sie anfiengen, die Flucht zu ergreifen, so hieb er mit dem Säbel einem Pferde den Schweif ab, und befestigte denselben an der Spitze einer halben Pike, die er in die Höhe hob, indem er ausrief: Hier ist die große Standarte; wer mich lieb hat, der folge mir. Im Augenblick faßten die Türken wieder Muth, und, nachdem sie wieder in Ordnung gekommen waren, giengen sie aufs neue auf den Feind los, und gewannen die Schlacht.

Die Offizers oder Unterbedienten, welche sich bey dem Baschas befinden, haben ihre Standarten; es ist ihnen aber nicht erlaubt, einen von diesen Roßschweifen daran zu hängen; und man muß merken, daß diejenigen Baschas, die nicht zugleich Viziers sind, deren nur zwey tragen dürfen; so führen zum Beyspiel die Beys, welche unter den Baschas stehen, und die Gouverneurs der kleineren Provinzen, nur einen Roßschweif.

Wenn der Großherr zu Felde geht, trägt man deren sieben, weil, nach der

Meynung der Türken, die Welt in sieben Theile oder Hauptgegenden eingetheilt ist, welche den Großherrn zu ihren Beherrscher haben, in sofern man diese Revier nach der Breite berechnet, und aus diesem Grunde geben sie ihm in ihrer Sprache den Titel eines **Herrschers über alle Könige.** Dies gründet sich darauf, weil Mahomet sagt, daß derjenige, der nach seinem Tode Besitzer derjenigen Länder seyn würde, in welchen sein Grabmal wäre, den Titel eines Oberhaupts oder Beherrschers aller Könige der Erde annehmen sollte. Sie fügen noch hinzu, es gäbe nur drey Reiche, nämlich **Konstantinopel, Babylon**, und **Trapezunt**, und dieser Ursache wegen trägt der Großherr drey schwarze Federbüsche an seinem Turban. Im vorbeygehen muß ich erinnern, daß blos die Reiger in **Kandien** einen ganz schwarzen Federbusch auf dem Kopfe haben, dahingegen die Büsche dieser Thiere in allen andern Ländern weiß, oder von gemischter Farbe sind; und da in einen Strauß oder Bouket sehr viel von diesen Federn hineingehen, so wird der Preis desselben eben dadurch sehr theuer; und daher ists vielleicht gekommen, daß der Gebrauch eines solchen Federbusches in Europa sich verloren hat. Bey allen Fürsten Asiens steht die Aigrette in großer Achtung, sie

 muß

muß aber nicht den geringsten Fehler haben, und, wenn sie nur ein klein wenig an der Spitze eingeknickt ist, so machen sie gar nichts daraus, und der Preis wird ungemein verringert. Dies gehört auch zu den Galanterieen der Morgenländer, wodurch sie sich von andern Nationen unterscheiden.

An diesen drey Aigretten oder großen Federn an dem Turban des Sultans weiß und erkennet man, daß der Großvizier bey der Armee ist, weil er alsdenn deren nur zwey trägt, und die Sache verdient, angemerkt zu werden. Wenn die Truppen zu Felde gehen sollen, so läßt der Großherr diejenigen, die sich zu Konstantinopel und in den umliegenden Gegenden befinden, sich in Schlachtordnung stellen, und, indem er den Großvizier zur Seite hat, stellt er ihnen denselben als ihren General vor. Hierauf reden die Soldaten kein Wort, statten auch nicht eher den gewöhnlichen Gruß oder Glückwunsch ab, bis der Großherr sich eine große Feder oder Aigrette aus seinem Turban hat herausnehmen lassen, um sie auf den Turban des Großviziers zu stecken: alsdenn begrüßt ihn das ganze Kriegsheer, und erkennt ihn für ihren Anführer, empfängt auch zugleich einen Sold oder eine Löhnung von ihm.

Nachdem ich von den Baschas, von den Großen des türkischen Reichs überhaupt geredet habe, muß ich meine Leser mit denjenigen bekannt machen, welche die vornehmsten Staatsbedienungen bekleiden. Der erste unter ihnen ist der **Großvizier**; ihm folgen sechs andere, welche den Charakter als **Viziers** haben, nämlich der **Kaimakam**, der **Bacha des Meers**, und der **Janitscharen-Aga**, worauf die **Beglierbeys** die **Sangiakbeys**, und der **Bostangibacht** folgen, welcher eine der schönsten und einträglichsten Bedienungen bey der Pforte hat.

Der **Vizier-Azem**, oder **Großvizier** ist nach dem Sultan das Oberhaupt bey der Regierung und der Generallieutenant von der Armee, er ist der Vornehmste im hohen Rath, der ohne Einschränkung, unter den Befehlen des Großherrn, alle Staats- und Kriegesangelegenheiten entscheidet, weshalb er auch das Reichssiegel in Händen hat. Er hat im Divan, oder hohen Rath noch sechs andere Viziers zu Beysitzern, welche man **Viziers der Bank** nennet, und die eigentlich Staatsräthe sind; sie haben aber keine berathschlagende, noch weniger entscheidende Stimme, und versammeln sich nur im Divan, um über

über irgend einen Punkt des Gesetzes, worinn sie erfahren sind, um Rath gefragt zu werden, ohne sich in die Regierung des Staats oder in irgend eine öffentliche Angelegenheit zu mischen, wofern man sie nicht darüber um ihre Meinung frägt. Es giebt auch fünf **Beylerbeys**, denn der Großherr der Vizier-Charakter beylegt, und welche die reichsten und ansehnlichsten Statthalterstellen des Reichs besitzen, nämlich die Baschas von **Babylon**, von **Cairo**, von **Natolien**, von **Romanien** u. s. f. *)

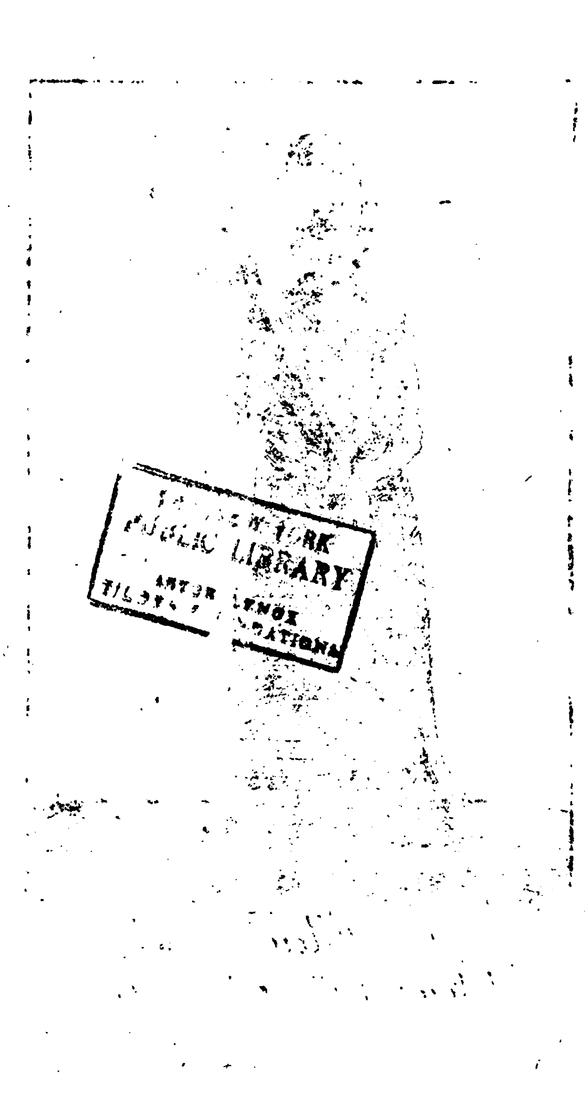
Der

*) Ehedem gab es auch einen Bascha oder Statthalter von Ofen, welches die Hauptstadt in Ungarn ist. Die Türken praktizirten sich im Jahr 1541. durch List in die Stadt, und saßen ganzer 135. Jahr darinn. Im Jahr 1684. belagerten es die Christen, mußten aber unverrichteter Sache wieder abziehen, nachdem sie 24000. Mann davor hatten sitzen lassen. Aber das folgende 1686ste Jahr war für die Türken so unglücklich, daß sie diesen Schlüssel zur Christenheit im Gesicht ihrer zahlreichen Armee mußten mit Sturm erobern sehen. Die Beute war unbeschreiblich, weil alle reiche Leute ihre Zuflucht zu diesem Gotte Mausim genommen hatten; sie würde aber noch größer gewesen seyn, wenn die Stadt während des Sturms nicht in Brand gesteckt worden wäre. Es kostete diese letzte Belagerung ebenfalls viel Christenblut, weil in christlichen Lager Leute waren, die mit den Türken heimlich Korrespondirten. Als der türkische Seraskier diese schöne Stadt brennen sah, und doch nicht im Stande war, den Ort zu entsetzen, so stieß er seinen Kopf vor

Grimm



Alley Tschausch,
Hof-Fourir bey einen Vezier.



Die drey ersten, welches die Vornehmsten sind, haben ehemals das Vorrecht gehabt, mit Ausschließung aller andern Baschas, die drey Roßschweife, wovon ich oben die Geschichte erzählt habe, eben so, wie der Großherr, vor sich hertragen zu lassen. Aber dieses Vorrecht erstreckt sich jetzt auch auf die andern Statthalter, und sie sind sich alle fünf in diesem Stück gleich.

Der Großvezier führt einen grossen Staat, welcher sich zu der Größe und Macht des Herrn schickt, dem er dienet, und sein Haus bestehet aus mehr, als zweytausend Bedienten. Ob er gleich eben so, wie die andern Baschas, der Gefahr ausgesetzt ist, den Zorn des Großherrn zu erfahren, und gezwungen ist, seinen Kopf herzugeben, wenn er ihn fordert; so richtet sich doch der Großherr in wichtigen und in solchen Sachen, welche den Staat betreffen, sehr nach der Meinung seines Großvisiers, und seine Vorträge oder Vorschläge im hohen

Grimm und Bosheit mehrmals wieder die Wand. Im Jahr 1687. fehlte es nicht viel, daß dieser höchst wichtige Platz durch Verrätherey wieder in die Hände der Türken gekommen wäre. Es sind in dieser Stadt viele warme Bäder; das vornehmste darunter nannten die Türken Velibey, und der Sultan Soliman pflegte sich desselben zu bedienen. =

hohen Rath sind eben so viel unwiderrufliche Urtheile. Dies giebt seiner Macht ein so unumschränktes Ansehen, daß sich in allen Kayserthümern und Königreichen der Welt kein erster Minister befindet, dessen Gewalt und Ansehen mit dem, was der Großvezier vermag, verglichen werden könnte. —

Es mag kommen, wer da will, um ihn zu besuchen, so steht er nicht auf, weder, um den Fremden oder Gast zu empfangen, noch um ihm das Geleite zu geben, ausgenommen, wenn der Muffti oder Oberpriester kommt, der der erste Vorsteher und Ausleger des Gesetzes ist, vor dem der Großherr selbst aufstehet. Hierbey verdient besonders angemerkt zu werden, daß, ob es gleich dem Großvizier zustehet, alle Sachen von Wichtigkeit in Vorschlag zu bringen, er sich doch sehr in Acht nehmen muß, nichts vorzutragen, was dem Großherrn mißfällt; denn er würde ihn sogleich, ohne ihm die geringste Antwort zu geben, stranguliren lassen, nach dem Grundsatz des Ottomannischen Hofes, daß man bey dem regierenden Herrn nichts zum Vortrage bringen dürfe, worüber er böse werden könnte.

11.



G.G. Crusner fec.

Ein Jannitschar.



Der Janitscharen Aga.

Der Kaimakam ist der Hauptmann und Gouverneur der Stadt Konstantinopel, Lieutenant oder Stellvertreter des Großviziers, der aber nur in dessen Abwesenheit etwas vermag. Denn in der Abwesenheit des Großviziers unterzieht er sich allen Verrichtungen dieses wichtigen Amts, er gebietet uneingeschränkt, und giebt den Gesandten Audienz. Er ist nicht, wie die andern Baschas, der harten Nothwendigkeit ausgesetzt, seinen Kopf herzugeben; weil er, im Fall er etwas thun sollte, welches dem Großherren mißfällig wäre, die Schuld solches Vergehens auf den Großvizier schiebt, von dem er die Befehle empfängt.

Der Bascha des Meers ist der Admiral und der oberste Anführer der Kriegsheere zur See. Die Beys, welches die Statthalter der am Meer belegenen Provinzen sind, hängen von seinen Befehlen ab, und müssen auf den ersten Wink, den sie von ihm erhalten, zur See gehen.

Der Janitscharen-Aga, den die Türken Yengeri-Agasi nennen, ist das Oberhaupt der Janitscharen. Diese Bedienung ist sehr ansehnlich, weil die türkische Infanterie gegenwärtig größtentheils

theils unter dem Namen Janitscharen bekannt ist, obgleich die ächten Janitscharen, die ihre ursprüngliche Einsetznng von Ottoman, dem ersten, und ihre grossen Privilegien von Amurat, dem dritten, haben, heut zu Tage nur ein Corps von fünf und zwanzig tausend Mann ausmachen. Sie haben unter sich schöne Verordnungen, und sowohl in Konstantinopel, als auch an andern Oertern besitzen sie grosse Wohnungen, die in verschiedene Zimmer, oder Kammern abgetheilt sind. Sie beobachten in allen Stücken eine so gute und genaue Ordnung, daß ihre Lebensart sich mehr dem Klosterleben, als der gewöhnlichen Lebensart der Soldaten nähert, und ob ihnen gleich das Heirathen nicht verboten ist, so schreiten sie doch selten zum Ehestande, Die grossen Vorrechte, welche sie im ganzen türkischen Reiche, wo sie in grosser Achtung stehen, geniessen, bewegen viele Leute, daß, sie, um der Bezahlung der Auflagen und anderer bürgerlichen Pflichten überhoben zu seyn, einige Offiziers durch Geld zu gewinnen suchen, welche sie in Schutz nehmen, und sie für Janitscharen ausgeben. Sie bekommen aber keinen Sold von dem Landesherrn, und ihr ganzer Vortheil, ist auf diese jetztgenannten Vorrechte eingeschränkt, die aber

an

an sich schon sehr groß sind. Eben durch diese Vermischung der wirklichen Janitscharen mit denen, die sich nur dafur ausgeben, geschieht es, daß ihre Anzahl gegenwärtig sich über hundert tausend erstreckt; und wenn man auch nur die wirklichen Janitscharen rechnet, so hat sich ihr Corps bisweilen so furchtbar gemacht, daß sie türkische Regenten vom Throne gestoßen, und in einem Augenblick der Regierungsform eine ganz andere Gestalt gegeben haben. Die Macht ihres Aga oder ihres Anführers ist sehr groß, und niemand darf so, wie er, sich dem Großherrn nähern. Denn er darf in dessen Gegenwart mit freyen Armen und Händen und mit einem ganz dreisten Schritt erscheinen, indeß alle türkische Größen ohne Ausnahme, sogar der erste Vizier, nicht anders, als mit über einandergeschlagenen Armen vor dem Sultan erscheinen dürfen, indem sie in der Gegend des Magens eine Hand auf die andere legen, um dadurch ihren Respekt und ihre tiefe Unterwerfung anzuzeigen.

Die Beglerbeys folgen in der Würde den vier ersten Baschas, und sind gleichsam eben so viel Selbstherrscher in den vornehmsten Statthalterschaften oder Gouvernements des türkischen Reichs, worüber sie

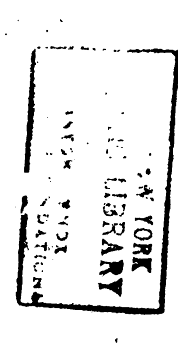
der Großherr zu Befehlshabern macht. Diese großen Baschas oder Statthalter haben wieder andere Bedienten unter sich, die auf türkisch Sangiacsbeys heißen, und Statthalter über die Sangiacs oder besondern, kleinen Provinzen sind, als der **Sangiacbey** von **Salonika** oder der von **Morea**.

Die **Spahis**, welche einen Haufen von ohngefähr funfzehn tausend Mann ausmachen, sind eine Art von Kavaliers, welche für den Adel des Landes gehalten seyn wollen, und sehr ihre Tapferkeit rühmen. Sie schöpfen ihren Unterhalt aus den Einkünften der **Timars**, das heißt, der Ländereyen, welches gleichsam Lehne oder Kommanderieen sind, die ihnen der Großherr nach Maßgabe der Belohnung schenkt, wodurch er ihre Dienste vergelten will. Man kann ihnen diese **Timars** nicht nehmen, wofern sie nicht ihre Schuldigkeit verabsäumen, welche darinn besteht, daß sie sich bey der Armee einfinden müssen, wenn der Großvizier in eigener Person zu Felde geht. Die **Spahis** sind die glücklichsten Leute im ganzen ottomannischen Reich, und gleichsam kleine Monarchen an den Oertern, wo sie das Kommando haben.

Di



Spahi,
oder Türkischer Reuter

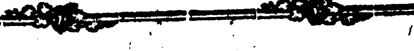


Die Zaims sind wenig von den Spahis unterschieden; sie sind, gleich ihnen, Befehlshaber, und genießen die Einkünfte von gewissen Lehngütern, welche ihnen der Großherr giebt. Es ist ihrer eine große Anzahl im ganzen Reich, und sie wollen als Herren und Barons des Landes geehrt seyn. Die Zaims und Spahis machen zusammen die türkische Reuterey aus, und sie wissen genau, wie viel Stück Pferde sie nach den Einkünften ihrer Timars liefern müssen.

Der Chaoux oder Chiaoux-Bachi ist das Oberhaupt aller Chaoux im türkischen Reich, welche die Befehle des Kaisers innerhalb und außerhalb der Grenzen des Staats bringen, und zu Gesandschaften gebraucht werden, ob sie gleich im Grunde keine eigentliche Gesandten, sondern nur Boten sind. Ihnen werden gemeiniglich Gefangene von Stande zur Verwahrung anvertraut, welche sie mit keinem Auge verlassen.

Dies sind die vornehmsten Bedienungen und Würden des türkischen Reichs, welche alle mit Leuten besetzt sind, die aus der Klasse der Ichoglans genommen werden. Es ist nun Zeit, daß ich auch ein

Paar Worte von den Bedienten des Serails sage, welches die Verschnittenen sind, denen der Großherr die ansehnlichsten Bedienungen und Verrichtungen anvertraut, und die zugleich als Aufseher über die Ichoglans gesetzt sind. Ihre Eintheilung, ihre physische Beschaffenheit, und ihre Geschäfte werden den Inhalt des folgenden Abschnitts ausmachen.



Drittes Kapitel.

Handelt von den Verschnittenen, oder von den Keuschheitswächtern und von andern Hofbedienten der hohen Pforte.

Daß die Morgenländer überhaupt und die Herren Türken, deren Galanterieen den Inhalt dieses Buchs ausmachen, insonderheit, die andern Nationen an heißer und delikater Liebesbrunst sowohl, als auch an Eifersucht und Argwohn übertreffen müssen, davon kann unter andern die Menge ihrer Verschnittenen und die Art und Weise, wie sie diese kitzliche und gefährliche Operation der Entmannung verrichten, zum Beweise dienen. Ueberhaupt ist es etwas

selt-



Der Groß Herr.
im Ceremonien Kleid
am Tage des Beiram Festes.

seltsames und scheint ganz unnatürlich zu seyn, ja es erregt Schaudern, wenn man darüber nachdenkt, wie die Menschen haben darauf verfallen können, zur Vermehrung ihres sinnlichen Vergnügens und zur bequemeren Befriedigung ihrer oft viehischen Leidenschaften ihre Mitmenschen, die durch Gewalt oder Zufall in ihre Hände fielen, auf eine jämmerliche Art zu verstümmeln und zu mißhandeln, und sie nicht nur zur Fortpflanzung ihres Geschlechts, sondern auch sogar zur ungehinderten Befriedigung ihrer unentbehrlichsten Bedürfnisse auf ihre ganze Lebenszeit ungeschickt und unfähig zu machen. Dies sind ohnstreitig Folgen und Erfindungen des Müßiggangs, Folgen eines gewissen Raffinements und einer übelverstandenen Delikatesse, die sich seit Jahrhunderten in verschiedene Staaten, bey rohen und gesitteten Nationen eingeschlichen, und aus den höhern Ständen auf die niedern, als welche gemeiniglich den Großen der Erde blindlings nachäffen, verbreitet hat.

Indeß ist doch immer zwischen den Verschnittenen des Orients und Occidents ein großer Unterschied, und dieser Unterschied zeigt sich sowohl in ihrer Bestimmung, in den mannichfaltigen, ordentlichen und außer-

ordentlichen Verrichtungen, wozu sie gebraucht werden, als auch in der Art und Weise ihrer Verstümmelung, wobey, sonderlich in den warmen Morgenländern, vornämlich auf das Frauenzimmer, dessen Keuschheit sie bewachen sollen, und auf dessen größere, oder geringere Zugänglichkeit Rücksicht genommen wird. Wie weit hierinn die Besorgniß, die Eifersucht, und, wenn man das Ding recht beym Lichte besieht, die unmenschliche Grausamkeit eines gewissen Sultans gegangen sey, davon werden wir, freylich zum großen Aergerniß und Skandal *) aller sittsamen und christgläu-

*) Das Wörtlein Skandal, welches eigentlich von dem griechischen Worte σκανδαλὸν, das ist verdollmetschet, eine Mäusefalle, und hernach in der Sprache der Biebel, ein Aergerniß, herstammt, erinnert mich an eine skandalöse Geschichte, und bedeutet in der Sprache der Studenten soviel, als eine unangenehme, verdrießliche Sache, woraus allerley Kabalen und Zänkereyen entstehen. Siehe Christian Wilhelm Kindlebens Studentenlexikon, Halle, bey J. C. Hendel, 1781. Dieses Buch, welches die Censur zweyer hallischen Professoren, der Herren Trapp und Sprengel, als zeitiger Dekanen der philosophischen Fakultät, paßirt hatte, ist zwar, nachdem eine Menge Exemplare bereits verkauft und ins Publikum gegangen war, von einem blödsinnigen, längst in die Vergessenheit übergetretenen Prorektor dasiger Universität konfiscirt worden; soll aber jetzt, dem Ver-



Der Groß Herr.
in den Serail mit den Kislar Agasi.

gläubigen Seelen, die nach der Lehre des Apostels nicht verschmähen oder verpfumpfeyen den natürlichen Brauch, in der Folge ein mehreres vernehmen. — Doch, ich wollte vom Unterschiede der orientalischen und occidentalischen Verschnittenen, welche man auch Kastraten, und auf Griechisch Evnuchos, oder Eunuchos nennt, ein Wörtlein zur allgemeinen Erbauung sagen.

Die occidentalischen Verschnittenen (eigentlich sind sie nur in Welschland, oder Italien Mode, und daselbst, wie auch in Deutschland, wohin sie gemeiniglich emigriren, unter dem Namen Kastraten bekannt) werden hauptsächlich der Tonkunst, und insonderheit der Vokalmusik wegen entmannet; es werden ihnen diejenigen Theile des männlichen Zeugungsgliedes oder des Skrotums, in welchen der Saa-

men enthalten ist, ausgeschnitten, und sie verlieren eben dadurch die Tüchtigkeit zum Kinderzeugen und zum gesetzmäßigen Ehestande; ich sage mit Fleiß, gesetzmäßigen; Denn obgleich solche verstümmelte Personen die Begierden eines verliebten Frauenzimmers einigermaßen zu stillen, und einer Ehefrau beyzuwohnen, im Stande sind, so ist doch ein solcher Beyschlaf allemal gesetzwidrig, weil der Hauptzweck desselben und der Hauptzweck der Ehe, was man auch dagegen einwenden, und von Sophistereyen vorbringen mag, die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts ist. Man denke sich nur, ich will nicht sagen, eine Welt, sondern ein Land voll Kastraten; und man wird das Unförmliche, Unnatürliche und Zweckwidrige einer solchen fleischlichen Vermischung, bey welcher blos *extinctio libidinis* (Sättigung der Geilheit) als *finis primarius* oder Hauptzweck obwaltet, fühlen und eingestehen.

Die Italiäner kastriren die jungen Leute, nicht, um sie, wie die Türken, zu strengen Keuschheitswächtern ihrer Schönen zu machen, sondern, um sie zu künftigen Virtuosen in der Vokalmusik einzuweihen, damit sie durch solche Entmannlung eine feine, klare und weibliche Stimme bekommen

men sollen, welches auch der Erfolg bestättigt. In der Wahl dieser jungen Leute, die mit den Kapaunen und Truthänen gleiches Schicksal haben, sind sie nun eben nicht skrupulös. Sie sehen hauptsächlich auf einen feinen Teint und auf eine hübsche, wohlproportionirte Leibesgestalt; und da mag nun der, der da soll oder muß verschnitten werden, der künftige Virtuose und Opernsänger, der Sohn eines Schweinhirten, oder eines Edelmanns seyn, das gilt ihnen gleich.

Leute von Stande verlieren nicht gern, was ihnen die Natur gab, und wenn gleich bisweilen Arme von Adel, deren Familien ganz herunter gekommen sind, sich kastriren lassen, um als Meistersänger ihr Brod zu verdienen, so ist der Fall doch selten, und gemeiniglich werden junge Mannspersonen oder Knaben von niedrigem Stande und geringen Vermögensumständen zur Ehre der Musik und des musikalischen Gesanges auf die vorhin beschriebene Art entmannet. Man nimmt diese Operation gewöhnlich in dem zartesten Alter vor, entweder, weil in diesem Alter das Kastriren nicht so schmerzhaft und gefährlich ist, oder, weil bey erwachsenen Personen der Erfolg nicht so sicher seyn, und der intendirte Zweck, die

Stimme zu klärificiren, nicht erreicht werden würde.

Diese sogenannten Kastraten bleiben selten, wenn sie die Jünglings- oder männlichen Jahre erreicht haben, in Italien, ihrem Vaterlande. Die Erfahrung vieler Vorgänger im Metier hat sie schon gelehrt, daß es außerhalb auch gut Brod essen ist, und daß insonderheit die ihrer angeerbten Vätersitte ungetreu gewordenen Deutschen alles Ausländische, sonderlich, was aus Frankreich und Italien kommt, verwunderungsvoll anstaunen, und die oft kleinen Talente, mit einem Stabe in der Hand eingewanderter Ebentheurer, mit schwerem Gelde belohnen. *) Selbst die Fürsten und ihre

*) Ob ich gleich eben kein Freund von vielem Citiren und Allegiren anderer Schriftsteller bin: so kann ich mich doch nicht entbrechen, weil's die Gelegenheit giebt, eine bemerkenswürdige Stelle aus einer neueren, mit Geschmack und Weltkenntniß ausgearbeiteten Schrift, die vor nicht gar langer Zeit erschienen ist, und auf die Materie, wovon im Text die Rede ist, Beziehung hat, herzusetzen: „Die beträchtliche Menge „ausgewanderter Deutschen, welche fast in jedem „europäischen Staate angetroffen werden, leiten „einen Reisenden auf den natürlichen Gedanken, „daß die Liebe zu ihrem Vaterlande verloschen, „die partheyische Anhängigkeit, die jeden an „seine Nation fesselt, aufgelößt, der Stolz, „ein Deutscher zu seyn, gesunken, der alten „Völ-

ihre Satrapen begünstigen dies Vorurtheil, indem sie sich viele Mühe geben, und keine Geld-

„Völkern eigene Wahn von der in ihrem Va-
„terlande allein zu findenden Wohlfart, ver-
„loren, die Lust, sich in demselben ehrlich zu
„nähren, geschwächt, und der Eifer, durch
„Erhöhung der natürlichen Talente und Betrieb-
„samkeit es andern Völkern gleich zu thun,
„ihrem Ruhm zu schmälern, und seine jederseit-
„tige vaterländische Provinz in Ruhm und Auf-
„nahme zu bringen, ermattet seyn müssen.
S. Politische und statistische Meynungen über die Auswanderungen der Deutschen; ihre Ursachen, und Mittel, ihnen vorzubeugen. Dresden, 1781. S. 1. §. 1.
Ferner, sagt der Verfasser S. 4. §. 5. „Wenn
„wir wahrnehmen, daß nicht wenige, sondern
„viele, nicht hunderte, sondern tausende in
„fremden Reichen exuliren, so müssen traurige
„Ursachen sie von ihrem Vaterlande, Freun-
„den und Bekannten, verlorne Aussichten nach
„lebenswierigen Unterhalt für sich und die Ih-
„rigen gewaltsam getrennt, und Verzweiflung
„muß sie fortgetrieben und bekleidet haben.„
„§. 7. Auch drängt, wenn die Wanderungssucht
„ein Volk erst einmal befallen, und sein Gift
„auch den gesunden Gliedern mitgetheilt hat,
„der Stolz, der unsern Werth immer zu hoch
„in Anschlag bringt, und die Meinung, daß
„unsre Gaben oder Vorzüge in der Heymath
„gleichgültiger angesehn, oder gar übersehen
„werden, daß man auf alles stets um sich sehende
„weniger merke, und die häufig nachtheilige
„und anstößige Anführung und verdrehte An-
„wendung biblischer Stellen auf allerley dies-
„seits dem Grabe aufstoßende Angelegenheiten
„der Menschen, manchen zum Lande hinaus.
„So bekommt ein von sich eingenommener, oft
„mit nichts weniger, als Probe-haltenden Vor-
„zügen

Geldkosten scheuen, um solche Herumläufer, an ihre Höfe zu ziehen. Da werden sie denn

„zügen begabter Geck, durch die ganz anderes
„anzuwendende Stelle der Schrift: Ein
„Prophet gilt nirgend weniger, als in sei-
„nem Vaterlande; den Paroxismus, nimmt
„seinen geschnürten Bündel, und läuft, um
„Glück zu suchen, und seinem vermeinten
„Werth Gültigkeit zu verschaffen, Abentheuern
„entgegen, ohne zu bedenken, daß die Beurthei-
„lung seines Werths und die Bestimmung des-
„selben nicht ihm, sondern der Gesellschaft zu-
„kam, deren Mitglied er war. §. 9. An sol-
„chem undankbaren und unmännlichen Betragen
„sind vorzüglich auch die häufig grundlosen
„Lobeserhebungen schuld, welche man andern
„Ländern, in allen Hinsichten, und ohne alle
„Ausnahme macht; wie oft hab ich sie mit äus-
„serstem Unwillen und tiefster Verachtung von
„partheyischen, stumpfen, jungen und alten
„Thoren in einem Zirkel unwissender, romanti-
„scher und träger Jünglinge hervorbringen, den
„Ueberfluß anderer Länder, ihre Freyheit, ihre
„mancherley Gelegenheiten, Geld und Wohl-
„stand zu erwerben, preissen hören, da doch
„sie, die dort gewesen waren, von dem ge-
„rühmten und erdichteten Ueberfluß einen hungri-
„gen, zusammengeschrumpelten Magen, einen
„unbedeckten Körper, und statt der Effekten,
„die Brodsamlein des unterwegs erfochtenen
„Bettelbrods, in ihrer bodenlosen Taschen mit
„sich zurück brachten — Conferatur Wilhelm
„Abraham Tellers Predigt von den Land-
„streichen, über den Text: Herr, hie ist
„gut seyn: laß uns drey Hütten bauen,
„dir eine, Mosi eine, und Eliä eine;
Berlin, 1776. 8vo.

denn bey der Anhörung ihrer Silbertöne und ihres schmetternden, mit vielen Trillern durchschlungenen Gesangs, wenn sie in der Oper oder bey einem öffentlichen Konzerte figuriren, bis in den dritten Himmel entzückt; da betrachten sie alles, was an dem fremden Virtuosen leibt und lebt, mit dem Vergrößerungsglase; da blicken sie mit stolzer Verachtung auf ihre Landsleute herab, und oft muß die einheimische Kunst betteln gehn, indeß die auswärtige mit Ehre und Geld überschüttet wird, oft muß der ehrliche Deutsche, dem es weder an Naturgaben, noch an Fleiß in mehrerer Ausbildung seiner erworbenen Kenntnisse und Geschicklichkeiten fehlt, gegen den italiänischen oder französischen Flüchtling, den Armuth oder irgend ein schlechter, illegaler Streich aus seinem Vaterlande vertrieb, einschenken, weil es einmal die Maxime und das Sprichwort der Großen ist: **Was kann aus Nazareth Gutes kommen.**

Ob ich nun gleich nicht leugnen will, daß es unter den italiänischen Verschnittenen, die hin und wieder an deutschen Höfen als Opern- und Konzertsänger eine ansehnliche, stehende Besoldung haben, auch Leute von guter Familie giebt, welche viel-

leicht

leicht der Eigensinn oder der Geiz ihrer Aeltern und Vormünder zu der mehrgedachten Verstümmelung und zu den Geschäften, mit welchen sie jetzt ihr Brod verdienen, bestimmte: so sind doch die meisten von niedriger Herkunft, armer Leute Kinder, und größtentheils außer der Ehe gezeugt, oder, wie man im Sprichwort sagt, von der Bank gefallen. Demohngeachtet pflegen sich diese letzteren, wenn sie nach Deutschland kommen, gemeiniglich für Barons, Edelleute und Personen von hohen Range auszugeben, und in den Ländern, wo man ihnen hofirt, und ihren wahren, oder eingebildeten Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren läßt, eine glänzende Rolle zu spielen. Das deutsche Frauenzimmer, welches im Grunde eben so verbuhlt und männersüchtig, als das italiänische ist, hat es in der Gewohnheit, diesen Herrn Kastraten, die sich gemeiniglich durch eine hübsche Figur, durch eine korpulente, vielversprechende Leibesgestalt, und durch artige, einschmeichelnde Sitten empfehlen, nicht abhold zu seyn. Sie haben auch dazu ihre guten Ursachen, daß sie, es mögen nun verheyrathete, oder unverheyrathete Frauenzimmer seyn, den vertrauten, fleischlichen Umgang mit diesen Halbmännern dem Umgange mit wirklichen Männern, die ihr bis-

lischen Patrimonium oder väterliches Erbgut noch unverletzt erhalten haben, vorziehen. Denn, indem sie sich mit den Herren Kastraten begatten, können sie die Freuden der sinnlichen Wollust genießen, und dürfen deswegen nicht riskiren, an ihrer Ehre und publiken Keuschheit Schiffbruch zu leiden; sie können demohngeachtet noch immer für Jungfern und ehrliche Weiber paßiren, und stürzen sich nicht in die Gefahr, Hochzeiten und Kindelbier an einem Tage zu machen, oder, wenns Ehefrauen sind, ihren Eheherrn fremde Kinder ins Haus zu bringen, als wider welche schlimme und gesetzwidrige Gewohnheit der geschickte Verfasser des Buchs über die Ehe, welches kurz hinter einander zwo Auflagen erlebt hat, sehr nachdrücklich eifert. Ich habe selbst während meiner Jünglings- und Unterweisungsjahre eine reiche Präsidententochter in B. gekannt, die Prüderie und Eingezogenheit affektirte, und, um sich nicht den Gefahren und Verleumdungen ihrer Mitschwestern, die ihr Geschlecht zu vermehren, und eben dadurch die gerechten Ansprüche auf den heiligen Ehestand zu verlieren pflegten, auszusetzen, mit einem gewissen kastrirten Opernsänger aus Welschland öfters geheime Unterredungen anstellte, und ihre

Nei-

Neigung, so gut sie konnte, in dessen Umarmungen befriedigte. Es hatte sich zwar ein dunkles Gerücht von dem vertrauten Umgange der Demoiselle K * * mit dem Kastraten P * * ins Publikum verbreitet; weil aber Galanterieen dieser Art in B * * sehr gemein sind, und für unschuldig gehalten werden, so schadete dies Gerücht ihrer Ehre und ihrem Fortkommen nichts; sie ward bald darauf an einen hübschen, jungen und reichen Mann verheirathet, der in einer ansehnlichen Bedienung stand; wer wollte sich's damals, als sie mit großem Pomp ihr Myrrthenfest feyerte, beygehen lassen, ihr unter die Augen zu sagen, oder auch nur zu wähnen, daß sie ihren Kranz nicht mit Ehren trüge. — Was sollen wir dazu sagen? Im Grunde, wenn eins seyn soll, wenn der heftige Naturtrieb, der beyde Geschlechter zur Wollust reizt, sich einmal nicht bändigen läßt, ist's doch immer besser, wenn sich die Damen vornehmen und geringeren Standes eines solchen dienstfertigen Kastraten in ihren jedesmaligen Leibesnöthen bedienen, als daß sie zu andern unnatürlichen, oder nicht so leicht herbeyzuschaffenden Hülfsmitteln, wodurch sie noch obendrein ihre Natur und Gesundheit verderben, ihre Zuflucht nehmen. Der Wohlstand verbietet mir,

mir, Hülfsmittel dieser Art, und gewisse Instrumente, deren sich das weibliche Geschlecht zur Befriedigung seiner Naturtriebe, in Entstehung eines männlichen Objekts, oder aus Vorsicht, um keine Kinder zu bekommen, zu bedienen pflegt, namhaft zu machen. Dies darf ich wohl für diejenigen, denen daran gelegen ist, anmerken, daß dergleichen Maschinen, die man füglich Nothhelfer nennen kann, auf allen Messen, obgleich inkognito, zu haben sind, und daß sie auch zu den Galanterieen gehören, wovon wir im ersten Kapitel dieses Buchs ein kurzes Verzeichniß vorangeschickt haben. —

Ich komme nun zu den orientalischen, und besonders zu den türkischen Verschnittenen, von denen ich bereits im Vorhergehenden gesagt habe, daß sie sowohl in Ansehung ihrer Bestimmung, und der Geschäfte, zu welchen sie gebraucht werden, als auch in Absicht auf die Art ihrer Verstümmelung, von den occidentalischen oder italiänischen sehr verschieden sind. Die Verschnittenen in der Türkey und vornämlich diejenigen, welche zum Dienst des Serails und zur Bewachung des Hoffrauenzimmers gebraucht werden, machen zwo Klassen oder Ordnungen aus. Es giebt

 weiße,

weiße, die blos geschnitten und zur Befruchtung eines weiblichen Eyerstocks *) untauglich gemacht sind, wie die Kastraten, welche aus Welschland nach Deutschland kommen; es giebt aber auch schwarze Verschnittene; diese sind schlimmer dran, als jene, weil man ihnen ohne Barmherzigkeit alles bis an den Bauch weggenommen hat, woran man sie von dem weiblichen Geschlecht unterscheiden konnte. Diese Armseligen müssen sich beym Uriniren einer Art von Röhre bedienen, welche sie dicht an den Bauch halten, und wodurch sie das Wasser lassen. Es hat zu dieser grausamen Verstümmelung die übertriebene Eifersucht und Vorsichtigkeit eines gewissen Sultans Gelegenheit gegeben, wie wir nachher hören werden.

Beyde Gattungen von Verschnittenen sind streng, wunderlich und argwöhnisch,

und

*) Ich denke nicht, daß man sich über diese und ähnliche Ausdrücke skandalisiren wird, da man sie in allen medizinischen Büchern findet, und ich sonst zu unnützen und weitläuftigen Umschreibungen meine Zuflucht nehmen müßte. Hier gielt der Gemeinspruch: naturalia non sunt turpia, natürlicher Dinge darf man sich nicht schämen; wofern nur kein Gespötte und kein Fürwitz damit getrieben wird. —

und begegnen allen denjenigen sehr grausam, die unter ihrer Aufsicht stehen. Die Ursache ihres störrischen und eigensinnigen Betragens, besonders gegen junge und hübsche Leute beyderley Geschlechts, ist sehr begreiflich. Sie ahmen des Verhalten der alten Betschwestern nach, die in ihrer Jugend fein mitmachten, und jetzt, weil das Laster sie verlassen hat, weil ihnen die Kräfte zu wollüstigen Ausschweifungen fehlen, aus bloßer Scheelsucht und Abgunst über die jungen Leute her sind, die, nach dem Beyspiel ihrer Aeltern und Vorfahren, der Liebe pflegen.

Eben so sind auch die türkischen Verschnittenen, und vornämlich die Schwarzen, denen man bey der Beraubung des Männlichen am ärgsten mitgespielt hat, natürlicherweise neidisch, verdrüßlich und mißvergnügt, wenn sie andere ihrer Mitgeschöpfe die durch einen zweckmäßigen Gebrauch ihrer gesunden Kräfte und Glieder die Freuden des Lebens und der Liebe ungehindert genießen sehen, deren Genuß ihnen jetzt auf immer versagt ist. Und was müssen diese Entmanneten nicht bey dem Anblick eines schönen, wohlgebauten Frauenzimmers empfinden, da sie mit dem Verlust ihrer männlichen Unterscheidungszeichen nicht zu

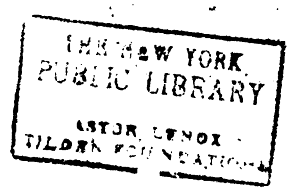
 gleich

gleich ihre verliebte Neigung gegen das andere Geschlecht verloren haben! Es mag seyn, daß eine lange Gewohnheit, und die gezwungene Enthaltung von Liebeswerken, wozu sie sich wider ihren Willen bequemen müssen, am Ende ihre Sinne abstumpft, und die Hitze ihrer Neigungen allmächlich abkühlet; aber ihre sinnlichen Begierden werden doch durch die längste Gewohnheit nicht ausgerottet, und müssen vielmehr durch den beständigen Anblick dessen, was sie gern hätten, ohne es je genießen zu können, zu ihrem größten Verdruß und heimlichen Gram immerfort genährt und unterhalten werden, bis endlich das herannahende Alter das Feuer der Begierden, ohne welche die Welt nicht bestehen, und selbst der Himmel leer an Einwohnern seyn würde, nach und nach auslöscht. Sonach ist das Schicksal dieser Verschnittenen allemal beklagenswürdig, wenn es ihnen gleich nicht an Geld und Gut, auch nicht an guten Essen und Trinken, und andern Vergnügungen fehlt, wodurch sie sich die Zeit und die Grillen vertreiben, und die Stimme der Natur, wenn das Andenken an weibliche Zärtlichkeit ihre Ruhe stört, auf einige Minuten oder Stunden betäuben können. — Es hat zwar auch, wie die Geschichte lehret, Unsinnige gegeben, die aus

übel-



Atschi-Baschi
Ober Koch einer Janitscharen Kam̄er.



übelverstandener Heiligkeit und Andächteley, oder aus Verzweiflung und andern Ursachen sich selbst kombabisirt, und zum ehelichen Beyschlaf unfähig gemacht haben; aber ihre Anzahl ist sehr klein, und sie können mit den Verschnittenen, wovon hier die Rede ist, in keine Vergleichung gesetzt werden.

Es giebt sowohl von den weißen, als schwarzen Verschnittenen eine ungeheure Menge nicht allein in Konstantinopel und im ganzen türkischen Reich, sondern auch in allen Ländern des Orients, wo keine noch so geringe Privatperson ist, welche nicht, wenn sie auch nur ein geringes Vermögen besitzt, zur Bewachung ihrer Hausfrauen einen oder zwey Verschnittene halten sollte. Dies verursacht eben den großen und einträglichen Handel mit Verschnittenen in verschiedenen Gegenden von Asien und Afrika, und in dem einzigen Reich Kolkonda wurden ums Jahr 1659. zwey und zwanzig tausend Verschnittene verhandelt. —

Der große Mogul leidet diese Barbarey nicht in seinen Staaten, und läßt die Verschnittenen, die er zu seiner Hofhaltung braucht, aus andern Ländern kom-

men, daher auch der Abgesandte desselben, welcher sich damals, als der vorhin erwähnte große Handel mit Verschnittenen geschah, in dem Königreich Kolkonda befand, einen Reisenden versicherte, die Zeit würde ihm lang, ehe er wieder zu seinem Herrn zurückkäme, weil er befürchtete, das Reich Kolkonda möchte durch solche Grausamkeiten seinen eigenen Untergang befördern. Die meisten armen Aeltern, die keine Liebe für ihre Kinder haben, und befürchten, sie nicht ernähren zu können, verkaufen sie, sobald die Lebensmittel nur ein wenig theuer werden, an Kaufleute, welche sie in der Folge schneiden, und ihnen bisweilen alles, was männlich ist, wegnehmen lassen. Da wenige dieser jungen Leute bey einer so gefährlichen und schmerzhaften Operation mit dem Leben davon kommen, so macht dies die Verschnittenen von der letzteren Art, denen man alles weggenommen hat, sehr theuer, wenigstes viel theurer, als die andern, und sie werden in Persien und in der Türkey um sechshundert Thaler verkauft; dahingegen der Preis der gewöhnlichen Verschnittenen hundert, bis hundert und funfzig Thaler ist. Es ist leicht einzusehen, daß, um die ganze Türkey, ganz Persien, ganz Indien, und alle Provinzen von Afrika mit dieser gangbaren Waare zu versehen,

man

man ihrer zu Tausenden aus verschiedenen Gegenden her müsse kommen lassen. Das Königreich Kolkonda auf der Halbinsel, diesseit des Ganges, und die Königreiche Assan, Boutan, Arakan und Pegu, jenseit dieses Flusses, liefern von Zeit zu Zeit eine ungeheure Anzahl derselben. Alle diese Verschnittenen aber sind weiß, oder doch nur bräunlich. Die schwarzen Verschnittenen hingegen, welche aus Afrika in weit geringerer Anzahl kommen, sind, wie ich schon gesagt habe, viel theurer. Die häßlichsten kosten am meisten, weil ihre außerordentliche Häßlichkeit bey ihnen die Stelle der Schönheit, in ihrer Art, vertritt. Eine breite und blatte Nase, ein scheußliches Ansehen, ein großes Maul, große Lippen, schwarze, und weit aus einander stehende Zähne, (denn die Mohren haben gemeiniglich schöne Zähne) sind große Vortheile für die Handelsleute, welche sie verkaufen. Mit diesen beyden Gattungen der Verschnittenen ist das Serail in Konstantinopel angefüllt. Die Schwarzen sind zur Bewachung der Zimmer, welche die Frauenzimmer bewohnen, bestimmt, und werden durch die Baschas von Groß-Kairo nach Hofe geschickt. Die Weißen, die nicht so wild und störrisch sind, und welche eine sorgfältigere Erziehung genos-

 sen

sen haben, besetzen die Zimmer des Großherrn.

Die vier vornehmsten Verschnittenen, welche sich der Person des Großsultans nähern, sind der Hazodabachi, der Chasnadarbachi, der Kilarchibachi, und der Sarai-Agasi, welche den Kapi-Aga über sich haben, der der Oberaufseher und Befehlshaber über alle Kammern der Ichoglans ist. Sie folgen sich gewöhnlich einander in den jetztgenannten Bedienungen; nämlich der Sarai-Agasi tritt in die Stelle des Kilarchibachi, dieser in die Stelle des Chasnadarbachi, dieser letzte folgt dem Hazodarbachi, und der Hazodarbachi endlich dem Kapi-Aga, welches allemal der älteste im Dienst unter den weißen Verschnittenen ist.

Der Kapi-Aga, oder Kapou-Agasi ist gleichsam der Großmeister oder Obervorsteher des Serails, er ist der Vornehmste in der Würde, und steht in dem größten Ansehen unter den weißen Verschnittenen; er ist beständig um den Großherrn, an welchem Orte dieser sich auch befinden mag. Er führt die auswärtigen Gesandten zur Audienz, und da alle Sachen von

Wich=



Der Capi Aga.
oder Oberste der weissen Verschnittenen.

Wichtigkeit durch seine Hände gehen, bevor sie bey dem regierenden Herrn zum Vortrage kommen, so macht ihn sein Amt allen übrigen Staatsbedienten nothwendig, und bringt ihm reiche Geschenke zuwege. Alle diejenigen, welche dem Großherrn ein Geschenk machen wollen, müssen sich auch an den Kapi-Aga wenden, um durch ihn Seiner Hoheit vorgestellt zu werden, wovon er ebenfalls große Vortheile ziehet. Niemand darf ohne seinen Befehl in das Zimmer des Großherrn hinein- oder aus denselben herausgehen; und wenn der Großvizier mit dem türkischen Kaiser sprechen will, so hohlt ihn der Kapi-Aga ab, und stellet ihn vor. Ereignet sich etwa ein dringendes Geschäft, oder ein Umstand, der keinen Aufschub leidet, es sey bey Tage, oder bey Nacht, wovon der Vizier dem Großherrn schriftlich Nachricht geben will, so nimmt ebenfalls der Kapi-Aga diese schriftliche Nachricht an, und bringt ihm die Antwort darauf. Er trägt im Serail den Turban, und überall, wo er etwas zu thun hat, reitet er hin, welches ein besonderes mit seiner Bedienung verbundenes Vorrecht ist. Er begleitet den Großherrn bis an die Gemächer, in welchen sich die Sultaninnen befinden; er bleibt aber an der Thür stehen, weil er da nichts mehr

zu befehlen hat. Wenn er aus dem Serail herauskömmt, und seine Stelle niederlegt, welches aber sehr selten geschieht, so kann er nicht Bascha werden. Was seine Tafel anbetrift, so wird dieselbe auf Kosten des Fürsten unterhalten, und er hat außerdem täglich zehn Sultanins, welches funfzehn Thaler nach unsrer Rechnung ausmacht. Es hat Kapi-Agas gegeben, welche bey ihren Absterben ein Vermögen von zwey Millionen hinterlassen haben, welches alles in die Geldkasten des Großherrn zurückkehrt. Dieses Oberhaupt der weißen Verschnittenen hat vier andere in seinem Gefolge, welche nach ihm die vornehmsten Bedienungen und Aufwartungen in den Zimmern des Großherrn haben.

Der Hazodabachi ist gleichsam der geheime, oder Oberkämmerer, der die vierzig Kammerpagen unter seiner Aufsicht hat, welche sich gewöhnlich der Person des Großherrn nähern. Der Serai-Agasi hat die Oberaufsicht über alle Zimmer in dem Revier des Großherrn, was die Reinlichkeit und die nöthigen Reparaturen betrift. Vornämlich hat er ein wachsames Auge auf den Seferli-Odasi, welches die Kammer der Pagen ist, die für die Wäsche des Großherrn Sorge tragen, und ihn auf seinen

nen Reisen begleiten. Er bestimmt die Einrichtung ihrer Kleider, und alles, was sie sonst nöthig haben, ordnet er an. Sein Adjutant, oder Lieutenant, ist der Seraiket-Odasi, der auch ein Verschnittener ist, dessen Geschäft darinn besteht, daß er alle halbe Jahr den Fußboden in den Sälen und Zimmern des Serails mit andern Tapeten belegen läßt.

Der Haznadar, oder Chaznadarbachi, ist der Schatzmeister, oder Vorsteher der Schatzkammer, und hat die Aufsicht über die Pagen dieser Kammer. Man muß hierunter nicht den öffentlichen Schatz, der für die Bedürfnisse des Staats und zur Bezahlung der Soldaten bestimmt ist, verstehen, zu welchem der Großvizier und die drey Tefterdars, oder Generalschatzmeister die Schlüssel, und worüber sie die Aufsicht haben. Der Schatz, von welchem ich hier rede, ist der Ort, wo man die Kleinodien der Krone und alle andern Reichthümer, welche die ottomannischen Regenten zusammengescharrt, und vom Vater auf den Sohn fortgeerbet haben, in Verwahrung hält. Man muß aber bemerken, daß der Chasnadarbachi nur den Titel eines Schatzmeisters führt, und daß er nicht einmal in die geheime Schatz-

kam-

kammer hineingehen darf, seitdem, unter der Regierung des Sultan Amurats, die Pagen der Schatzkammer sich über die schlechte Aufführung dieses Verschnittenen gegen den Großherrn beschwert haben, worauf er, ihrer Bitte zufolge, bewilligte, daß der Gasnadarbachi nichts mehr im Schatze zu befehlen haben, und daß der Chaznaketodasi künftig dessen Amt verwalten sollte, ohne ihm deshalb den Titel zu nehmen.

Bey Gelegenheit dieser Veränderung, welche Sultan Amurat mit den beyden itzt erwähnten Hofbedienten des Serails vornahm, muß man merken, daß bey allen Muhamedanischen Fürsten, Türken, Persern, Indianern, von welcher Sekte sie auch seyn mögen, alles, was ein regierender Herr während seiner Regierung anordnet und festsetzet, von dessen Nachfolger niemals aufgehoben und widerrufen wird. Als unter dem vorhin gedachten Sultan Amurat Kapou = Agasi einen dummen Streich machte, worüber der Großherr zornig ward, so schloß er fürs Künftige alle Kapou = Agasis, welche das Serail verlassen würden, von dem Vorrecht aus, Baschas zu werden. Ein ähnlicher Fall trug sich einst an dem Hofe des Königs von Per=

Persien zu. Unter der Regierung des Cha-Abas verschworen sich einige Persischen Hof- und Staatsmänner wieder diesen Regenten, welche ihm das Leben nehmen, und seinen Sohn auf den Thron setzen wollten. Gegen zwey oder drey Uhr Nachmittags, wo im Persischen jedermann sich in den Haram, welches das Frauenzimmerrevier ist, begeben hat, schickten die Verschwornen zwanzig bewaffnete Männer mit dem Befehl in den königlichen Pallast, sogleich alles niederzumachen, was sie an den Thüren finden würden, welche gewöhnlich nur mit zwey oder drey Menschen besetzt sind, die einen Knüppel in der Hand haben; und, wenn dies geschehen wäre, sollten sie den König in Haram, der von einigen schwarzen und weißen Verschnittenen, welches arme Soldaten sind, schlecht genug bewacht und vertheidigt wird, umbringen. Aber die Verschnittenen verfehlten ihren Streich, und der Oberthürhüter, der für einen der Tapfersten seiner Zeit gehalten wurde, und sich eben nebst zweyen eben so herzhaften Bedienten, Georgiern von Geburt auf seinem Posten befand, nahm den Säbel in die Hand, und trieb die Verräther so muthig zurück, daß sie bald die Flucht ergreifen mußten. Als der König diese That erfahren hatte, ließ er ihn vor sich kommen,

und,

und, nachdem er ihn sehr gelobt hatte, verordnete er, daß die Bedienung eines Oberthürhüters auf beständig bey seiner Familie verbleiben, und vom Vater auf den Sohn kommen sollte. Er befahl außerdem dem Archivarius, diese Handlung seines Oberpförtners in der Geschichte zu verewigen, und verlangte, daß man seinen eigenen Namen, und alles, was während seiner Regierung geschehen war, in den Persischen Geschichtbüchern auslöschen sollte, wofern einer seiner Nachfolger sichs würde einfallen lassen, das geringste in seiner Willensmeinung zu ändern, und diese Bedienung von dem Hause des getreuen Georgiers wegzunehmen.

Der Kilargibachi ist der Pagenhofmeister des Kilars, welches der Ort ist, wo die auserlesensten Getränke für den Mund des Großherrn bereit gehalten werden. Es ist eine Art von Hofschenke, und der Kilargibachi ist gleichsam der Mundschenk, der auch Bascha wird, wenn er seine Bedienung niederlegt. Er ist überdem über alle Akegis gesetzt, welches die Köche und Zuckerbecker sind, in deren Küchen und Beckereyen niemand ohne seinen Befehl gehen darf; er hat auch alles Gefäß und Trinkgeschirr, welches für den Großherrn gebraucht wird, unter seiner Ver-

wah-

wahrung. Dieser Hofbediente hat den Kilarketodasi zum Substituten. Diejenigen, welche aus dem Serail heraus-kommen, um Baschas zu werden, (ich merke dies im Vorbeygehen an,) müssen unter den vierzig Kammerpagen gewesen seyn, und eine von diesen sechs Bedienungen, des Chasnaketodasi, des Kilarketodasi, von denen ich schon geredet habe, des Dodangibachi, des Chokadar, des Seligdar, und des Rikabdar, von denen ich bald reden werde, bekleidet haben. Außerdem können sie nichts anders, als Beys, oder Zoims, oder Spahis, aufs höchste, durch eine besondere Gnade des Großherrn, Kapigibachis werden. Es verhält sich eben so mit dem Hugombachi, welches der zweyte Vorsteher der Schatzkammer, und mit dem Anakdar-Agasi, welches der dritte dabey ist. Wenn diese Leute aus dem Serail herauskommen, bevor sie in die Anzahl der vierzig Kammerpagen aufgenommen werden, so bekommen sie nur eine Zahlung, welche sich höchstens auf zweyhundert Aiper *) beläuft.

*) Asper ist die kleinste Silbermünze in der Türkey, deren, nach ihrem eigentlichen Gehalt, wenn sie nicht verfälscht sind, 80. auf einen Thaler gehen.

Viertes Kapitel.

Fortsetzung und Beschluß des Vorigen.

Es sind noch einige Hofbediente des Serails übrig, die nach den verschiedenen Bedürfnissen des Großherrn und seiner Weiber, oder auch nach dem, was seine Pracht erfordert, eingetheilt sind; diese will ich, mit Anführung ihrer Amtsnamen, nur ein wenig berühren *). —

Der

*) Bey Gelegenheit des Berührens, und, weil einmal von Galanterieen die Rede ist, kann ich mich nicht entbrechen, meinen geneigten Lesern zur Abwechselung folgende Anekdote mitzutheilen: Ein gewisser Dorfprediger kündigte einst nach gehaltener Amts, oder Vormittagspredigt von der Kanzel ab, daß er Nachmittags Examen oder Katechisation mit den Erwachsenen weiblichen Geschlechts halten würde, und bediente sich dabey folgende Ausdrücke: „Zuerst, sagten Se. Ehrwürden, vermuthlich, ohne etwas Arges dabey zu denken, zuerst will ich die Weiber vornehmen, und nachher auch die Jungfern und Jungemägde ein wenig berühren.“ Wenn gleich diese Anekdote, soviel ich weiß, in keinem Vademekum steht, so kann man sich doch auf die Wahrheit des erzählten Vorgangs verlassen. —

Der Dodangibachi ist der Oberfalkonier, und seine Bedienung giebt ihm einen hübschen Rang bey dem regierenden Herrn. Der Chokadar trägt den Kaiserlichen Rock, welcher Ciamberluc heißt, und stellt ohngefähr das vor, was man in Frankreich *porte-manteau*, Mantelträger nennt. Der Rikabdar hält dem Großherrn, wenn er zu Pferde steigt, den Steigbügel. Der Seligdar ist der erste unter den Kammerpagen; er trägt den Degen oder das Schwerd des Großherrn an Galatagen, und wählt gemeiniglich zu dieser Stelle einen von den wohlgebildetsten Pagen.

Der Hammangibachi ist der Vorsteher und Aufseher der Bäder. Wenn er das Serail verläßt, so bekommt er gleich den Kamachirbachi, welcher der vornehmste Page des Seferli ist, täglich hundert Aspern, und, wenn sie bey Hofe in Gunst stehen, so kann ihre tägliche Besoldung auf hundert und funfzig Asper steigen. Man muß überhaupt bemerken, daß, wenn einer von den vierzig Kammerpagen abgeht, um ihre Stellen zu besetzen, bald aus dem Schatze, bald aus dem Kilar, und bald aus dem Seferli andere Pagen genommen werden, welches wechselsweise geschieht.

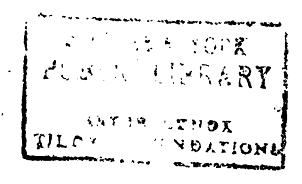
Man nimmt immer die ältesten heraus, und diejenigen, welche auf sie folgen, kommen an ihre Stelle.

Der **Chiamacibachi** ist der Oberwäscher, oder der Befehlshaber derjenigen, welche die weiße Wäsche des Großherrn besorgen. Der **Giritbey** ist das Oberhaupt derjenigen, die sich im Bogenschießen und im Werfen der Wurfspieße üben, womit alle Freytage auf einem besondern Platz im Serail, der zu dieser Belustigung bestimmt ist, eine große und feyerliche Uebung angestellet wird.

Die **schwarzen Verschnittenen** bewachen das Revier, im welchem das Hofsrauenzimmer wohnet, und man sucht zu dieser Bewachung die häßlichsten und ungestaltetsten aus, die man nur finden kann. Sie sind alle bis dicht an den Bauch abgeschnitten, und diese gänzliche Verstümmelung, deren ich schon oben gedacht habe, schreibt sich von dem türkischen Kaiser, **Solimann, dem zweyten**, her, welcher, da er einst im Felde ein ungarisches Pferd, einen Wallach, eine Stute bespringen sah, daraus urtheilte, daß die Verschnittenen, welche seine Weiber bewachten, wohl auf eben die Art ihre Leidenschaften kitzeln, und ihre verliebten Begierden befriedigen konnten,



Der Kislar Agassi,
Oberster der Schwartzen Verschnittenen.



ten. Diesem Uebel und dieser Besorgniß suchte er gleich dadurch abzuhelfen, daß ihnen alles, was zur Mannheit gehört, wegnehmen ließ, und seine Nachfolger haben eben diese Regel befolgt. Diese schwarzen Verschnittenen sind in großer Anzahl, und haben unter sich ihre eigenen Kammern und Verordnungen, wie die weißen Verschnittenen. Von ihrem verschiedenen Verrichtungen will ich unten in dem Kapitel, welches von dem Revier des Frauenzimmers handeln wird, etwas sagen.

Der Kislar-Agasi, oder, wie ihn andere nennen, Kutzlir-Agasi, das ist verdollmetschet, Jungfernhüter; ist der Vorgesetzte aller schwarzen Verschnittenen, und steht mit dem Kapi-Aga, dem Befehlshaber der weißen Verschnittenen, in gleichem Range und Ansehen. Er ist der Oberaufseher über die Wohnzimmer des Hoffrauenzimmers, er hat die Schlüssel zu den Thüren, und kann, zu welcher Zeit er will, mit dem Großherrn sprechen. Das Amt, welches er bekleidet, bringt ihm von allen Seiten her Geschenke zuwege; und es werden den Sultaninnen von den Baschas und andern vornehmen Personen, die ihrer Gunst und ihres Fürworts bey dem Sultan bedürfen, nicht leicht Geschenke gemacht,

 da

da er nicht insbesondere etwas für sich bekommen sollte, welches ihn zu einen der reichsten und ansehnlichsten Hofbedienten der Pforte macht. —

Ich komme nun auf die Azamoglans, welche die zwote Klasse der jungen Leute ausmachen, mit denen das Serail bevölkert ist, und woraus die Unterbedienten, wovon ich jetzt ein kurzes Verzeichniß liefern will, genommen werden.

Die Azamoglans sind eben so, wie die Ichoglans, nach dem, was bereits gesagt ist, Tributkinder, die man von den Christen nimmt, oder im Kriege zu Wasser und zu Lande wegkapert. Die schönsten und stärksten werden für das hohe Serail ausgesucht, und sie haben weder Gehalt, noch sonst einige Vortheile, wofern sie nicht zu kleinen Bedienungen befördert werden. Sie können nicht eher, als nach einigen Dienstjahren, zu einem gewissen Gehalt gelangen, und dann beläuft sich ihre Besoldung täglich nicht höher, als auf sieben und einen halben Ascher. Was die gewöhnlichen und schlechten Azamoglans anbetrift, die an andern Oertern erzogen werden, und nicht in das Konstantinopolitanische Serail kommen, so ist ihr ganzes zu

hof-

hoffendes Glück darauf eingeschränkt, Janitscharen zu werden.

Sobald diese jungen Leute in Konstantinopel ankommen, so werden sie gleich und zunächst in die Serails oder kaiserlichen Häuser des Großherrn vertheilt; doch läßt man ihrer einige in der Stadt, um ein Handwerk zu lernen, andere werden auch zur See gebraucht, um als Matrosen zu dienen, und sich in der Schiffahrt geschickt zu machen, da sie alsdenn zu einigen Bedienungen gelangen. Die Azamoglans im großen Serail werden zu verschiedenen Diensten gebraucht; man macht aus ihnen Bostangis, Kapigis, Atagis, Halvagis, und Baltagis, welche verschiedenen Dienstarten ich kürzlich erläutern will.

Die Bostangis werden bey den Gärten des Serails gebraucht, und aus ihrem Mittel werden diejenigen hergenommen, welche aus den Lustschiffen des Großherrn rudern müssen, wenn er sich mit dem Fischfang belustigen, oder auf dem Kanal spazieren fahren will. Diejenigen, welche die Lustschiffe besteigen, und rechts rudern, können zu dem Amt eines Bostangi-Bachi gelangen, welches eines der ansehnlichsten

Aemter im Serail ist: diejenigen aber, welche links rudern, können nur zu den kleinen Bedienungen gelangen, und etwas bey den Gärten angestellt werden. Ereignet es sich, daß einer von ihnen durch gar zu großes Anstrengen das Ruder in Gegenwart des Großherrn zerbricht, so lassen ihm Seine Hoheit auf der Stelle funfzig Thaler auszahlen, und auch den übrigen etwas Geld austheilen, so oft Höchstdieselben ihr Lustschiff besteigen. Die größte Zahlung, welche sie nach einigen Dienstjahren bekommen, beläuft sich täglich auf sieben und einen halben Asper, außer der Kleidung und Mundprovision, worinn sie alle gleich sind. —

Der **Bostangibachi** hat die Generalaufsicht über alle Gärten des Großherrn, sowohl über diejenigen zu **Konstantinopel**, als über die benachbarten, und das Kommando über mehr, als zehen tausend **Bostangis**, oder Hofgärtner, die zu ihrer Unterhaltung und Abwartung gebraucht werden. Ob er gleich aus der niedern Klasse der Azamoglans herstammt, so ist seine Macht doch sehr groß, und seine Bedienung eine der schönsten und beträchtlichsten bey Hofe. Sie nähert ihn der Person des Sultans, mit dem er ganz vertraut spre-

chen

chen kann, wenn er ihn aufs Wasser beglei=
tet, indem er dicht am Steuerruder des
Schiffs oder Kahns sitzet, welches der
Großherr besteigt, der ihn sehr oft braucht,
um seine Befehle an irgend einen Bascha
zu bringen, der seinen Kopf hergeben soll.
Alle Großen der Pforte fürchten sich vor
ihm, und suchen seine Zuneigung durch Ge=
schenke zu gewinnen, weil er sie bey dem
Großherrn empfehlen, oder auch anschwärzen
kann, dessen Herz er allein auf seinen Spa=
ziergängen regieret. Da er dicht an den
Schultern des Großherrn auf dem Lust=
schiffe seinen Platz, die Steuerruderstange
in Händen, und das Vorrecht hat, in Ge=
genwart des Großherrn zu sitzen, um das
Schiff desto leichter zu lenken, so kann er
ihn alsdenn recht bequem mit Staatssa=
chen, oder mit der Aufführung der Ba=
schas unterhalten, und nach Maßgabe sei=
ner Leidenschaften, oder, nachdem es seine
Vortheile erfordern, ihm entweder frey her=
aus sagen, wie es wirklich zugeht, oder
die Sachen so einlenken, daß er damit zu=
frieden ist. Endlich kann er, wenn er in der
Gunst des Großherrn sich festgesetzt hat, eins
von den großen Gouvernements bekommen,
und Bascha von Babylon, von Kairo,
und sogar Großvizier werden, als welches
die vornehmste Würde des Reichs ist. —

Die Kapigis sind die Pförtner, oder Thürhüter des Serails, nämlich des ersten und zweyten Hofes; denn das Thor zum dritten Hofe, durch welches man in die innern Gemächer des Serails kommt, wird von den Verschnittenen bewachet. Der Anführer der Kapigis heißt Kapigibachi, und hat noch andere Bediente, die eben den Namen führen, unter sich, deren sich der Großherr ebenfalls zur Ausrichtung seiner Befehle bedienet. Der Kapi-Aga hingegen ist über alle.

Die Atagis sind die Köche des Serails, über welche, wie über die Halvagis, oder Zuckerbäcker, der Kilargibachi völlige Gewalt hat. — Jede Küche hat ihren Atagibachi, das ist, ihren Vorsteher, oder Küchmeister, den die Franzosen *Ecnyer* nennen: der Moutbak-Emin ist eine Art von Aufseher, oder Küchenprovisor, der die Küchen mit allem Nothwendigen versorgt, und desgleichen für die Besetzung der Gesandtentafel Sorge trägt, je nachdem es ihm von dem Großherrn befohlen wird. Die Halvagis sind, wie schon gesagt, die Zuckerbecker; man pflegt diesen Namen auch denenjenigen beyzulegen, welche die Großen im Serail bedienen, und Erlaubniß haben, heraus und hinein

zu

zu gehen, wenn sie wollen. Die Baltagis sind starke, handfeste Kerle, die man braucht, um allerley Lasten zu tragen, wie in Deutschland die Bierschröter, Auflåder und Holzhacker. Der Hasteler-Agasi ist der Vorgesetzte des Krankenhauses, oder, nach unsrer Art zu reden, Lazarethvater *) der auf alles, was ein- und ausgeht,

*) Die Stelle eines Lazarethvaters oder Vorstehers eines Krankenhauses, welches auf öffentliche Kosten unterhalten wird, pflegt an manchen Orten in Deutschland eine ganze einträgliche Bedienung zu seyn, wozu insgemein ein ehrlicher Handwerker, Schuhmacher, Schneider und dergleichen genommen wird. Oft pflegen diese Herrn, wenn sie sich fühlen, und mit dem Abwurf der Patienten, die im Herrn entschlafen sind, ihre Kästen und Böden voll gemacht haben, das von der Obrigkeit ihnen verliehene Ansehen zu mißbrauchen, und die ihnen angewiesenen Schranken zu überschreiten. So kenne ich einen gewissen Lazarethvater in einer berühmten und volkreichen Stadt, wo arme Kranken auf Kosten des Raths umsonst kurirt und gut verpflegt werden. Dieser, ebenfalls dem löblichen Schuhmacherhandwerk zugethan, hatte gedachtes Aemtchen von seinem Vater, der auf Intercession des Schuhmachergewerks zu solchem Posten gelangt war, gleichsam geerbt, und, weil er zugleich des dasigen Kirchsprengels Kantor, der Lazarethkirche Küster und Klingelsackträger, wie auch eines Hoch-Edlen Raths Subfamulus und Postenträger war, so dünkte er sich nichts Kleines zu seyn. Vornämlich übte er sein vermeintes Ansehen gegen die jedesmaligen Patienten beyderley Geschlechts aus, die entweder für ihr baares Geld, gegen wöchentliche,

geht, Acht giebt, und insonderheit zu verhüten sucht, daß kein Wein hineingeschleppt wird,

liche, auch monatliche Zahlung einer gewissen Summe, oder um Gottes willen in diesem Krankenhause verpflegt, und von ihrem verschiedenen Uebeln bald geheilt, bald nicht geheilt, und in einen sogenannten Nasendrücker eingesperrt, so geschwind, als möglich, auf den Gottesacker befördert wurden. Die Patienten, die einmal drein steckten, und diesem Diktator untergeben waren, durften nicht heraus, wenn sie auch, gleich den Gesunden, herumwandeln konnten, und ihre Krankheit von keiner sonderlichen Erheblichkeit war. Der Haus- oder Lazarethvater behandelte sie ohne Unterschied als Staatsgefangene, und nahm ihnen, gleich beym Eintritt ins Krankenhaus, das Geld, was sie bey sich hatten, ab, es mochte viel oder wenig seyn, unter dem Vorwande, es bis zu ihrer Genesung aufzuheben. Niemand durfte die Patienten besuchen, und selbst, wenn ihre Freunde und Anverwandte zu ihnen wollten, wurden sie gemeiniglich an der Thür, bey welcher sich ein naseweiser Bursche und Speichellecker als Thürhüter befand, ohne alle Entschuldigung abgewiesen; gefiel es aber dem Herrn Vater, oder der Frau Mutter, welche die Herrschaft im Hause hatte, einen solchen unschuldigen Besuch zuzulassen, so mußte es nur auf eine sehr kurze Zeit, und in Gegenwart des Hausvaters oder eines von seinen Kindern geschehen, damit nicht etwa was verdächtiges gesprochen werden möchte. Wenn Briefe oder Billets an einen Patienten ankamen, so wurden sie von dem Hausvater weggefischt und erbrochen; auch bekam sie der Patient nicht allemal zu lesen; war Geld in den Briefen, so nahms der Hausvater zu sich, indem er vorgab, entweder, daß er es dem Rath überliefere, oder

bey

wird, als welcher nach dem muhamedanischen Gesetz verboten ist, und den Kranken nur selten und in gewissen Fällen erlaubt wird.

Der Emirahourbachi und der Ekmeggibachi sind zwey Hofbediente des Sul-

bey sich verwahrlich niederlege bis zu des Kranken Genesung. Da sterben nun viele drüber hin, oder wandern aus, und bekommen ihr aufgehobenes Geld, woran wenigstens ihre Erben und Anverwandten Anspruch machen könnten, in ihrem Leben nicht wieder; und wer darf da Nachfrage halten, wo das Geld geblieben ist, oder zu dem Hausvater, der mit den Subalternen des Raths gemeiniglich in gutem Vernehmen steht, sagen: Was machst du? Die Impertinenz dieses Hausvaters gehet so weit, daß er nicht allein, unter dem Vorgeben, es bringe die Einrichtung des Hauses so mit sich, wenn Briefe mit der Post oder auf andern Wegen an die Patienten kommen, solche erbricht, und ihren Inhalt, der ihn doch nichts angeht, beschnüffelt, ehe ihn der Patient zu lesen bekommt, sondern daß er auch, wenn er bey denselben Schreibmaterialien vermerkt, ihnen solche wegnimmt, und nicht gestattet, daß sie Briefe an ihre Freunde und Anverwandten schreiben können, es müßte denn mit seinem Vorwissen und unter seinem Siegel geschehen. — Sollte man hier nicht mit dem römischen Dichter Virgil ausrufen: quid faciant domini, audeant cum talia fures? das ist verdollmetschet: „Was sollen die Herzen „oder die Vornehmen nicht thun, da die „Bedienten, die Kerle von schlechter Extraktion, sich dergleichen unterfangen.“

Sultans, die ihre Wohnung außer dem Serail haben. Der erste ist der Ceremonienmeister, der vor dem Großsultan, wenn er sich öffentlich sehen läßt, und bey andern feyerlichen Gelegenheiten hergeht. Der **Ekmeggibachi** ist der Mundbäcker, oder Hofbäcker des Großherrn; man könnte ihn auch Oberbackmeister nennen, denn er hat die Aufsicht über alles Brod, welches im Serail gegessen wird. Diese beyden Bedienungen, des Ceremonienmeisters und Oberbackmeisters werden keinem von denen, die im Serail bleiben, sondern Personen, die außerhalb wohnen, gegeben, welche zu allen Stunden ein- und ausgehen dürfen.

Der **Karagi-Bachi** ist das Oberhaupt derjenigen, welche die öffentlichen Abgaben und Steuern einnehmen; und sowohl dieser, als auch der **Gemmeroubachi** oder Oberzollverwalter, und der **Bazarcanbachi** oder Vorsteher der Kaufleute, müssen dem Großherrn Geld vorstrecken, wenn er etwas braucht, und nichts im öffentlichen Schatz vorhanden ist, denn er will nicht, daß man den geheimen Schatz angreife. Sie müssen nothwendig Geld schaffen, und dies wird ihnen nicht schwer, weil alle Steuern, Zollgefälle und andere Abgaben, die dem Großherrn

gehören, erst am Ende des Jahrs bezahlt werden; diese Zollbediente aber lassen sich voraus, oder gleich beym Anfange des Jahrs bezahlen. Alle Einwohner des türkischen Reichs, was sie auch für ein Gewerbe treiben, von was für einer Nation, oder Religion sie auch seyn mögen, die muhamedanische ausgenommen, sind schuldig, sobald sie im Reiche ansäßig sind, und das sechzehnte Jahr erreicht haben, ohne alle Ausnahme, den Tribut zu bezahlen; und dieser Tribut trägt Mann für Mann 550. alte Asper, die in ihrem Werth weder steigen, noch fallen, sondern immer auf dem nämlichen Fuß bleiben, wornach 80. auf einen Piaster gehen, welches ohngefähr 5. Thaler, 15. Gr. nach unsrer Münze ausmacht. Alle anderen Christen, welche Geschäffte halber, oder, um Handlung zu treiben, wärs auch nur auf einen Tag, nach der Türkey kommen, müssen gleich bey der ersten Grenzstadt, wo ihre Ankunft geschieht, Tribut bezahlen. Die Fremden aus Griechenland, die, welche aus Moskau und andern Gegenden herkommen, zahlen 350. Asper: die Armenier, welche aus Persien, Georgien, Mingrelien und andern Ländern herkommen, werden nur auf 300. geschätzt. Was die Christen, welche die Türken Franguis nennen, anbetrifft, so bezahlen sie nichts,

und

und dies hat die europäischen Gesandten, besonders den französischen, in grosse Verlegenheit gesetzt, weil mehr Franzosen, als Leute von irgend einer andern Nation in der Türkey wohnhaft sind. Da die Türken ihr Jahr nur in zwölf Monathe, ohne einen Tag drüber zu zählen, eintheilen, indeß unser Jahr beynahe zwölf und einen halben Monath ausmacht, so lassen sie sich auch nur für zwölf Monathe bezahlen: dafür lassen sie sich aber, um nichts zu verlieren, alle drey und dreyßig Jahr doppelt bezahlen, und gehen mit den Gütern ihres Herrn sehr haushälterisch um.

Es giebt nur zwey Fürsten in der Welt, welche den Namen Chan, oder Cam führen, nämlich der Kaiser der grossen Tartarey, und der König der kleinen Tartarn, der ein Lehnsträger der Ottomannischen Regenten ist. Wenn der Cam der kleinen Tartarey die Regierung antritt, so muß er den Großherrn den Eid der Treue leisten, und die Türken halten ihm nicht höher, als einen Statthalter einer Provinz, oder aufs höchste für einen zu Lehn gehenden und subordinirten Fürsten. Diejenigen aber, die aus seinem Lande sind, die Moskoviter, die Pohlen, die Georgier, Mingrelier und andere benachbarte Völker geben ihm den

Rang

Rang eines Königs, wenn sie an ihn schreiben. Der Großherr geht mit dem Cam sehr behutsam und säuberlich um, aus Furcht, er möchte sich empören, und sich durch Verbindung mit benachbarten Fürsten mächtiger machen, als er wirklich ist. Denn man muß bemerken, daß die kleine Tartarey, wovon die Stadt Kaffa, nahe an der Cimmerischen Meerenge, die Hauptstadt ist, nicht von den Waffen der Pforte erobert worden, sondern daß die alten Könige dieses Landes sich nur unter den Schutz des Großherrn begeben haben, als welcher sie auch unter der Bedingung im Schutz nahm, daß, wenn der Vater mit Tode abgienge, dessen Sohn oder nächster Anverwandter, als Nachfolger in der Regierung, dieselbe nicht eher antreten sollte, als bis er sich von der Pforte habe investiren, oder belehnen lassen, und bevor er dem Großherrn den Eid der Treue geleistet hätte, indem er sich verbindlich machte, sich auf die ersten Befehle des Großsultans an dessen Hof zu begeben. Dagegen verspricht der Großherr, daß er nie einen andern Regenten, als aus ihrem Geschlecht und aus ihrer Familie in der kleinen Tartarey einsetzen würde; und da diese Familie aus zwo Linien besteht, so muß die eine beständig auf der Insel Rhodus exuliren, so-

lange

lange die andere regiert. Wenn aber der Großsultan nach funfzehn oder zwanzig Jahren Argwohn hat, daß die Linie, welche an der Regierung ist, nach einer unumschränkten Gewalt strebt, so läßt er den Cam und seine Kinder, wenn er welche hat, kommen, und schickt sie nach Rhodus, dahingegen diejenige, der bisher im Exilium lebte, auf einige Jahre an des Verwiesenen Stelle zur Regierung kommt. —

Es ist noch übrig, daß ich etwas von der ehrwürdigen Geistlichkeit der türkischen Nation und einigen andern mit der Auslegung des Gesetzes umgehenden Personen sage, deren Oberhaupt, ohngefähr, wie der römische Pabst, bey Vornehmen und Geringen in großer Achtung steht. Ueberhaupt halten die Türken dafür, daß die bürgerlichen Gesetze einen Theil der Religion ausmachen, und daß sie, weil sie ihnen von ihrem Propheten gegeben sind, von Gott kommen, und einen blinden Gehorsam fordern. Auf solche Art werden sie bey der Beobachtung ihrer Schuldigkeit erhalten, und daher kömmt es, daß sie, sowohl aus Grundsätzen der Religion und aus Gewissenstrieb, als auch aus Furcht der Strafen, den Gesetzen gehorchen, als worinn sie nicht weit von unsern christlichen

Grund-



Der Mufti oder Oberpriester.

Grundsätzen entfernt sind. Die Muftis und Kadis (Oberpriester und Richter) werden demnach ohne Unterschied für Gesetzpersonen, oder für privilegirte Ausleger des Gesetzes gehalten, grade so, als wenn wir aus unsern Gottesgelehrten und Rechtsverständigen nur eine Klasse machen würden, und der Mufti wird sowohl in bürgerlichen, als Kriminalsachen sehr oft zu Rathe gezogen.

Der Mufti ist das Haupt, und der erste Vorsteher des Gesetzes im ganzen Reich, und wird für den bewährtesten Ausleger des Korans gehalten. Ich meine nämlich den großen Mufti, oder türkischen Generalsuperintendenten und Oberkonsistorialrath in Konstantinopel, der der vornehmste und geehrteste unter allen türkischen Priestern ist. Denn es giebt noch mehrere Muftis in der Türkey, über welche, wie über die andern Imans, oder gemeinen Priester, der Mufti von Konstantinopel keine Jurisdiktion hat; indem jeder von ihnen in allen Stücken und Vorfällen nur den Magistrat als seine Obrigkeit anerkennt, und weil es unter ihnen keine geistliche Oberherrschaft oder gesetzgebende Gewalt giebt. Demohngeachtet aber wird der Großmufti oder Oberpriester von

allen andern Muftis sehr geehrt, und steht bey den Türken in großer und allgemeiner Achtung. Der Großherr vergiebt diese Stelle nie an einen andern, als an einen sehr geschickten und rechtschaffenen Mann; er frägt ihn oft in den wichtigsten Angelegenheiten um Rath, folgt beständig dem, was er gut findet, und er ist der einzige in der Welt, vor dem er aufsteht, wenn er ihn empfangen will.

Die **Kadilesquers** folgen auf den **Mufti**, dies sind zugleich Advokaten und Richter der Miliz, und die Soldaten haben das Vorrecht, nur von ihnen gerichtet zu werden, weshalb man sie auch Richter der Armeen nennt. Es giebt ihrer nur zwey im ganzen Reich, der **Kadilesquer** von **Romanien**, und der von **Natolien**, welche nach dem **Mufti** das größte Ansehen, und im Divan unmittelbar nach dem Großvizier Sitz haben.

Die **Mollahs**, oder **Moulah-Kadis** sind die Richter in großen Städten, welche ihre Aufträge von den **Kadilesquers** bekommen, an welche man von der erstern Sentenz in Civilsachen appelliren kann: was aber Criminalsachen betrift, so sind dieselben bald geschlichtet, weil der geringste

ringste Richter das Todesurtheil fällen kann, ohne daß von seinem Spruch appellirt werden darf.

Die Kadis sind unter den Mollahs, und müssen sich mit den Gesetzen und Gewohnheiten des Landes bekannt gemacht haben. Sie haben noch die Naips unter sich, welche auf den Dörfern die Justitz verwalten, und diese ganze Justitz wird ganz kurz, ohne Hülfe von Prokuratoren, oder Advokaten abgethan.

Die Emans oder Emaums sind die Priester *) der Türken, und gleichsam die

 Pfar-

*) Ich begreife in der That nicht, warum sich manche, sonderlich neumodische evangelische Prediger über das Wort Priester, welches man ihnen beyzulegen pflegt, so sehr ereifern. Ich gebe zu, daß manche, sonderlich schlechte und geringe Leute, damit einen verächtlichen Begriff verbinden; aber dies macht das Wort Priester, als ein Prädikat lutherischer, oder reformirter Pfarrer, noch nicht verwerflich. Und, wenn gleich der große Spalding in seinem vortreflichen Buche von Nutzbarkeit des Predigtamts im Namen aller evangelischen Prediger und Seelsorger folgendes behauptet: „Wir sind „keine Priester, Propheten und Apostel „mehr; wir wissen gar wohl, wie wir „zu unsern Aemtern kommen, und wie „gar natürlich es damit zugeht;„ so gilt dieser Satz, sonderlich der Ausspruch: wir evan-

Pfarrer ihrer Moscheen, wobey sie Sorge tragen, daß alles ordentlich zugehe, und der Gottesdienst zur bestimmten Zeit verrichtet werde.

Die Hogias sind Lehrer des Gesetzes, und gleichsam die Rektoren und Schulmeister der Jugend. Die Scheiks vertreten bey den Türken die Stelle der Prediger oder Prädikanten, und lassen öffentliche Ermahnungen an das Volk ergehen. Die

Mue-

evangelische Prediger sind keine Priester mehr, doch nur mit Einschränkung. Denn das Wort Prediger, welches man in der Churmark den sogenannten Geistlichen zu geben pflegt, erschöpft bey weitem den Begriff eines Pfarrers oder Seelsorgers nicht. Ist denn das Predigen die Hauptsache bey einem öffentlichen Kirchendiener, oder haben nicht vielmehr seine Amtsverrichtungen einen viel grösseren Umfang? In der That, diese Herren, die durchaus keine Priester mehr seyn wollen, scheinen die Erfordernisse eines Seelenhirten noch gar nicht recht überdacht zu haben; sie scheinen nicht zu wissen, daß das Gebet für die Gemeine, für ihr leibliches und geistliches Wohl, eine Hauptpflicht eines Pastors oder Seelsorgers ist, und eben so wesentlich zum priesterlichen Amt gehöre, als das Predigen und Katechisiren; andere Gründe nicht zu gedenken. — Bey dem allen bleibt zwischen den Priestern des alten Testaments, und den heutigen Pastoren oder Pfarrherrn ein grosser Unterschied, der einem jeden ohne Sophistereyen und weitläuftige Demonstrationen einleuchtet.

Muezzims sind diejenigen, welche auf den Thürmen der Moscheen schreyen, um die Leute zur Betstunde zu rufen, weil die Türken sowohl, als auch die Christen im Orient, sich keiner Glocken bedienen.

Die Dervis, oder Derwische sind türkische Mönche, eine Gattung von Bettelmönchen, die ein sehr armseliges Leben führen, denn das türkische Wort Dervis heißt so viel, als arm. Sie sind größtentheils auf eine komische und lächerliche Art gekleidet, und alle ohne Ausnahme Erzheuchler.

Fünftes Kapitel.

Etwas über den Ursprung des Worts Serail, über die vortheilhafte und angenehme Lage, über den Umfang, die Gestalt und Aussenseite des großen Serails in Konstantinopel, u. s. f.

Das Serail des Großherrn, von welchem ich in diesem Kapitel eine kurze Beschreibung geben will, ist der Pallast, wo die ottomannischen Prinzen und Re-

Pfarrer ihrer Moscheen, wobey sie Sorge tragen, daß alles ordentlich zugehe, und der Gottesdienst zur bestimmten Zeit verrichtet werde.

Die Hogias sind Lehrer des Gesetzes, und gleichsam die Rektoren und Schulmeister der Jugend. Die Scheiks vertreten bey den Türken die Stelle der Prediger oder Prädikanten, und lassen öffentliche Ermahnungen an das Volk ergehen. Die

Mue-

evangelische Prediger sind keine Priester mehr, doch nur mit Einschränkung. Denn das Wort Prediger, welches man in der Churmark den sogenannten Geistlichen zu geben pflegt, erschöpft bey weitem den Begriff eines Pfarrers oder Seelsorgers nicht. Ist denn das Predigen die Hauptsache bey einem öffentlichen Kirchendiener, oder haben nicht vielmehr seine Amtsverrichtungen einen viel größeren Umfang? In der That, diese Herren, die durchaus keine Priester mehr seyn wollen, scheinen die Erfordernisse eines Seelenhirten noch gar nicht recht überdacht zu haben; sie scheinen nicht zu wissen, daß das Gebet für die Gemeine, für ihr leibliches und geistliches Wohl, eine Hauptpflicht eines Pastors oder Seelsorgers ist, und eben so wesentlich zum priesterlichen Amt gehöre, als das Predigen und Katechisiren; andere Gründe nicht zu gedenken. — Bey dem allen bleibt zwischen den Priestern des alten Testaments, und den heutigen Pastoren oder Pfarrherrn ein groser Unterschied, der einem jeden ohne Sophistereyen und weitläuftige Demonstrationen einleuchtet.

Muezzims sind diejenigen, welche auf den Thürmen der Moscheen schreyen, um die Leute zur Betstunde zu rufen, weil die Türken sowohl, als auch die Christen im Orient, sich keiner Glocken bedienen.

Die Dervis, oder Derwische sind türkische Mönche, eine Gattung von Bettelmönchen, die ein sehr armseliges Leben führen, denn das türkische Wort Dervis heißt so viel, als arm. Sie sind größtentheils auf eine komische und lächerliche Art gekleidet, und alle ohne Ausnahme Erzheuchler.

Fünftes Kapitel.

Etwas über den Ursprung des Worts Serail, über die vortheilhafte und angenehme Lage, über den Umfang, die Gestalt und Außenseite des großen Serails in Konstantinopel, u. s. f.

Das Serail des Großherrn, von welchem ich in diesem Kapitel eine kurze Beschreibung geben will, ist der Pallast, wo die ottomannischen Prinzen und Re-

Stadt bekömmt alle Stunden, was für ein Wind auch wehen mag, Kühlung von einem, oder dem andern Meer, und das Serail, welches auf den Kanal stößt, der beyde Meere vereinigt, verspürt die damit verbundenen Vortheile am ersten.

Dieses Gebäude macht ein Dreyeck aus, dessen eine Seite auf dem Lande ruhet, und an die Stadt grenzt; die beyden andern Seiten aber werden von dem Meer und von einem Fluß, der sich ins Meer stürzt, bespület. Dieses Dreyeck ist ungleich, und wenn man es in acht Theile theilt, so nimmt die Landseite deren drey, und die beyden Meerseiten nehmen ihrer fünf ein. Sein Umfang ist ohngefähr drey italiänische Meilen, oder eine halbe, deutsche Meile. Dieser Pallast ist überall von hohen und starken Mauern eingeschlossen, die nach der Meerseite zu mit viereckichten, ziemlich weit von einander stehenden Thürmen besetzt sind; nach der Stadtseite zu zieren und befestigen diese Mauern runde Thürme, welche dichter an einander stehen, und erstrecken sich von dem großen Thor des Serails, welches nach der Sophienmoschee hinausgeht, bis ans Meer, wo man hindurch muß, um nach Galata zu reisen. Diese Thürme werden zur Nachtzeit von Azamoglans

begiebt sich nur selten dahin, wenn er etwa verdrüßlich ist, um daselbst einige Tage in der Einsamkeit zuzubringen. Das Serail des Hippodromus, welches der Bascha Ibrahim, ein Schwiegersohn und Liebling des Sultans, Soliman, des zweyten, bauen ließ, wird heut zu Tage als Amphitheater bey öffentlichen Festen, Spielen, Kämpfen, Karoussels, und vornämlich bey der Beschneidungsfeyerlichkeit der ottomannischen Prinzen gebraucht, welches für die Türken das größte Fest ist. Das dritte ist das große Serail, worinn der Großherr wohnt, welches Vorzugsweise diesen Namen führt, und man darf keine andere Benennung hinzufügen, um dasselbe von allen andern Pallästen dieser Art zu unterscheiden. Die Struktur der Gebäude oder die Bauart, welche im Serail herrscht, ist nichts außerordentliches.

Das große Serail ist ein sehr weitläuftiges Gebäude, oder vielmehr Gefängniß, welches an die Erdspitze stößt, auf welches das alte Byzanz gebauet war, an dem Bosphorus von Thracien, und an dem Zusammenfluß des Aegeischen Meers und des Pontus = Euxinus, welche die Schönheit und den Reichthum von Konstantinopel ausmachen. Diese große

Stadt bekömmt alle Stunden, was für ein Wind auch wehen mag, Kühlung von einem, oder dem andern Meer, und das Serail, welches auf den Kanal stößt, der beyde Meere vereinigt, verspürt die damit verbundenen Vortheile am ersten.

Dieses Gebäude macht ein Dreyeck aus, dessen eine Seite auf dem Lande ruhet, und an die Stadt grenzt; die beyden andern Seiten aber werden von dem Meer und von einem Fluß, der sich ins Meer stürzt, bespület. Dieses Dreyeck ist ungleich, und wenn man es in acht Theile theilt, so nimmt die Landseite deren drey, und die beyden Meerseiten nehmen ihrer fünf ein. Sein Umfang ist ohngefähr drey italiänische Meilen, oder eine halbe, deutsche Meile. Dieser Pallast ist überall von hohen und starken Mauern eingeschlossen, die nach der Meerseite zu mit viereckichten, ziemlich weit von einander stehenden Thürmen besetzt sind; nach der Stadtseite zu zieren und befestigen diese Mauern runde Thürme, welche dichter an einander stehen, und erstrecken sich von dem großen Thor des Serails, welches nach der Sophienmoschee hinausgeht, bis ans Meer, wo man hindurch muß, um nach Galata zu reisen. Diese Thürme werden zur Nachtzeit von Azamoglans

glans bewachet, die genau Acht haben müssen, daß niemand weder zu Lande, noch zu Wasser, sich dem Serail nähere, und im Nothfall können sie einige Artilleriestücke losbrennen, welche immer auf einem gewissen fünf Ruthen breiten Wall, der längst dem Serail aufgeführt ist, geladen stehen.

Auf einem von diesen Thürmen, etwa hundert Schritte von dem großen Thor des Serails, wenn man hinunter geht, um nach Galata zu reisen, hat man ein Zimmer angebracht, auf welchem der Großherr sich bisweilen belustigt, und wo er die Leute zum Zeitvertreib vorbeygehen sieht, ohne selbst gesehen zu werden. Besser unten und am Ufer des Meers ist ein großes Dach, unter welchem, wie in einen kleinen Hafen, die Raiks, oder kleinen Lust- und Jagdschiffe stehen, auf denen der Großherr spazieren fährt, wenn ihnen die Lust ankommt.

Ganz nahe dabey folgen in dem Bezirk die Logen der Bostangis, welche zum Regieren der Lustschiffe bestimmt sind; und weiter hin, nach der Ecke des Serails zu, ist das Quartier des Bostangibachi, als Oberaufsehers der Gärten des Serail, und aller derer, die dem Großherrn zugehören.

Auf dem Wall, wovon ich geredet habe, der an den Mauern des Serails entlängst geht, sind vierzig, oder funfzig Kanonen von verschiedener Größe aufgepflanzt, und einige haben eine so große Mündung, daß ein Mann hineinkriechen könnte. Grade über und mitten im Kanal sieht man einen Thurm, der auf einen Felsen gebaut ist, den die Türken Quizlerhoulesi, oder den Jungferthurm nennen. Er wird von Bostangis bewachet, und hat seine Kanonen nach dem Wasser zu, welche die Meerenge besser vertheidigen, als diejenigen, die an der Spitze des Serails stehen, die größtentheils keine Laveten haben, und nicht zu gebrauchen sind. Ueberdem fehlt es ihnen an guten Kanonierern; und wenn diese ganze Artillerie gut zugerichtet, und von geschickten Leuten regiert würde, so könnten die Türken alles, was zu dem mittelländischen, oder schwarzem Meer kommt, viel besser im Zaum halten.

Einige Schritte von dem Orte, wo die Kanonen aufgepflanzt sind, fließt eine Quelle, die aus dem Serail kommt, und wirft eine Menge Wasser aus zur Bequemlichkeit der Schiffe, die ganz nahe dabey ankern, und sich des Wassers bedienen; denn es ist niemanden, wer es auch seyn

mag,

mag, erlaubt, außer um dieser Ursache willen, einen Fuß aufs Land zu setzen. Nahe bey dieser Quelle sieht man einen ziemlich geschmückten großen Saal, wohin sich der Großherr begiebt, wenn seine Seetruppen ins Meer gehen, oder daher zurückkommen, und wenn er sich mit Spatzierengehen, oder mit dem Fischfang belustigen will.

An der äußerlichen Einrichtung und Bauart der im Serail befindlichen Zimmer und Gebäude ist, wie ich schon gesagt habe, nichts sonderliches, wenn gleich andere, durch ihre lebhafte Einbildungskraft unterstützt, sehr reizende und prächtige Beschreibungen von denselben gemacht haben. Man findet zwar in allen Wohnzimmern desselben Marmor und Porphyr genug, aber alle diese Zimmer sind sehr unordentlich und unregelmäßig gebaut; die mehresten haben nur wenig Licht, und ihr ganzer Zierrath besteht in reichen Tapeten, die den Boden bedecken, und in Kissen von seidenen Gold- und Silberstück, wovon einige mit Perlen gestickt sind. Im Grunde, und wenn man die Sache genau überlegt, gleichen die dicken Mauren und Thürmen, welche das Serail zu einem eingeschlossenen, rund umher verwahrten Ort machen, mehr einem fürchterlichen Gefängniß, als einem königlichen

lichen Hause; die darinn befindlichen Zimmer haben bey weitem nicht die reizende, einladende Gestalt, noch den Reichthum und den Geschmack der Palläste, die man in Italien und Frankreich, und hin und wieder in Deutschland antrifft; ihr äußerliches Ansehen ist nicht von der Art, daß sich die Neugierde eines Reisenden lange damit beschäftigen könnte. Alles, was das Serail noch zu einem angenehmen Aufenthalt machen könnte, ist dessen vortheilhafte Lage, und, in der That, man kann sich nicht leicht eine schönere Lage und Aussicht denken. Denn die Fronte ist nach der Sonne Aufgang gerichtet; die Gebäude stehen auf den erhabensten Ort und auf den abhängigen Theil eines Hügels, der sich von der Sophienmoschee bis an den Kanal erstrecket, und die Aussicht darinn geht nach den Gärten, welche auf dem abhängigen Theil des Schlosses befindlich sind, und nach den beyden Meeren hinaus, die an der Spitze des Serails zusammen kommen, von wannen der Großherr zu gleicher Zeit Europa und Asien sehen kann, wo sich seine Herrschaft sehr weit erstreckt. Was hilft aber ein schönes Gefängniß, dessen Lage noch so reizend ist, und die Bewunderung der vorübergehenden Fremden erregt, den armen Gefangenen, die darinn

auf

auf ihre Lebenszeit eingesperrt sind? Es befinden sich wohl wenig Leute im Serail, die nicht lieber, bey geringer und mäßiger Kost, in einer schlechten Hütte wohnen, und ihrer Freyheit genießen, als beständig in einem großen und prachtvollen Pallast, unter einer so harten Zucht und unangenehmen Einschränkung und Sklaverey, eingesperrt seyn wollten. Das schlimmste bey solcher Einspertung ist, daß diese *quasi*-Gefangenen, wo sie nicht etwa zu Aemtern und Ehrenstellen außer dem Serail durch Gunst und große Geschenke gelangen, sehr selten eine Erlösung zu hoffen haben.

Sechstes Kapitel.

Die Beschreibung des Serails und dessen innerer Theile wird fortgesetzt: etwas von dem darinn befindlichen Krankenhause, von der darinn herrschenden Ordnung, und von dem *modus procendendi* der türkischen Aerzte.

Unter vielen Pforten und großen Thüren, durch welche man ins Serail kommen kann, sowohl auf der Meer- als auf der Land-

digt. Doch lockt sie mehr die Erlaubniß, Wein zu trinken, die sie sonst nirgends haben, als die Musik, hinein. Aber diese Erlaubniß, die man gern vertuschen will, und wovon der Aberglaube der Türken nicht öffentlich zu reden, sich erdreistet, ist mit tausenderley Schwierigkeiten verbunden. Es ist nicht erlaubt, im Angesicht des Verschnittenen, der beym Eingange steht, Wein hinein zu bringen; würde jemand dabey betroffen, so wäre die Leibesstrafe von dreyhundert Prügeln für den, der den Wein herbeyschleppt, und die Geldstrafe von dreyhundert Aspern für diejenigen, die den Wein verkaufen, oder hergeben, unvermeidlich. Wenn er aber auf eine geschickte Art den Wein hineinpraktiziren kann, ohne an der Thür angehalten zu werden, so hat er, wenn er nur erst drinn ist, nichts mehr zu befürchten, und würde ihn sogar in Gegenwart des Großherrn ungestraft trinken können.

Das bischen Wein, welches auf diese Weise verstohlen hinein kommen kann, würde für so viele Leute nicht hinreichend seyn, wenn es nicht andere bequemere Wege gäbe, wo sie ihn bekommen können. Da das Krankenhaus an eine Seite der Gärten stößt, wovon es nur durch eine bloße, eben nicht sehr hohe Mauer, abgesondert ist; so

so lassen die Bostangis, weil sie sehen, daß der Wein theuer ist, und daß diejenigen, die im Serail sind, nicht wissen, wofür sie ihr Geld anlegen oder ausgeben sollen, des Nachts bocklederne Schläuche, die mit Wein angefüllt sind, über die Mauern hinüber, welche ohngefähr vierzig oder funfzig Maaß halten; alsdenn kommen Leute aus dem Krankenhause, die schon darum wissen, und nehmen die Schläuche in Empfang. Auf solche Art bringen sie vielen Wein hinein, aber doch nicht ohne Furcht, von dem Bostangibachi oder Obergarteninspektor auf der That ertappt zu werden, der alle Nächte die Runde macht.

Aber es ist auch nicht allein die Lust, Wein zu trinken, welche diese erdichteten Kranken ganz vorzüglich antreibt, allerley Ausflüchte und Vorwand zu suchen, um einige Tage im Krankenhause zuzubringen, welches so weit geht, daß einige durch schlechte Mittel sich ein leichtes Fieber erkünsteln, welches bald vorüber geht; nein, es steckt noch eine andere, weit unerlaubtere Ursache dahinter. Hier haben wir zum erstenmal Gelegenheit, die Galanterieen der Türken von ihrer schlechtesten und unedelsten, oder vielmehr von ihrer schänd-

 lichen

lichen und verabscheuungswürdigen Seite kennen zu lernen. Eine abscheuliche, viehische Leidenschaft, die ihnen, so unnatürlich sie an sich selbst ist, zur andern Natur geworden, macht, daß sie zu allen ersinnlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, um sie zu befriedigen. Diese Befriedigung einer schändlichen Leidenschaft wird den **Jchoglans**, während daß sie sich in ihren Kammern befinden, sehr schwer und sauer gemacht, da sie Tag und Nacht von strengen Aufpassern umgeben und beleuchtet werden, die ihnen nichts zu Gute halten.

Denn obgleich der Großherr selbst eben der Leidenschaft, deren bloßer Name Schaudern erregt, der Päderastie, oder unzüchtigen Knabenliebe, deren man den frommen **Sokrates** fälschlich beschuldigt hat, ergeben ist, so verordnet er doch grausame Strafen und Martern wider diejenigen, die sich unterfangen, ihn darinn nachzuahmen. Er sucht, so viel er kann, diesem Uebel vorzukommen, denn er will nicht, daß sein Beyspiel dasselbe begünstigen oder gut heißen soll, und er bestellt, um es zu verhindern, Verschnittene, die immer ein wachsames Auge haben. Aber im Krankenhause werden oft alle diese vorsichtigen Maaßregeln vereitelt; durch viele Geschenke und



Einer von der Leibgarde.

angestellten Lustbarkeiten besticht man die zur Aufsicht verordneten Verschnittenen, man berauscht sie in Wein oder andern Getränk, und läßt alsdenn junge und hübsche Knaben hineinkommen, wovon Konstantinopel voll ist. Um die Verschnittenen desto besser zu hintergehen, so läßt man diese Knaben sich in Halvagis verkleiden, welches sehr leicht angeht, weil diese Leute den Bedienten des Serails zur Hand gehen, und alles, was sie in der Stadt zu schicken und zu bestellen haben, ausrichten.

Die Anzahl dieser Halvagis erstreckt sich gemeiniglich auf sechs hundert, und sie haben nichts weiter, als Kleidung und Nahrung, ohne alle Besoldung, diejenigen ausgenommen, welche dreyzehn, oder vierzehn Jahr gedienet haben. Ihre Besoldung fängt sich mit zwey Aspern an, und steigt mit der Zeit höchstens auf sieben und einen halben Asper: aber sie haben außerdem gute Zugänge, und wissen sich die Aufträge, welche sie bekommen, zu Nutze zu machen. Da sie allein die Freyheit haben, hin und her zu gehen, so rechnen sie alles, was sie einkaufen, doppelt an; aber ihren ansehnlichsten Gewinn ziehen sie von dem schändlichen Gewerbe mit diesen jungen Knaben, die sie ihren Herren zuführen, und welche

sie auf eine geschickte Art ins Krankenhaus hineinbringen, nachdem sie ihnen ihre Kleider angezogen haben. Sie tragen eine weiße Mütze, welche oben, wie ein Hut Zucker, zugespitzt ist.

Zwar ist der Hasteler-Agasi, oder Vorsteher des Krankenhauses beständig mit fünf, oder sechs Verschnittenen an der Thür, und giebt sorgfältig auf alles, was ein und ausgehet, acht; aber das hilft alles nichts, und wenn er auch hundert Augen, oder, wie weiland Herr Argus, gestrengen Andenkens, der Fräulein bewachte, vorn und hinten Guckllöcherchen hätte, so kann er unmöglich diese jungen Knaben unter der großen Anzahl von Halvagis unterscheiden, und dies um so viel weniger, weil sie oft verändert und umgetauscht werden, weil man einige von ihnen zu Janitscharen macht, und wieder neue annimmt, um die alten zu Bedienungen zu befördern. Ereignet es sich, daß dieser Vorgesetzte der Verschnittenen Wind von etwas bekömmt, und daß er Lärm machen will, so befriedigt und besänftigt man ihn gleich durch ein seidenes Oberkleid, oder durch ein anderes Geschenk, und daraus zieht er seinen größten Nutzen. —

Kurz,

Kurz, diese viehische Leidenschaft, deren verstohlne Befriedigung dem jetzterwähnten Verschnittenen so viel einbringt, ist unter den Türken und im Orient überhaupt so gemein, daß, wie viel Mühe man sich auch geben mag, um den Ausbruch und die schädlichen Wirkungen derselben zu verhindern, dieser Zweck sehr schwer zu erreichen, und die Wuth des gedachten Lasters schwer zu bändigen ist. Ein vornehmer Reisender, der sich um die Mitte dieses Jahrhunderts in Konstantinopel aufhielt, berichtet in seinen schriftlichen Aufsätzen: zu seiner Zeit hätten zwey Pagen, weil es ihnen im Serail nicht möglich gewesen wäre, ihr gottloses Vorhaben zu vollbringen, noch ein weit größeres Verbrechen begangen, und sich in der schändlichsten Absicht, ihre viehische Lust zu büßen, in eine Moschee geschlichen. Nach Endigung des öffentlichen Gebets und Gottesdienstes hätten sie erst jedermann herausgehen lassen, und, nachdem sie sich so gut zu verstecken gesucht, daß der, welcher die Thüren zumachte, sie nicht hatte bemerken können, hätten sie sich an dem Orte, welcher der Verehrung Gottes, als des reinsten Wesens, und dem Dienst der Tugend heilig ist, einer widernatürlichen Ausschwei-

 fung

fung überlassen, deren bloße Vorstellung Eckel und Abscheu erregt. —

Auf der linken Seite dieses ersten Hofes im Serail steht ebenfalls ein großes Gebäude dem Krankenhause gegen über; hier wohnen die Azamoglans, welche zu den niedrigen Verrichtungen des Serails gebraucht werden. Dieses Gebäude umschließt einen großen Hof, wo rund umher und in der Mitte die Holzhaufen gesetzt sind, zu welchen alle Jahre statt der abgehenden neue kommen; es gehen vierzig tausend Holzfuhren, oder Klaftern hinein, und jede Fuhre enthält so viel, als zwey Ochsen ziehen können. Ein Theil dieses Holzes kömmt aus dem schwarzen, ein anderer aus dem mittelländischen Meer; und da alle Jahre, besonders alsdenn, wenn der Großherr den Winter über nicht in Konstantinopel ist, Holz übrig bleibt, so kommt dieses Ueberbleibsel, welches nicht unbeträchtlich ist, dem Oberhaupt der Azamoglans zu Gute. Sie wissen sich solches auf eine ganz feine und geschickte Art zu Nutze zu machen, wenn es im Hafen ausgeladen wird, und, da sie ohngefähr sehen, was an den Holzhaufen übrig bleibt, so schicken sie nach Proportion Holz nach der Stadt, in die Häuser, wo sie wohnen,

wel-

welches sie mit so viel mehrerer Sicherheit thun können, weil man nicht auf sie Acht giebt, und weil sie schon ihre Pflicht gethan haben, wenn nur die Holzhaufen zu der Jahreszeit voll sind, wo man den Holzvorrath anzuschaffen pflegt. Das Holz, welches sie auf diese Art entwenden, wird ihnen bezahlt, und die Summe, welche sie davon ziehen, ist für Leute von diesem Gelichter von großer Erheblichkeit.

Auf der Seite des Krankenhauses und noch etwas tiefer hinunter, (denn das Serail ist gleichsam wie ein Eselsrücken gebaut, und hat einen unmerklichen Abschuß auf beyden Seiten bis auf die Ecke, wo es aufhört) erblickt man das große Portal oder den Haupteingang zu den Gärten, welcher in ihrer Sprache Bagge-Karpoust heißt. Aus diesem Hauptthor, welches auf dem abhängigen Theil steht, und wo man sich, wie auf einer Anhöhe, befindet, kommt man auf einen sehr schönen Platz, den der Großherr immer reinlich und gleich halten läßt, wohin die Großen der Pforte sich begeben, um sich im Girit oder im Werfen der Wurfspiese zu üben, welches gemeiniglich des Freytags geschieht, wenn sie aus der Moschee kommen. Es sind ohngefähr zwey hundert Schritte vom

Hauptthor bis zu diesem Platz, und auf dem Hofe befinden sich gemeiniglich an diesem Tage an funfzehn hundert Personen, ohne daß es irgend einem erlaubt ist, vorüber zu gehen, wofern er nicht auf Befehl des Girit-Bey, der das Oberhaupt und der Vorsteher dieser Uebung ist, gerufen wird. Diejenigen, welche dieses Waffenspiel mit einander anstellen, sind oft tausend an der Zahl. Wenn der Großherr, der gemeiniglich diesen Spielen beywohnt, deren Ende oft sehr tragisch ist, einiges Vergnügen daran gefunden hat, und insonderheit, wenn ihrer recht viel gelähmt, oder sonst verletzt sind, so läßt er einem jeden von ihnen einem Beutel *) geben, der fünf hundert Thaler beträgt. Diese Geschenke werden vermehrt, oder vermindert, je nachdem er aufgeräumt ist, und bisweilen läßt er ihnen beym Weggehen bis auf zehn Beutel austheilen. Der Schatzmeister, der ihm überall nachfolgt, und gemeiniglich

*) Ein Beutel ist eine Summe van fünfhundert Thalern, und solche Beutel theilt der Großherr gewöhnlich zum Geschenk aus. Aber ein Beutel Gold, womit er seine Sultaninnen und Lieblinge regalirt, hält funfzehn tausend Zechinen, oder dreyßig tausend Thaler. Ein Kise ist auch ein Beutel von funfzehn tausend Dukaten.

niglich funfzehn, oder zwanzig tausend *) Realen an Gold und Silber tragen läßt, ist beständig bereit und willig, seinen Befehlen zu gehorchen.

Dieses aber verdient, bemerkt zu werden, daß, wenn der Herr im Begriff ist, seine Freygebigkeit gegen diejenigen sehen zu lassen, die sich bey dieser Uebung tapfer verhalten haben, die vornehmsten Hofbedienten, die sich dabey, gleich den andern, einfinden, sich ganz in der Stille des Wohlstands wegen hinwegbegeben, und ihn seine Geschenke an diejenigen, deren Charakter nicht so ansehnlich ist, und die es mehr, als sie bedürfen, machen lassen. Sie verhalten sich so entweder aus Großmuth, oder aus affektirter Bescheidenheit; und nachdem der Großherr sich hinwegbegeben hat, ist es denenjenigen, die im Hofe geblieben sind, und die mit dem Wurfspieß umzugehen wissen, erlaubt, in den Platz hineinzugehen, und den Tag mit dieser Uebung hinzubringen. Diese zurückbleibenden Schützen aber dürfen sich auf keine Geschenke Rechnung machen, wie gut und meisterlich

*) Ein Real ist eigentlich eine spanische Münze, die auch in der Türkey gilt: ohngefähr nach unserm Gelde ein Speciesthaler.

lich sie auch treffen, und wie viel Wunden sie auch empfangen mögen; da ist kein Großsultan als Zuschauer ihrer Tapferkeit, da ist auch kein Schatzmeister mehr, um auf seinen Befehl Geld unter sie auszutheilen. Sie stellen nur unter sich einige Wetten an, wer den besten Schuß thun wird, und dieser beste Schuß ist an den Kopf. Da wird immer ein Auge ausgeschossen, oder eine Wange weggenommen, und diese Lustbarkeit hat zum öftern für manchen einen unglücklichen Ausgang.

Dies ist das merkwürdigste, was man auf dem ersten Hofe des Serails antrift; nun wollen wir auch den zweyten Hof dieses verschlossenen Pallastes in Augenschein nehmen, und ebenfalls sehen, was in dessen sämmtlichen Wohnzimmern besonderes vorgeht.

Siebendes Kapitel.

Fernere Beschreibung der inneren Theile und Gemächer des Serails, besonders der käiserlichen Küchen und des Divans.

Aus dem ersten Hof, wo die Baschas und großen der Pforte zu Pferde hineinkommen dürfen, wo sie aber absteigen müssen, wenn sie weiter gehen wollen, kömmt man in einen andern, durch ein zweytes Thor, welches, wie das erste, durch funfzig Kapigis bewachet wird. Dieser zweyte Hof, welcher schöner und angenehmer, als der erste, ist, hat ohngefähr dreyhundert Schritte ins Gevierte, und nur die Wege sind gepflastert, das übrige ist ein freyer grüner Platz, mit Cypressen umgeben, und wird von Springbrunnen befeuchtet; überall sind Schlagbäume, oder Schranken, um zu verhindern, daß man nicht den Rasen verderbe. An dem Thor dieses Hofes lieset man folgende Worte mit großen, goldenen Buchstaben:

La Illae Illha Alla,
Muhammed Resoul Alla,

das

das heißt: Es ist kein anderer Gott außer Gott; Mahomet ist der Gesandte Gottes. Resoul bedeutet einen Gesandten, und dies ist der vornehmste Titel, welchen die Türken ihrem Propheten beylegen. Auf diesem Hofe trift man an beyden Seiten sehr schöne, bedeckte Gänge an, die auf marmornen Säulen ruhen, auf welchen entlängst sich die Janitscharen Kompagnieweise in Ordnung stellen, wenn der Großherr ihnen befiehlt, bey der Ankunft eines Gesandten, der bey ihm Audienz haben soll,. geputzt und gut bewaffnet zu erscheinen.

Zur rechten Hand hinter der Gallerie, wo sich die Janitscharen an den Sessionstagen des Divans stellen, sind die Küchen und Speisekammern des Serails, deren jede von der andern abgesondert ist, und ihre eigenen Leute und Köche hat. Ehemals gab es deren neun; gegenwärtig ist ihre Anzahl auf sieben eigeschränkt. Jede Küche hat ihren Küchenmeister, und über alle diese Küchenmeister ist einer gesetzt, den man Akegi - Bacha nennt, welcher vierhundert Köche unter seinem Kommando hat.

Die erste von diesen Küchen ist für den Mund des Großherrn, und heißt auf türkisch

lisch Hasmoutback. *) Die zwente ist für die Sultaninnen, als für des Großherrn Mutter, dessen Gemahlinn, oder eigentlich für seine Lieblinginn, welche das Glück gehabt hat, einen Thronfolger zur Welt zu bringen, für die Schwestern und Töchter des Großherrn, und diese Küche nennt man Valede - Sultanum-Moutbaki. Die dritte, welche man Kizler-Agasinum - Moutbaki nennt, ist für den Aufseher und Haushofmeister des Weiberreviers, und der übrigen schwarzen Verschnittenen, welche zur Bewachung des Frauenzimmers bestellt sind. Die vierte ist für dem Kapou - Agasi, oder Obervorsteher

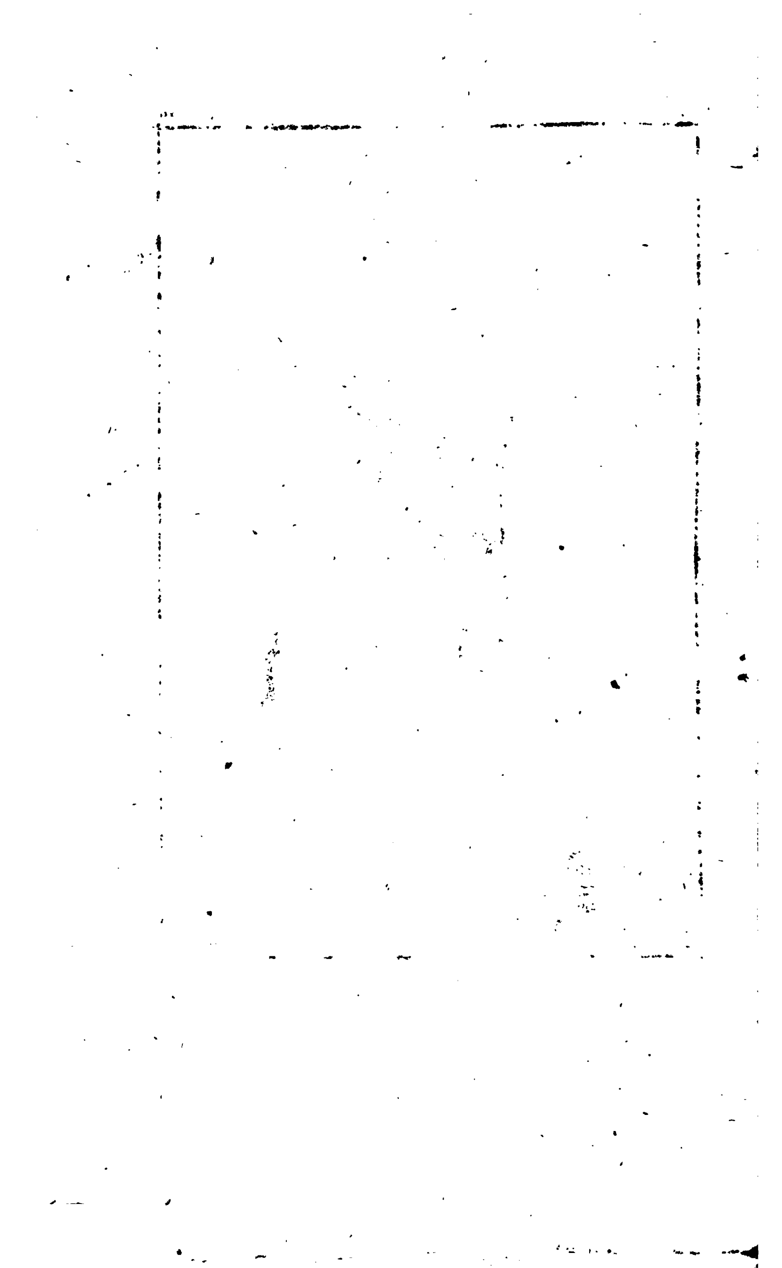
*) Man wird sich nicht darüber wundern, oder es überflüßig finden, in einem Buche, welches von den Galanterieen und Liebeshändeln der Türken handeln soll, eine Beschreibung von ihren Küchen und von der Zubereitung ihrer Speisen anzutreffen. Denn wer kennt nicht den großen Einfluß, den gutes Essen und Trinken in die Werke der Liebe und in den vertrauten Umgang beyder Geschlechter hat? das lateinische Sprichwort ist wahr und bekannt genug: Sine Cerere et Baccho friget Venus, das ist, ohne Speise und Trank erkaltet der Trieb zur Wollust. Ein gewisser Waisenhausinspektor war deswegen sehr vorsichtig in Ansehung seiner untergebenen: er ließ an die Vorsteher der Küche, an die Speisemeister zum öftern die Ermahnung ergehen: Gebt den Kindern nicht so viel Butter, daß sie nicht geil werden.

steher und ersten Haushofmeister des Serails, der sich am meisten der Person des Großherrn nähert, und dessen Amt und Aufsicht sich überhaupt über alles erstreckt, was in den Pallast hineingehet; diese Küche ist zugleich für diejenigen, welche beym Divan bedient sind. Die fünfte ist für den Chaznadarbachi, oder Schatzmeister, und für diejenigen, die unter seinen Befehlen stehen; die fünfte für den Kilarzibachi, oder ersten Mundschenken, und für diejenigen, die von ihm abhängen. Die siebende und letzte ist für den Sarai-Agasi, und für alle seine Unterbedienten. Was die Bostangis, die in den Gärten dienen, betrift, so haben sie ihre Küche für sich, und sie bestimmen einige aus ihrem Mittel zu diesem Geschäft, welche das Essen für die übrigen kochen und zurichten. Einige von ihnen werden auch in den Küchen und Konditoreyen des Großherrn gebraucht.

Es darf in die Küchen des Serails kein Rindfleisch kommen: dagegen verzehren sie alle Tage, sowohl für den Unterhalt derer, die im Serail, als derer, die draussen sind, an fünf hundert Hammel, worunter die Lämmer und jungen Ziegen mit begriffen sind; und die meisten von diesen Hämmeln



Bostanschi





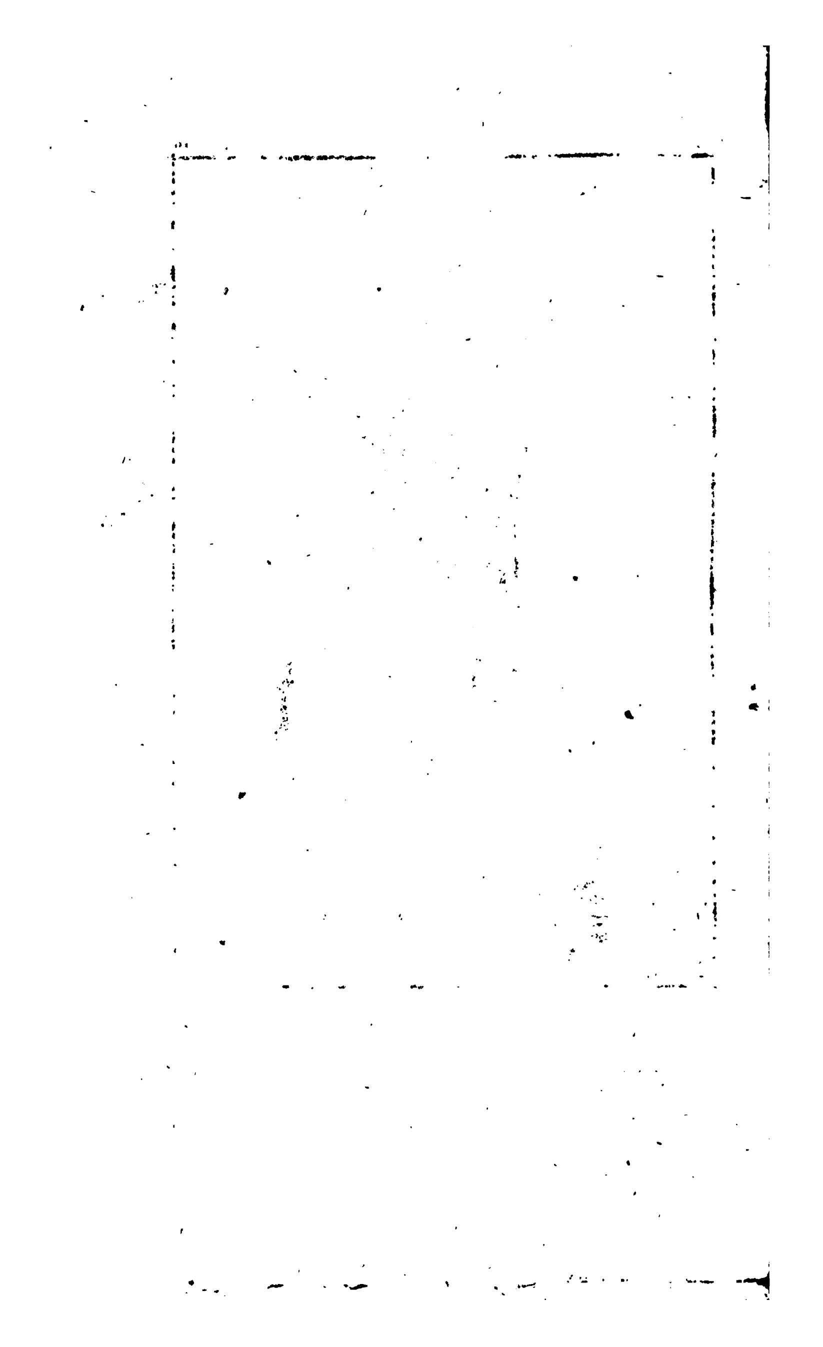
Käiserl: ReitKnecht.

steher und ersten Haushofmeister des Serails, der sich am meisten der Person des Großherrn nähert, und dessen Amt und Aufsicht sich überhaupt über alles erstreckt, was in den Pallast hineingehet; diese Küche ist zugleich für diejenigen, welche beym Divan bedient sind. Die fünfte ist für den Chaznadarbachi, oder Schatzmeister, und für diejenigen, die unter seinen Befehlen stehen; die fünfte für den Kilargibachi, oder ersten Mundschenken, und für diejenigen, die von ihm abhängen. Die siebende und letzte ist für den Sarai-Agasi, und für alle seine Unterbedienten. Was die Bostangis, die in den Gärten dienen, betrift, so haben sie ihre Küche für sich, und sie bestimmen einige aus ihrem Mittel zu diesem Geschäft, welche das Essen für die übrigen kochen und zurichten. Einige von ihnen werden auch in den Küchen und Konditoreyen des Großherrn gebraucht.

Es darf in die Küchen des Serails kein Rindfleisch kommen: dagegen verzehren sie alle Tage, sowohl für den Unterhalt derer, die im Serail, als derer, die draussen sind, an fünf hundert Hammel, worunter die Lämmer und jungen Ziegen mit begriffen sind; und die meisten von diesen Hämmeln



Bostanschi





Käiserl: ReitKnecht.

Hühner, oder junge Tauben, die man in einem Topf sieden und halb, oder auch noch etwas mehr kochen läßt; hierauf gießt man alles, Fleisch und Brühe, in einen runden Napp, und, nachdem der Topf ausgespült worden, setzt man ihn wieder ans Feuer, und wirft ein gut Stück Butter hinein, welche man schmelzen und heiß werden läßt. Hierauf schneidet man das halbgekochte Fleisch in Stücken, die Hühner in vier, und die jungen Tauben in zwey Theile, man wirft diese Stücke in die geschmolzene Butter, man frikassirt das Fleisch, und es nimmt eine braunrothe Farbe an. Nachdem der Reis gut gewaschen ist, schüttet man davon so viel, als man für gut findet, in den Topf über das Fleisch her, und von der Brühe, die in dem Napp geblieben ist, gießt man einige Löffel voll auf den Reis, bis etwa ein guter Finger breit von dieser Brühe über den Reis stehet. Der Topf wird zu gleicher Zeit zugedeckt; man macht unter denselben ein kleines Feuer, und nimmt bisweilen einige Brocken Reis heraus, um zu sehen, ob er weich wird, und ob es nöthig ist, noch einen oder ein Paar Löffel Fleischbrühe zuzugießen, damit er vollends gar koche. Denn der türkische Reis ist nicht, wie der unsrige, der gleich platzt und weich wird; er muß gut kochen,

und



Ein Jannitscharen Koch.

meln kommen von den Persischen Gränzen, wo man vortrefliches Vieh antrift. Man kann nach Proportion von der Menge der Hüner, jungen Hüner und jungen Tauben urtheilen, die täglich aufgehen, und deren Anzahl nach der Jahreszeit bestimmt wird, wie auch von dem, was noch außer diesem an Reis und Butter zum Pilau verthan wird, welches in der Türkey und im ganzen Orient das beste Gericht ist. Diese Völker, welche im Essen und Trinken mäßig sind, und nicht viel nach sogenannten Appetitessen fragen, haben faßt kein anderes Ragout, als dieses; und es ist in der That nicht zu verachten.

Um die Neugierde eines oder des andern unter meinen Lesern und Leserinnen, dem oder der die Tafelfreuden nicht gleichgültig, und denen ausländische Gerichte willkommner, als die einheimischen sind, einigermaßen zu befriedigen, will ich etwas von der Zubereitung dieses türkischen Appetitessens sagen.

Die Türken und die Morgenländer überhaupt machen den Pilau auf folgende Art: Man nimmt nach Beschaffenheit der Leute, die man regaliren will, und ihrer Anzahl entweder blos Hammelfleisch, oder

Hüh-

Hühner, oder junge Tauben, die man in einem Topf sieden und halb, oder auch noch etwas mehr kochen läßt; hierauf gießt man alles, Fleisch und Brühe, in einen runden Napp, und, nachdem der Topf ausgespült worden, setzt man ihn wieder ans Feuer, und wirft ein gut Stück Butter hinein, welche man schmelzen und heiß werden läßt. Hierauf schneidet man das halbgekochte Fleisch in Stücken, die Hühner in vier, und die jungen Tauben in zwey Theile, man wirft diese Stücke in die geschmolzene Butter, man frikassirt das Fleisch, und es nimmt eine braunrothe Farbe an. Nachdem der Reis gut gewaschen ist, schüttet man davon so viel, als man für gut findet, in den Topf über das Fleisch her, und von der Brühe, die in dem Napp geblieben ist, gießt man einige Löffel voll auf den Reis, bis etwa ein guter Finger breit von dieser Brühe über den Reis stehet. Der Topf wird zu gleicher Zeit zugedeckt; man macht unter denselben ein kleines Feuer, und nimmt bisweilen einige Brocken Reis heraus, um zu sehen, ob er weich wird, und ob es nöthig ist, noch einen oder ein Paar Löffel Fleischbrühe zuzugießen, damit er vollends gar koche. Denn der türkische Reis ist nicht, wie der unsrige, der gleich platzt und weich wird; er muß gut kochen,

und das Korn muß doch wie der Pfeffer, womit sie ihn würzen, ganz bleiben. Sobald er weich ist, deckt man den Topf mit einem fünf oder sechs doppelt genommenen Stück Leinwand zu, und setzt den Deckel oben drüber; bald darauf läßt man wieder Butter schmelzen, und sie recht heiß werden, um die Löcher, die man mit dem Löffelstiel in den Reis macht, damit anzufüllen, worauf der Topf wieder geschwind zugemacht wird, um es gelinde kochen oder schmoren zu lassen, bis es angerichtet und aufgetragen wird. Man richtet es in großen Schüsseln an, auf welchen das Fleisch zierlich gelegt wird, das angerichtete Fleisch hat dreyerley Farben, die eine Art ist weiß, und behält seine natürliche Farbe; die andere ist gelb und mit Saffran vermischt, und die dritte hochroth, welche mit einem Granatensaft gefärbt wird. Obgleich das Fleisch an sich fett ist, so wie wir es genießen würden, so verbrauchen sie doch, um den Pilau nach ihrer Art schmackhafter zu machen, auf sechs Pfund Reis drey Pfund Butter, welches dieses Gericht so außerordentlich fett macht, daß es denenjenigen, die dessen nicht gewohnt sind, Eckel und Beschwerden erregt; und mancher würde den bloßen, aus Salz und Wasser gekochten Reis vorziehen. Man

 trägt

trägt beständig auf die vorbeschriebene Art zwey, oder drey Schüsseln bey den Großen der Pforte auf, die größentheils offene Tafel halten; an statt des Fleisches aber bedeckt man die Schüsseln mit einem grossen Eyerkuchen, der mit guten Kräutern zugerichtet, und drey Finger dick ist, oder mit Setzeyern, die man auf eine saubere Art um den Rand herumlegt. Wenn man diese Art von Reis oder Reiskuchen genießt, so hat man nie Beschwerde davon; die andere Gattung aber, die zu fett ist, bekömmt denjenigen nicht, die Wein trinken, und sie bekommen nicht oft Lust, diese Speise zu genießen.

Ich muß noch etwas, weil einmal vom Kochen und von Zubereitung der Speisen die Rede ist, von der Art und Weise, wie die Türken ihr Fleisch braten, hinzufügen. Das grobe Fleisch, als Hammel- oder Schöps- und Lammfleisch, wird in Oefen, die in der Erde angebracht und eingemauert sind, gebraten, wo man die Schöpse oder Lämmer beym Kopf aufhängt, und sie kommen gut durchgebraten, hübsch braun und zur Erregung des Appetits eingerichtet, heraus. Unten in dem Bratofen setzt man gemeiniglich eine Pfanne oder Schüssel mit Wasser und Reis, worauf das ausgebra-

tene Fett abträufelt; blos der Schwanz des Thiers, der zuweilen funfzehn bis zwanzig Pfund wiegt, giebt schon viel Fett, und ist beynahe lauter Fett. Die Lämmerschwänze, die nur wenig Fett haben, sind vortreflich, und beynahe eben so schmackhaft, als das Kälbergekröse. Diese auf vorbeschriebene Art gebratenen Lämmer werden nur mit Reis aufgetragen, und an vornehmen Tafeln legt man ihrer zwey auf eine Schüssel.

Die Türken brauchen also in ihren Küchen kein Bratspieß, außer, wenn sie etwas Federvieh braten wollen, welches sie aber so schlecht zurichten, daß es, wenn es auf den Tisch kommt, alles Ansehen und seine vorige Gestalt verliert, so, daß man Mühe hat, Kopf und Füße zu unterscheiden. Man muß aber bemerken, daß der **Pilau** und alle anderen Fleischspeisen nicht eher, als zum Abendessen gegen fünf Uhr Nachmittags aufgegeben werden, indem die Vornehmen Morgens und Vormittags nichts anders, als Kräuter, Hülsenfrüchte, oder Vorkost, Obst und Gebackenes genießen; dagegen das gemeine Volk mit Milchspeis, Melonen und Gurken, nach Beschaffenheit der Jahreszeit, fürlieb nimmt. Aus den Fischen machen sich die

Türken gar nichts, und obgleich ihre Meere und Flüsse davon voll sind, so essen sie solche doch selten. Es kommt auch wenig Wildpret in ihre Häuser, weder rothes Wildpret, noch wildes Geflügel; vornämlich ist ihnen der Hase zuwider, welchen Widerwillen man auch bey den Armeniern antrift, weil sie glauben, daß das Weibchen ihre monatliche Reinigung hat, wie eine Frauensperson.

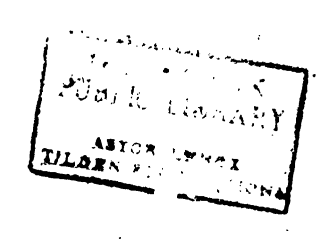
Aus dem, was ich bisher gesagt habe, erhellet, daß die Türken keinen delikaten Tisch führen, und daß viele Deutsche und Franzosen, welche die Leckerbissen lieben, schlecht dabey zurechtkommen würden. Außerdem aber ist ihre Küche sehr reinlich, wohl eingerichtet, und helle, und man kann weder im Geschirr, noch in den Speisen und deren Zurichtung mehr Sauberkeit verlangen.

Die Werkstätte und Kammern, worinn das Gebackene und Zuckerwerk zubereitet wird, sechs oder sieben an der Zahl, sind unter den Küchen, und werden von vierhundert Halvagis beschickt, welche vom Sultan Soliman, einem prachtliebenden Herrn, angestellt wurden, der alle Küchen und Speisekammern nebst deren Bedienten und dazu gehörigen Arbeitern anordnete.

In



Der Gros Vezir in Staatshabit



In diesen sieben Werkstätten wird unaufhörlich gearbeitet, und man verfertigt darinn allerley Gebackenes und Eingemachtes, trockenes und flüßiges, wie auch verschiedene Sirops, und gewisse Arten Turchi, welches Früchte sind, die sie in Weineßig und Salz einmachen, worinn sie starke Kräuter, als Roßmarin, Majoran, und Salbey werfen.

In eben diesen Speisekammern wird das gewöhnliche Getränk der Türken, welches in ihrer Sprache Sorbet heißt, zubereitet; die Zubereitung desselben ist sehr verschieden. Diejenige Gattung von diesem Getränk, welche in der Türkey am gemeinsten ist, hat viel Aehnlichkeit mit unsrer Limonade; es ist aber sehr wenig Wasser darunter, es besteht beynahe ganz aus Citronensaft, mit Zucker, Ambra und Muskat vermischt. Sie bereiten noch eine andere Art Sorbet, woraus sie viel Wesens machen, aus einem Wasser, welches von der Blüthe einer Pflanze, die in den Teichen und Flüssen wächst, und wie ein Pferdehuf aussieht, abgezogen und distillirt wird. Diese Blumen sind gelb und heißen Nülou fer. Der Sorbet aber, der bey ihnen der kostbarste ist, der von dem Großherrn, wie auch von den Baschas und andern Großen der Pforte ge-

 trun-

trunken wird, wird mit Violensaft und Zucker zubereitet, und es kommt nicht viel Citronensaft darunter. Außerdem machen sie noch ein gewisses Getränk, welches sie **Magion** nennen, und aus viel erhitzenden Sachen besteht; für den Großherrn aber wird ein ganz besonderes hitziges Getränk, eine Art Liqueur zubereitet, die man **Muscavi** nennt, wovon er eine Portion zu sich nimmt, wenn er die Sultaninnen besuchen will. Die Vornehmsten bey Hofe lassen sich heimlich etwas von diesem Getränk bey dem **Halvagibachi** hohlen, der es ihnen nicht abschlägt, und seine Rechnung dabey findet, weil er gut dafür bezahlt wird. Es fehlt nicht an Schnee und Eis, um alle diese feinen Getränke abzukühlen, und die Türken finden überhaupt mehr Vergnügen an ihren Getränken, als an den Speisen.

Zehn oder zwölf Schritt diesen Werkstätten und Speisekammern gegen über ist ein Wasserbehälter, in welchem alles Wasser, was im Serail gebraucht wird, vorräthig ist, welches in jedes Quartier an die Oerter, wo es nöthig ist, vertheilt wird. Ein **Baltagy** steht den ganzen Tag dabey, um das Wasser, wie es ihm befohlen wird, herauszugeben; und wenn der Großherr aus einem Revier ins andere geht, so fängt

die

die Springquelle desjenigen Reviers, wo er sich befindet, auf ein dem Baltagy gegebenes Zeichen sogleich an, zu spielen. Zur linken Hand auf eben diesem Hofe und den Küchen gegen über sieht man den kleinen Pferdestall des Großherrn, worinn nur fünf und zwanzig, bis dreyßig auserlesene, italiänische Pferde gehalten werden, welche zu den Uebungen und Lustbarkeiten, die er mit seinen Lieblingen anstellt, bestimmt sind; oben drüber werden in grossen Kammern die Sättel, Gebisse, Satteldecken, Schwanzriemen und Steigbügel verwahrt; diese sind sämmtlich wegen der Menge von kostbaren Steinen, womit sie besetzt sind, von unschätzbaren Werth. Manches Pferdegeschirr kömmt auf eine Million französische Livres zu stehen. Die großen Pferdeställe sind an dem Kanal entlängst, welcher die Mauern des Serails bespület; sie sind immer ganz voll und in gutem Stande; man sorgt beständig dafür, daß keine Stelle darinn leer bleibt. Hier hält der Großherr eine Menge von theuern und kostbaren Pferden, um sich derselben entweder im Kriege, oder bey irgend einer prachtvollen Feyerlichkeit zu bedienen, und den Fremden den Glanz seines Hofes zu zeigen. —

Achtes Kapitel.

Handelt von Divan, oder von dem grossen Raths- und Justitzsaal, und von der genauen, pünktlichen Justizverwaltung, die darinn unter den Befehlen des Großherrn herrscht.

Der Saal des Divans, welcher noch zu dem zweyten Hofe gehört, folgt auf der linken Hand gleich nach dem kleinen Pferdestall, nach dem Revier des Großherrn zu. Es ist ein großer, aber niedriger, mit Bley gedeckter Saal, der inwendig getäfelt und mit Gold ausgelegt ist, wodurch er aber nicht viel Zierde erhält. Der Fußboden ist mit einer großen Tapete bedeckt, und es stehen darinn einige Bänke für die Staatsräthe, welche den hohen, oder geheimen Rath ausmachen, der in der Sprache der Türken **Divan** heißt. Es sind, wie ich schon gesagt habe, an den vier Seiten dieses Hofes Gallerieen, oder bedeckte Gänge, welche diesem Rathsgebäude die Gestalt eines Klosters geben, und auf der Gallerie zur Rechten stehen die Janitscharen, solange der **Divan** gehalten wird.

Es

Es versammelt sich dieser hohe Rath vier Tage in der Woche, nämlich an unserm Sonnabend, Sonntag, Montag und Dienstag.

Es wiederfährt bey dieser Rathsversammlung einem jeden, der Gerechtigkeit fordert, sein Recht, was auch der Gegenstand der angebrachten Klage oder Streitsache seyn mag, ohne daß die streitenden Partheyen eines Advokaten oder Prokurators, deren Namen in der Türkey ganz unbekannt sind, nöthig haben, denn ein jeder hat die Erlaubniß, seine eigene Sache vorzutragen, und, so gut er kann, zu verfechten. Da ist von keiner Delation, von keinem Aufschub bis zu den nächsten Gerichtstage die Rede; da werden die Leute nicht *sans rime et raison*, weil's dem Richter gefällt, mit ihrem Anbringen abgewiesen; man läßt die Partheyen, die etwas vorzutragen haben, sich nicht erst, wie es an vielen deutschen Gerichtshöfen Mode ist, die Beine ablaufen, ehe man ihrem *petito* deferirt, oder die Sache vornimmt; sondern es ist prompte Justiz; der Prozeß wird gleich auf der Stelle ausgemacht, von welcher Art er auch seyn mag. *)

*) Wenn doch alle Gerichtshöfe in Deutschland und in andern europäischen Ländern diesem mo-

Ob nun gleich diese Methode an und vor sich sehr löblich ist, so muß man freylich ge-

modum procedendi des türkischen Divans fein sittialich nachahmen, und nicht durch unnöthige Verzögerungen die armen Leute, die nun einmal nach ihren speciellen Lagen und Verhältnissen ohne Streitsachen nicht seyn können, um ihr ehrlich verdientes Geld prellen wollten, wies leider am Tage ist. Vor ohngefähr 30. Jahren war der jungen Theologen, die ein Predigtamt, oder, wenns hoch kam, eine Schulmeisterstelle suchten, eine solche barbarische Menge, daß man die Spree und die Elbe damit hätte zudämmen können. Und jetzt — hilf, ewiger Gott! — wie haben sich doch die Zeiten geändert — jetzt — ich zittere, indem ichs niederschreibe — wimmelt alles von Juristen, die aus recht links, und aus süß sauer machen, und — in alle Sättel gerecht sind. — Dat Iustinianus honores, auch wohl opes oben drein; das ist so ein Lockvögelchen für viele junge Herrn, die vielleicht sonst nichts gescheites zu thun wissen, um zuerst und zu allerförderst dürftigen Landskindern, die Kopf und Herz auf dem rechten Flecke haben, unter Vergünstigung eines kurzsichtigen, partheyischen Ministers oder eines schiefgewachsenen Sekretairs, die landesväterlichen Stipendien wegzukapern, sich alsdenn auf Universitäten toll und voll zu saufen, und andere Bubenstücke zu begehen, und zuletzt, wenn der trockene Kursus juridikus und die akademische Laufbahn geendigt, und das perfas et nefas erschwungene Geld durchgebracht ist, in patria bey einem einträglichem, gemächlichen Posten von dem Fetten des Landes zu zehren. —

Dank sey es dem großen und weisen Friederich, der in seinen Landen die enormen Mißbräuche der vielköpfigten Juristerey, und besonders der Advo-

gestehen, daß sie unter den Christen nicht ohne Schwierigkeit eben so gut befolgt werden kann, weil sie alle etwas Eigenthümliches, es bestehe auch, worinn es wolle, besitzen, welches einer vom andern erbt, und dessen streitige Theilung sie oft in lange Prozesse verwickelt. Mit den Großen der Pforte aber verhält sichs ganz anders, denn diese sind alle Sklaven, die entweder im Kriege weggenommen, oder den Baschas und Statthaltern der Provinzen zum Geschenk geschickt werden. Sterben sie, so fällt ihr ganzes Vermögen an den Großherrn zurück, von dem sie es bekommen haben; es ist ein beständiger Umlauf; und ihre hinterbleibende Kinder werden, wie ich bereits oben erwähnt habe, ins Serail gebracht, um darinn erzogen zu werden, ohne daß

Advokatenkniffe abgestellt, und diesen leichtfertigen Vögeln, die, gleich der Frauen verschlossener Mutter, nicht zu sättigen sind, die Flügel beschnitten hat. Der Monarch, dem Gott langes Leben und Gesundheit verleihe, verdient blos dieser Handlung wegen eine Ehrensäule, und wahrscheinlich ist er auch, so wie ich, und jeder Biedermann, von dem Arion überzeugt: „daß unter allen Ländern dasjenige das „glücklichste ist, worinn die wenigsten „Aerzte und die wenigsten Advokaten sind, „und wo die Lehrer der Religion nichts „predigen, als was sie mit ihrem eigenen „Beyspiel bestättigen.„ Hic illæ lacrymæ. —

daß sie jemals Hoffnung haben, die Güter oder Ehrenstellen ihrer Väter zu erben. Das ottomannische Haus hat von jeher diese feine Staatsklugheit besessen, nicht zuzugeben, daß eine Familie sich emporschwingen, und ihre Macht vom Vater auf den Sohn fortpflanzen, oder vermehren könnte; es weiß eine solche Familie gleich wieder zu erniedrigen, sobald sie sich erhoben hat, und benimmt ihm bey Zeiten die Mittel, Partheyen zu machen, wodurch der Staat beunruhigt werden könnte. Daher kommt es, daß man außer dem kaiserlichen Hause in der Türkey nicht weiß, was Adel und altes, vornehmes Geschlecht ist; man sucht in solchen Dingen keinen Ruhm, und die Bedienungen werden blos mit Rücksicht auf das Verdienst des Mannes vergeben, ohne seine Herkunft oder vornehmes Geblüt dabey in Betrachtung zu ziehen *).

Es

*) Wenns doch bey uns in Deutschland auch so wäre! Aber da muß sich leider mancher geschickte und verdiente Mann vor dem begüterten und vornehmen Ingnoranten und Taugenichts verkriechen, dessen ganzes Verdienst darinn besteht, daß er einige Ahnen zählen, seinen Beförderern wacker schmeicheln, und allenfals ein Dutzend Goldstücke dran wenden kann, um ein fettes Aemtchen, wobey sich gut faullenzen und Geld zusammenscharren läßt, zu erjagen. Da dieser Mißbrauch und diese wenige Schätzung wahrer Verdienste bey Besetzung der Ehrenstellen und

Be-

Es ereignet sich oft, daß die vornehmsten Minister des türkischen Reichs Söhne eines geringen Mannes, z. B. eines Ochsenhändlers sind, wie ein gewisser Großvizier Rustan, der unter der Regierung Soltmans so viel Aufsehen machte; und da sie auf solche Weise ihrer Geburt nichts zu verdanken haben, so erkennen sie es, daß die Vorzüge, welche sie besitzen, blos auf die Rechnung ihrer Erziehung zu schreiben sind.

Wir kehren zur Justiz der Türken zurück. Die Leute, welche mit den Gesetz umgehen, und die gleichsam Mahomets Geistlichkeit ausmachen, geben auch zu Prozessen keine Gelegenheit; ein jeder von ihnen weiß seine Rechte, und was zu seinem Amte gehört; sie brauchen sich nicht unter einander zu zanken, und haben nichts mit ein-

Bedienungen sich in alle Stände eingeschlichen hat, so darf man sich wohl nicht wundern, daß auch in den ehrwürdigen Priesterstande diese Seuche grassirt; nicht wundern, wenn man so häufig sieht und erfährt, daß gemeiniglich der Dumme, der ungezogene Priester, oder Superintendentensohn, wenn eine gute Pfarre zu vergeben ist, dem Sohn eines ehrlichen Handwerksmannes, der Talent und Geschick und frommen Diensteifer, aber kein Geld und keine Freunde hat, vorgezogen wird, um sein priesterliches Amt nebst allen Emolumenten auf seine Kindskinder und Agnaten fortzuerben.

einander zu theilen, weil alles hinlänglich unter ihnen festgesetzt ist und seine gehörige Ordnung hat.

Das Volk weiß nicht einmal, was das heißt: Prozesse führen. Sie brauchen bey ihren Verheyrathungen keine Notarien, man giebt einer Tochter, die man ausstatten will, nicht große Geldsummen mit, und die ganze Mitgabe, die sie ihrem Manne zubringt, besteht aus Edelgesteinen und Kleidern, welche sie aus ihrer Aeltern Hause mitnimmt. Hier sehen wir also in kurzem, wie die Türken alle ihre Sachen geschwind schlichten und beendigen können, ohne die verderbliche Chikane aufkommen und einwurzeln zu lassen, die unter den Christen so viele Leute ins Unglück und ins Verderben stürzt.

Die Staatsräthe, welche den **Divan** ausmachen, sind der **Großvizier**, als Generallieutenant und erster Statthalter des Reichs, der das Präsidium führt und die Person des Großherrn vorstellt; die sechs andern **Viziers**, die beyden **Kadilesquers**, aus **Romanien** und **Natolien**, welches die Oberrichter und Intendanten der Armeen sind, die drey **Teftedars**, oder Großschatzmeister; der **Nissan-**



Jengitscher in Ceremonien Kleidung

sangibachi, oder Großkanzler, und der Nitangi, welcher den Staatssekretair vorstellt, dem noch einige Gerichtsschreiber oder Notarien zugeordnet sind. Alle diese Staatsbedienten versammeln sich im Saal des Divans schon um vier Uhr des Morgens und bleiben da bis zu Mittage, um die Justiz zu verwalten. Der Chiaoux-bachi steht an der Thür mit einem Haufen von Leüten, die er unter seinem Kommando hat; um die Befehle des Großviziers zu vollziehen, und er trägt, zur Bezeichnung seines Ansehens, einen silbernen Stab in der Hand.

An den Tagen, da der Divan gehalten wird, trägt man den Staatsräthen in eben diesem Saal etwas zu essen auf, welches mit großer Mäßigkeit und wenigen Umständen geschieht. In einer halben Stunde ist die ganze Mittagsmahlzeit vorbey. Der Großvizier ißt allein, wenn er nicht etwa einen oder zwey Baschas einladet, um ihm Gesellschaft zu leisten. Man trägt auch zu gleicher Zeit den Chourba auf, welches eine Art von Potage mit Reis ist, und woran die Janitscharen, welche auf der Gallerie die Aufwartung haben, ihren Appetit stillen. Trägt es sich zu, daß sie Anlaß zum Mißvergnügen haben,

und

und wider einen Vizier, oder wider den Großherrn selbst aufgebracht sind, so rührt keiner von ihnen den Chourba an, sondern sie stoßen die Schüsseln ohne Komplimente zurück, und bezeugen dadurch, daß sie mißvergnügt sind.

Der Großherr wird sogleich davon benachrichtigt, und schickt den Kapou-Agasi, als den Oberhaushofmeister des Serail, zu ihnen, um sich zu erkundigen, worüber sie mißvergnügt sind, und was sie verlangen. Hierauf senden sie einen aus ihrem Mittel ab, der in aller Namen das Wort führt; dieser nähert sich dem Ohr des Kapou-Agasi, und entdeckt ihm die Ursache ihres Mißvergnügens. Dieser Verschnittene stattet davon in geheim sogleich dem Großherrn Bericht ab; und wenn sie einem Vizier, oder einem Kadilesquer, und selbst ihrem Aga oder Obersten zu Leibe wollen, so läßt der Großherr sehr oft, um diese Rebellen zu besänftigen, die Gegenstände ihres Mißvergnügens stranguliren, und schickt ihnen alsdenn ihren Kopf hin.

Der Sonntag und Dienstag sind die vornehmsten Raths- und Gerichtstage; besonders wird an diesen Tagen der eigentliche Staatsrath gehalten, wo die öffentlichen

chen Angelegenheiten des Reichs vorkommen. Der Großherr wohnt diesen Rathsversammlungen sehr oft bey, doch, ohne gesehen zu werden; und dies erhält den Großvizier, wie auch die andern Staatsräthe immer in der Furcht. Er kann sich aus seinem Wohnzimmer durch einen bedeckten Gang an ein Fenster begeben, welches in den Saal des Divans geht, und beständig mit einem sammtenen Vorhang behängt ist, den er nach Belieben aufziehet, und besonders alsdenn, wenn er sieht, daß man keine gute Justiz verwaltet hat. In den Annalen des türkischen Reichs findet sich ein merkwürdiges und schauderhaftes Beyspiel von strenger und genauer Justizpflege unter der Regierung des Sultan Achmet, Vaters des Amurat. Dieses war einer der gerechtesten Prinzen, den die Pforte jemals gehabt hat, und seine Handlung verdient allerdings bemerkt zu werden.

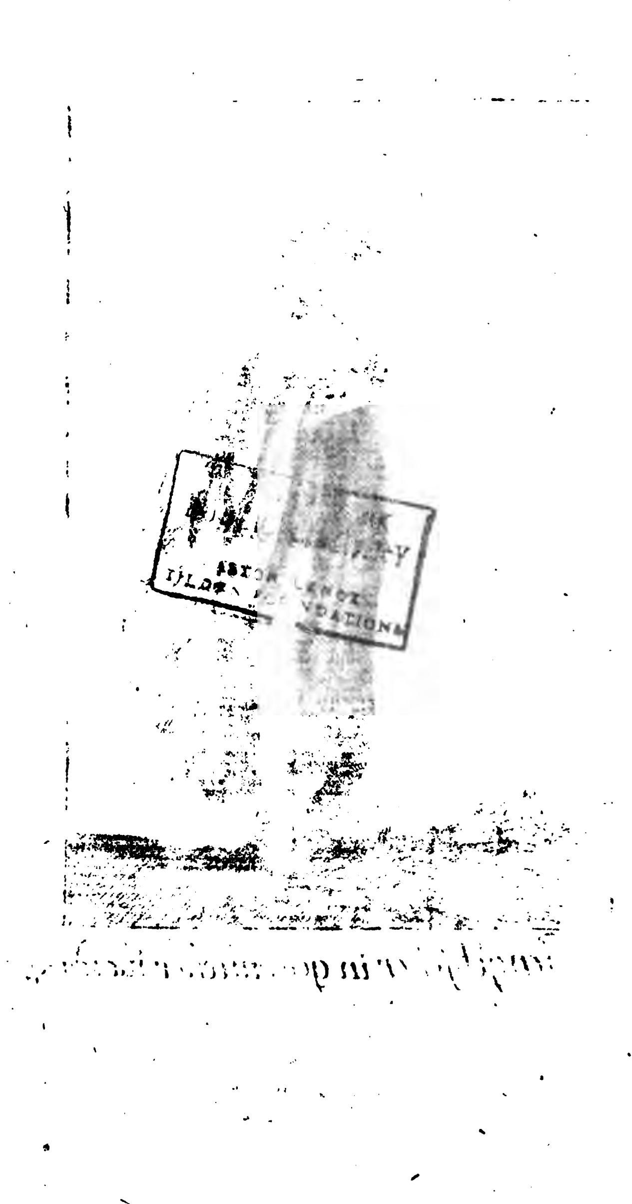
Der geneigte Leser wolle sich hier an dasjenige erinnern, was ich oben von den Timarspahis gesagt habe, denen man, so lange sie leben, die Einkünfte eines Fleckens, oder Landguts giebt, je nachdem sie sich durch ihre ausgestandenen Dienste dazu qualifiziren. Ein solcher Spahi oder

Kavallerist hatte ein Timar, ein Landgut zwischen Aleppo und Damas, welches ihm jährlich etwa funfzehn hundert Thaler einbringen mochte. Der Großvizier nahm ihm das Gut, wovon er lebte, entweder aus Haß, oder gewissen falschen verleumderischen Nachrichten zufolge, die er gar zu bald glaubte, ohne sich genau nach der Beschaffenheit der Umstände zu erkundigen, und beschenkte einen von seinen Anhängern damit. Da dieser Spahi sich so ungerechter Weise aus dem Besitz seines Timars gesetzt sahe, eilte er nach Konstantinopel, gieng in den Divan, und überreichte dem Großvizier eine Bittschrift, worinn er ihm seine vieljährigen Dienste vorstellte, und daß er stets seine Schuldigkeit gethan hätte. Nachdem der Großvizier die Bittschrift gelesen hatte, zerriß er sie in seiner Gegenwart, wodurch er anzeigte, daß er nicht Lust hätte, darauf zu antworten, und daß für den Supplikanten keine Hoffnung wäre. Dieser gieng, ohne ein Wort zu reden, weg; aber einige Tage hernach kehrte er in den Divan zurück, und überreichte eine zweyte Vorstellung, welche der Großvizier ebenfalls zerriß, ohne etwas darauf zu antworten. Bey diesem abermaligen Unrecht, welches dem Spahi wiederfuhr, wurd er ganz wüthend, aus gerechtem Zorn zog er

sein



Jengitscher in gewönlicher Kleidung.



seinen Dolch, fiel über den Großvizier her, und erstach ihn auf der Stelle. Der Großherr, der sich eben zu dieser Zeit am Fenster befand, und die kühne Handlung des Spahi mit angesehen hatte, zog den Vorhang zurück, und befahl mit lauter Stimme, man sollte ihm kein Leids thun. Zu gleicher Zeit gebot er dem Spahi, vorzutreten, und fragte ihn, warum er so gewaltthätig zu Werke gegangen wäre? Dieser, ganz beschämt und verwirrt, antwortete demüthig, aber doch mit einem gesetzten Ton: er hätte sich nicht halten können, da er eine so große Ungerechtigkeit wahrnehmen müssen; und indem er ihm zugleich die zerrissene Bittschrift überreichte, ließ sie der Großherr vorlesen, und hörte die gerechten Klagen, welche darinn enthalten waren, ganz ruhig mit an. Nachdem die Sache untersucht worden war, lobten Se. Hoheit die Handlung des Spahi, indem er sich des Worts Aserim bediente, welches so viel heißt, als: es ist gut gemacht, und dieser Ausdruck ist in der türkischen Sprache gewöhnlich, wenn man etwas billigen will; der Großherr befahl auch, daß er wieder in sein Timar eingesetzt werden sollte, und beschenkte ihn noch außerdem. Er nahm übrigens von diesem Vorfall Gelegenheit, den andern Viziers zu sa-

 gen,

gen, dieses Beyspiel sollte sie lehren, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, und nicht zuzugeben, daß die Gunst der Billigkeit vorgehe. Die gewaltthätige Handlung des Spahi ist freylich nicht zu billigen, obgleich die Ungerechtigkeit des Viziers offenbar war; aber das Verfahren des Großherrn bleibt immer lobenswerth, und kann zu einem großen Muster einer vollkommnen Unpartheylichkeit und Billigkeit dienen.

Diesem will ich noch ein anderes Beyspiel beyfügen, welches die ernstliche Willensmeynung des Großherrn, daß einem jeden sein Recht wiederfahre, beweisen kann, und dieses Beyspiel ist von ganz besonderer Art. Ein großer, steinerner Mörser, den man noch jetzt an der Thür des Divans sieht, dient zu einem Denkmal folgender tragischer Geschichte:

Ein Privatmann unter der Regierung des Sultan Amurat, der ohne Frau und Kinder war, beschloß eine Wallfahrt nach Mekka zu thun. Vor seiner Abreise glaubte er seine besten Kostbarkeiten nicht besser in Verwahrung bringen zu können, als wenn er sie einem Hoggia, oder Lehrer des Gesetzes anvertraute. Er händigte ihm also einen kleinen Beutel mit Edelgesteinen ein, und

und bat ihn, er möchte sie ihm bis zu seiner Wiederkunft aufheben, im Fall er aber auf der Reise sterben sollte, setzte er ihn zugleich zum Erben dieser anvertrauten Güter ein. Der Pilgrimm kam glücklich von Mekka zurück, und da er dasjenige, was er dem Hoggia anvertraut hatte, nun wieder in Besitz nehmen wollte, so bat er sich von ihm das in Verwahrung genommene aus. Dieser erwiederte aber mit kaltem Blute: er wüßte nicht, was er haben wollte, und setzte den ehrlichen Pilgrimm durch diese Antwort in Erstaunen. Da die Sache ohne Zeugen geschehen war, so ließ der Pilgrimm, indem er sich seinen heimlichen Kummer und Verdruß nicht merken ließ, einige Zeit hingehen, worauf er dem Großvizier eine Bittschrift überreichte, und ihm den ganzen Vorgang erzählte. Der Großvizier, welcher wohl einsahe, daß dies eine kitzliche Sache war, und daß der Doktor leicht eine Sache leugnen konnte, die ohne Zeugen vorgegangen war, sagte zum Pilgrimm, er möchte sich eine zeitlang gedulden; er würde darüber mit dem Großherrn sprechen, welches er auch that. Der Großherr befahl dem Vizier, bey dieser Sache, wovon er die genaue Wahrheit wissen wollte, behutsam zu Werke zu gehen, den Doktor zu sich kommen zu lassen, Freundschaft mit

 ihm

ihm zu machen, und ihm Hoffnung zu erwecken, daß er sollte bey wichtigen Angelegenheiten gebraucht werden.

Einige Tage vergiengen, indeß der Großvizier auf eine geschickte Art seine Rolle spielte; er ließ den Doktor zu sich kommen, lobte seinen Verstand und sein kluges Verhalten, unterhielt ihn mit reizenden Hoffnungen, und versprach ihm, es dahin zu bringen, daß er die Erlaubniß bekommen sollte, dem Großherrn die Hand küssen zu dürfen, indem es nicht billig wäre, daß ein so geschickter und aufgeklärter Kopf seiner Hoheit länger verborgen bliebe.

Der über diese Reden und Versprechungen entzückte Doktor glaubte schon auf dem Gipfel der irrdischen Hoheit zu seyn, besonders, weil er sahe, daß ihn der Großvizier zum **Hougia** machte, welches, nach unserer Art zu reden, so viel ist, als **Großallmosenpfleger und erster Gewissensrath.** Der Vizier gieng noch weiter, und nach der geheimen Instruktion, die er vom Großherrn bekommen hatte, befahl er, daß der Doktor demselben von allen vorfallenden Kriminalsachen Nachricht geben möchte. Nachdem der **Hougia** dies gethan hatte, so fragte ihn der Großherr

um

an seine Meynung, und verlangte von ihm zu wissen, was für eine Strafe der Verbrecher wegen der Uebelthat, deren er überwiesen war, verdient hätte, und die Strafe wurde allemal nach dem Urtheil, welches der Doktor gefällt hatte, an dem Delinquenten vollzogen; der Doktor wurde des Großsultans gewöhnlicher Lektor, und mußte beständig um ihn seyn. Auf diese Art vergiengen fünf bis sechs Monath, ohne daß man irgend eine Spur des geschehenen Diebstahls entdecken konnte! es muß aber bemerkt werden, daß der Pilgrimm dem Großherrn ein genaues Verzeichniß von allen einzelnen Kleinodien, die er in dem Beutel verwahrt und dem Doktor anvertraut gehabt, übergeben hatte. Unter andern Artikeln hatte er besonders eines Tesbüch von schönen Korallen erwähnt. Dieser Tesbüch ist eine Art von Kapelier, oder Rosenkranz von neun und neunzig Korallenkörnern, bey deren jedem die Türken gewisse Worte wiederholen, die aus einigen Sentenzen des Korans hergenommen sind. Dieses Kapelier wird an drey Oertern, deren jeder drey und dreyßig Korallen enthält, durch einen Band getheilet; und am Ende hängt ein langes Stück Korallen, worauf wieder eine runde Figur von eben der Materie und außerordentlicher Dicke folgt.

Diejenigen Türken, welche die größte Heiligkeit und Andacht affektiren, nehmen dieses Kapelier in die Hand, wenn sie zum Besuch gehen, und vornämlich, wenn sie sich den Großen nähern; dies gab zur Entdeckung des vom Hogia begangenen Diebstahls die erste Gelegenheit.

Einst kam er ins Serail, und hatte das korallene Kapelier in der Hand; der Großherr, vor dem er sich sehen ließ, warf die Augen darauf, und, weil er bey sich selbst nach der Beschreibung, die ihm der Pilgrimm von diesem Stück seines Eigenthums gemacht hatte, urtheilte, es könnte wohl der Tesbüch des Pilgrimms seyn, so sagte er zum Doktor: er hätte da ein kostbares und seltenes Stück. Dieser trat gleich hinzu, und bat Se. Hoheit demüthigst, Sie möchten geruhen, es von ihm anzunehmen. Der Großherr nahm es, und bezeugte, daß dieses Geschenk ihm angenehm wäre; durch solche weise Verstellung erweckte er bey demjenigen große Freude, auf dessen Bestrafung er schon in seinem Herzen bedacht war. Aber diese einzige Anzeige des geschehenen Diebstahls war ihm noch nicht genug; er wollte deren noch mehrere haben: und, weil er wußte, daß unter den im Beutel vorhandenen Stücken

sich

sich ein Ring von der Arbeit eines alten und vortreflichen Meisters, einer von denjenigen Ringen befände, welche die Türken an dem Daum tragen, wenn sie mit dem Bogen schießen wollen, so wartete er auf eine zweyte Gelegenheit, um den Betrug desto besser entdecken und den Doktor völlig überführen zu können.

Diese Gelegenheit zeigte sich einige Tage nachher; der Großsultan befahl nämlich, man sollte einen von seinen Pagen, der ein guter Bogenschütze wäre, kommen lassen; er begab sich auf den Schießplatz, wo er sich auch einen Bogen geben ließ, denn im ganzen Reich konnte es ihm niemand weder an Stärke, noch an Geschicklichkeit in den Uebungen des Bogenschießens und des Spießwerfens gleich thun. Als er den Bogen spannen wollte, beklagte er sich, daß sein Ring ihm den Daum drückte, weil er muthmaßte, daß der bey ihm stehende Doktor, der ihm schon seinen Rosenkranz angeboten hatte, ihm auch den kostbaren Ring, den er vom Pilgrim hatte, anbieten würde. „Ist es möglich, sagte hierauf der Großherr, daß kein Meister oder Künstler mehr zu haben ist, der so gute Ringe macht, als ein gewisser, den er nannte, und der nicht mehr am Leben war. Der

Doktor hatte nicht helle Augen genug, um den subtilen Faden zu bemerken, der sich zu seinem Verderben entspann; er glaubte sich bey dem Großherrn noch besser einzuschmeicheln, indem er ihm sagte: er hätte zu allem Glück einen Ring von der Arbeit eben dieses Meisters, den er schon seit geraumer Zeit besäße, und wenn es Se. Hoheit gefiele, denselben anzunehmen, so wollte er ihn bringen, welches auch sogleich geschahe.

Sobald der Großherr wieder auf seinem Zimmer war, ließ er den Großvizier und den Pilgrimm rufen; er hielt, als sie beyde vor ihm kamen, das korallene Kapelier in der Hand, und stellte sich, als ob er seine Sprüche dabey hersagte, um zu sehen, ob der Pilgrimm es erkennen würde. Als dieser es recht in Augenschein genommen hatte, so sagte er zum Großherrn: Wenn deine Hoheit mir erlaubt, den Mund zu öffnen, so ist das Kapelier, welches du in der Hand hast, demjenigen sehr ähnlich, welches in dem Beutel unter meinen Kleinodien war, und vielleicht irre ich mich nicht, wenn ich sage: es ist dasselbe. Hierauf befohl ihm der Großherr, er möchte sich nähern, und, als er ihm beydes, den Rosenkranz und den Ring einhändigte, betheuer-

theuerte der Pilgrimm auf Gefahr seines Lebens, daß dies eben die Stücke wären, die er dem Doktor nebst dem übrigen anvertraut hätte. Als dieser des folgenden Tages nach seiner Gewohnheit kann, um dem Großhern von einer vorgefallenen Kriminalsache bericht zu erstatten: so trug ihm der Monarch, der einen großen Verstand hatte, eine Sache ohngefähr von eben der Beschaffenheit vor, als diejenige war, die sich zwischen ihm und dem Pilgrimm zugetragen hatte, und fragte ihn, was derjenige, der sich eines solches Verbrechens schuldig gemacht hätte, für eine Strafe verdiente? Dieser Unglückliche, verblendet durch eine anscheinend glückliche Verfassung, worinn er schon recht fest zu sitzen glaubte, und der das Vergangene schon vergessen hatte, fällte sich selbst sein Urtheil, und antwortete dem Großherrn: ein solcher Mensch verdiente, lebendig in einem Mörser zerstoßen zu werden. Sogleich ließ ihn der Kaiser in Verhaft nehmen, er schickte alsbald **Baltagis** in seine Wohnung, die alle seine Kuffer und Kasten abholen mußten; hierauf zog er das Kapelier und den Ring aus der Tasche, zeigte ihm beyde Stücke, und sagte: sie wären aus einem kleinen Beutel, den ein Pilgrimm von **Mekka** ihm aufzuheben gegeben hätte. Alsdenn hielt

hielt er ihm das Verzeichniß aller übrigen Stücke vor, und befahl ihm, seine Kuffer zu öffnen, worauf man die Edelgesteine fand, welche dieser Elende, überwiesen und am ganze Leibe zitternd, dem Großherrn überreichte. Der herbeygerufene Pilgrimm erkannte sogleich seinen Beutel und seine Edelgesteine; dieses Erkennen wurde von dem Geständniß des Doktors begleitet, der sein Vergehen und seine begangene Untreue bekannte.

Des folgenden Tages ließ der Kaiser den Divan zusammenkommen, bey welchem auf seinen Befehl alle Großen in Konstantinopel erscheinen mußten, um das Gericht desto ansehnlicher und feyerlicher zu machen. Er befahl, daß man dem Pilgrimm alles wiedergeben sollte, und er erhielt noch oben drein eine Belohnung; zugleich aber verordnete er auch, daß man den Doktor nach seinem eigenen Verdammungsurtheil bestrafen sollte. Man ließ zu dieser Absicht einen Stein wie einen Mörser aushöhlen, in welchen er ganz nackend geworfen, und von den Henkersknechten lebendig mit einer Keule zerstoßen wurde, und dieser steinerne Mörser bleibt zum immerwährenden Andenken eines so bewundernswürdigen und feyerlichen Gerichts nahe bey der Thür des Divans stehen.

Die

Die Weisheit und unbestechliche Gerechtigkeitsliebe des Sultan Amurat leuchtet aus dieser ganzen Geschichte hervor. Er wollte nicht sogleich von seiner unumschränkten Gewalt Gebrauch machen, um diesen Elenden zu strafen; er wollte lieber nach seinem großen Verstande und nach seiner Klugheit entfernte Gelegenheiten abwarten, um von ihm deutliche Beweise eines verborgen gehaltenen Verbrechens herauszubringen; und seine Absicht war, den Doktor zu großen Ehrenstellen zu erheben, wenn er ihn unschuldig befunden hätte, aber ihn auch, wie er denn that, auf das strengste zu bestrafen, da er ihn schuldig fand.

Es ist schon im Vorhergehenden erwähnt worden, daß die beyden vornehmsten Gerichtstage, an welchen sich der geheime Rath versammelt, unser Sonntag und unser Dienstag sind, an welchen die wichtigsten Sachen vorgenommen werden. Die Türken nennen diese beyden Tage Arzghiunz, weil der Großvizier, die sechs übrigen Viziers, und die beyden Kadilesquers, welche den Divan ausmachen, nachdem sie Recht gesprochen und Gericht gehalten haben, allzusammen zum Großherrn gehen, und ihm die Hände küssen. Wenn einer von diesen neun Richtern ihm etwas zu sagen hat, so ist es ihm an diesen Tagen erlaubt,

Neuntes Kapitel.

Von dem Innern des Serails überhaupt, und von dem Revier der Verschnittenen und der Ichoglans insonderheit.

Das innere Serail ist derjenige Theil des großen Pallastes der türkischen Kaiser, welcher sich von dem zweyten Hofe, dessen Beschreibung ich im Vorhergehenden gegeben habe, bis an die Ecke erstreckt, wo die Gärten zusammenstoßen, und welches die Wohnzimmer des Großherrn nebst dem Revier der Sultaninnen überhaupt in sich begreift. Das Revier des Großherrn ist in verschiedene Zimmer eingetheilt, deren einige für die Hofbedienten bestimmt sind, welche sich am gewöhnlichsten seiner Person nähern, und deren er am nöthigsten hat. —

Das Revier, in welchem sowohl die Verschnittenen, als die Ichoglans wohnen, ist nahe bey dem Saal des Divans, und macht schon einen Theil des dritten Hofes aus, auf welchen es zur linken Hand anstößt. Es ist in verschiedene Zimmer eingetheilt, vier von diesen Kammern heißen Oda,



Tshorbaschi, Commendant einer Janitscharen Kamer, in Ceremonien Kleide.

tragen der Verschnittenen gegen sie aus, als welche im Strafen und Prügeln nicht sparsam sind.

Aus diesen Jchoglans also, welche man auch die Pagen des Großherrn nennen kann, werden die Baschas, die Beys, die Kapigi-Bachis, die Haznadar-bachis, und übrigen Grossen der Pforte genommen; aber doch nur aus der Zahl derjenigen, welche Tributkinder sind, die man entweder von den Christen angewor- ben, oder im Kriege zu Wasser und Lande weggenommen hat. Denn was die Bric-zades, oder Kinder des Baschas, die im Serail erzogen werden, anbetrift, so kön- nen diese, wie ich bereits erinnert habe, niemals höher steigen, als bis zu der Stelle eines Bays, oder Galeerenhauptmanns. Wenn einer von diesen Jchoglans, oder auch einer von den weißen Verschnittenen, gern aus dem Serail heraus will, so über- giebt er in solcher Absicht dem Kapi-Aga eine Bittschrift, welcher sie dem Großherrn überreicht; er bekömmt alsdenn seinen Ab- schied, und es wird ihm zugleich sein Lohn nach Beschaffenheit seines Dienstes, und nach Maßgabe der Zeit, da er gedient hat, ausgezahlt. Es giebt aber auch andere, welche eben dieser Kapi-Aga wider ihren Willen hinausschickt, nachdem sie die ersten

Jahre,

Oda, in welche sechshundert Ichoglans nach den Befehlen des Kapi-Aga vertheilt sind, der nebst den andern vornehmsten Verschnittenen eines jeden Fähigkeit und Geschick beurtheilt. Er ist es, der sie aus einer Oda oder Kammer in die andere über gehen läßt, so wie wir etwa unsre Schüler aus Sexta nach Quinta versetzen, und es ist damit eben so, wie mit unsern Schulklassen, indem die erste von den vier Odas, wo sie die härtesten Strapazen und Begegnungen ausstehen müssen, dem Range nach die letzte ist. Wenn er seine Generalvisitation anstellt, und diese Art von Versetzung in eine höhere Kammer oder Klasse vornimmt, so schickt er diejenigen aus dem Serail weg, die er für untauglich hält, dem Monarchen zu dienen, und die ihm ihr Mißvergnügen an einer so strengen Lebensart zu erkennen geben; dadurch verlieren sie aber alle Hoffnung, jemals wieder hinein zu kommen, und können auf kein anderes Glück, als auf den Posten eines Spahi mit einer geringen Besoldung Anspruch machen. Das Vorrecht, zu den vornehmsten Staats- und Hofbedienungen gelangen zu können, erhält diejenigen, welche im Serail bleiben, bey frohem Muth, und sie stehen um deswillen viele Jahre hindurch das strenge und unbarmherzige Be-

vollkommen sprechen zu lernen, womit man noch das Arabische und Persische verbindet, welche Sprachen sie bey den Statthalterschaften oder Gouvernements, wohin sie etwa in der Folge befördert werden möchten, verstehen müssen. Vier Jahre bringen sie auf solche Art in dieser zweyten Kammer zu; von da kommen sie in die dritte, welche Chasnadar-Oda, oder die Schatzkammer heißt. Hier fangen sie schon an, dem Großherrn einige Dienste zu leisten: sie werden bey der Kleiderkammer und bey den Bädern gebraucht; sie lernen reiten, und werden in den ihnen zustehenden Uebungen vervollkommnet; dazu brauchen sie gemeiniglich vier Jahr. Jede von diesen Kammern hat einen weißen Verschnittenen zu ihrem Vorsteher und Aufseher. Der Serai-Agasi hat die Direktion der ersten, der Kilargibachi die Aufsicht der zweyten; und der Chasnadarbachi die Sorge für die dritte Kammer. Die Ichoglans, welche in diesen drey Klassen unterwiesen werden, haben gar keine Gemeinschaft, noch Umgang mit denen aus der vierten Klasse, noch auch mit irgend jemanden, der außer dem Serail ist, wofern nicht der Kapi-Aga ihnen besonders zu solchem Umgange Erlaubniß giebt, und dann müssen sie in Gegenwart eines Verschnit-

schnittenen, der alles mit anhört, sich einander sprechen. Sie dürfen nicht einmal mit einander Gespräch und Umgang pflegen, außer zu gewissen ihnen vorgeschriebenen Stunden, und dies geschieht mit großer Bescheidenheit, wie denn alle ihre Handlungen mit dem pünktlichsten Gehorsam verbunden sind. Sie sind übrigens alle in bloßes, gemeines Tuch gekleidet, selbst die Beigszadéz, Söhne der verstorbenen Großvíziers und Baschas, dahingegen die in der vierten Kammer in Gold und Silber und seidene Zeuche gekleidet gehen, weil sie vor den Großherrn kommen, und sich oft seiner Person nähern. Etwas weiterhin will ich erzählen, wie sie schlafen, und welches die Verrichtungen des Odabachi, und des Deflergi-Aga sind, welche unter den Befehlen der vier Verschnittenen ihr Wesen haben.

Die vierte Kammer, welches die Kammer des Fürsten, oder des regierenden Herrn ist, heißt Haz-Oda, hier fangen, wie ich schon oben im Vorbeygehenden gesagt habe, die Ichoglans an, frey zu athmen, und mehr Freyheit zu genießen, nachdem sie so viele Jahre in den drey ersten Kammern allerley Beschwerlichkeiten ausgestanden haben. Ihnen ist es erlaubt, mit allen, die im Serail sind, umzugehen, und sie haben den Vorzug, daß sie sich oft

dem Monarchen nähern dürfen, indem sie sich ihm bekannt machen, und bisweilen allerley Gunstbezeugungen von ihm empfangen.

Unter dem Thor des dritten Hofes, wo die Verschnittenen Tag und Nacht Wache halten, ist linker Hand ein Durchgang, der auf eine kleine Gallerie führt, von wannen man sich in das Zimmer des Kapou-Agasi begiebt, und wenn das große Thor offen steht, so bedeckt es diesen Durchgang, wo man alsdenn nicht recht gut hineinkommen kann.

Etwas weiter hin, zur Rechten des Audienzsaals ist die Wohnung des Serai-Agasi, welcher dafür sorgen muß, das Serail reinlich und in guter Ordnung zu erhalten. Noch besser hin, nahe bey einer kleinen Moschee, wo die Ichoglans der drey ersten Kammern ihr Gebet verrichten, folgt das Revier der Seferlis, welches ohngefähr hundert und funfzig Ichoglans sind, die des Großherrn Wäsche reinigen und besorgen müssen. Wenn er zu Felde geht, so nimmt er die ältesten von ihnen mit, und man muß zugleich die Paucker und andre Instrumentenspieler, welche auf den Etat stehen, mit darunter begreifen.



Ein Schwarzer Verschnittener.

Zehntes Kapitel.

Handelt von dem Saal, wo der Großherr den fremden Gesandten Audienz giebt, und von der Art und Weise, wie sie empfangen werden.

Der dritte Hof des Serails, bey dessen Beschreibung wir noch stehen, ist nicht so regelmäßig, als der vorhergehende, und die darinn befindlichen Gebäude zeugen von der Nachläßigkeit ihrer Baumeister, oder derer, die darüber gesetzt waren. Steht man in dem Thorwege dieses Hofes, so hat man gerade vor sich ein kleines, von den andern abgesondertes Revier; wenn man da hineinkommt, sieht man auf beyden Seiten aus der Mauer eine Quelle herauskommen, die sich in zwey Aerme oder Ströme theilt, wo das Wasser in zwey Becken aufgefangen wird; und in diesem Revier ist der Audienzsaal. Dies ist ein sehr schönes Gewölbe, welches auf marmornen Pfeilen ruht, und man sieht auch noch in der Mitte einen kleinen Springbrunnen, der sich in ein Becken ergießt. Dieser Saal ist auf allen Seiten offen, und in der Mitte,

nach der Wand zu, dem Eingange gegen über, setzt man den Thron des Großherrn.

Dieser Thron, der sehr kostbar ist, ist eine Art von Altar, welchen man an den Tagen, da der Großherr den fremden Gesandten Audienz geben will, in diesen Saal hineinträgt; auch wird dieser Thron aufgerichtet, wenn der neue Cham der kleinen Tartarey, den er erwählt hat, die Belehnung mit seinem Reich annehmen und ihm den Eid der Treue schwören will. Der hintere Theil des Throns ist an eine Mauer gelehnt, die nur um einen halben Fuß höher ist, und dadurch werden die Kissen gehalten, welche der Großherr im Rücken hat. Es befinden sich im kaiserlichen Schatz acht reiche Decken, welche mit Fleiß zur Bedeckung dieses Throns gemacht sind, die auf drey Seiten, nämlich von vorne, zur rechten und linken Hand, auf die Erde herunterhängen, indem der hintere Theil sich dicht an die Mauer lehnt. Die reichste von diesen Decken ist von schwarzem Sammt, mit großen, kostbaren Perlen gestickt, wovon einige länglicht, die andern aber in Gestalt der Blumenknospen sind. Eine andere Decke ist wieder von weißen Sammt, stark mit Rubinen und Smaragden besetzt; die Dritte ist von recht dunklem, violetnem

Sammt,

Sammt, mit Türkis und Perlen gestickt. Die drey andern, welche auf diese folgen, sind auch von Sammt von verschiedenen Farben, und mit Gold gestickt. Die drey letzten sind von einem starken seidenen, mit Gold durchwirkten Zeuge, die ihre ganz besondere Schönheit haben. Der Thron wird mit einer von diesen Decken behängt, je nachdem der Großherr den Monarchen hochschätzt, der an ihn eine Gesandtschaft ergehen läßt, und er richtet seine Pracht nach dem Vermögen und der Beschaffenheit des regierenden Herrn ein, den er ehren will.

Die fremden Gesandten werden auf folgende Art in diesem Saal empfangen. Ihr Hotel, oder das Haus, worinn sie wohnen, ist in Pera, einer Vorstadt von Konstantinopel; von da geht der Weg, wenn sie sich zur Audienz begeben, nach dem Thor von Konstantinopel, und von da ins Serail, in vorgeschriebener Ordnung. Nachdem der fremde Gesandte in dem Saal des Divans mit dem Großvizier, der ihm da erwartet, zu Mittage gespeiset hat, indeß man die Leute, die in seinem Gefolge sind, auf der Gallerie bewirthet, wo einige alte lederne Tapeten, die statt der Tischdecke dienen, auf der Erde hingebreitet werden, die nur mit wenigen Schüsseln besetzt sind, so

bekommt er die langen Oberröcke oder Staatskleider, die ihm der Großherr für seine Person und für diejenigen, die ihn begleiten, sendet. Diese Staatskleider werden sogleich, wie ein Schlafrock, über die andern Kleider hergezogen. In diesem Aufzuge wird der Gesandte durch den Kapi-Aga, als Oberceremonienmeister, dem verschiedene Verschnittene zur Seite gehen, in den Audienzsaal geführt; wenn er an die Thür kommt, so empfangen ihn zwey Viziers, und gehen ihm zur Seite bis an den Ort, wo er sich niederbeugen muß, um das Oberkleid des Großherrn zu küssen. Von dem Thor des Hofes an, welches von Verschnittenen bewachet wird, bis zu der Thür des Audienzsaals geht man nur auf seidenen Tapeten, und das Pflaster im Saal, welches von Marmor ist, hat auch wieder eine andere Tapete von gesponnenem Golde, ohngefähr in der Dicke und Gestalt einer deutschen Strohmatte.

Der Großherr beobachtet auf seinem Thron viel Gravität, und hinter der kleinen Mauer, an welche der Thron angelehnt ist, sieht man nach der Reihe den Kislar-Agasi, welches ein schwarzer Verschnittener, Vorsteher und Oberaufseher des Weiberreviers ist; den Seligdar-Aga, wel-

cher

cher dem Großherrn den Degen nachträgt; der Chokadar-Aga, der den kaiserlichen Rock trägt, was man in Frankreich *Porte-manteau*, Mantelträger nennt; den Riquabdar, welcher dem Sultan, wenn er zu Pferde steigt, den Steigbügel hält; und den Hazodabachi, oder geheimen Kämmerer, was in Frankreich der *Grand-maître de la Garderobe* ist. Diese Hofbedienten stehen alle in sehr demüthiger Stellung, und haben die Arme über einander geschlagen, der Kapi-Aga, als Ceremonienmeister und erster Haus-Hofmeister des Serails, der die Gesandten in den Audienzsaal führet, stehet mitten im Saal, und beobachtet ebenfalls einen sehr demüthigen Anstand. Zur linken Seite des Throns steht eine Art von Bank oder Sessel ohne Lehne, der mit rothem Sammt, mit goldenen Franzen eingefaßt, bedeckt ist; hier setzen sich die Gesandten, wenn sie dem Großherrn das Oberkleid geküßt haben, und die von ihrem Gefolge, denen Staatskleider, deren Anzahl bestimmt und eingeschränkt ist, gereicht worden sind, dieselbige Ceremonie verrichtet haben. — Unterdessen stehen alle Baschas in Gegenwart des Monarchen, und der Cham oder Fürst der kleinen Tartarey ist nicht einmal von dieser Regel ausgeschlossen, wenn er kommt, dem

Groß-

Großherrn die Huldigung zu leisten. Diese ganze Handlung wird mit großer Stille vollbracht, und, da der Großherr dem Gesandten, dem er Audienz giebt, nichts antwortet, so überläßt er dem Großvizier die Sorge, zur Beurlaubung des Gesandten ein Paar Worte zu sprechen, der sich mit einer tiefen Verbeugung hinwegbegiebt, ohne das Haupt zu entblößen, oder den Rücken zu kehren, bis er aus dem Saal heraus ist.

Die Minister der christlichen Regenten und Staaten, welche gewöhnlich bey der Pforte residiren, sind die Gesandten von Frankreich, England, Rußland, der Gesandte von Venedig und der Resident von Holland, welche sämmtlich in Pera wohnen. Wenn Gesandten oder Residenten vom römischen Kaiser, vom König von Preussen, aus Pohlen und andern Ländern kommen, so weißt man diesen gemeiniglich eine Wohnung in Konstantinopel an, um ihrer Personen desto mehr versichert zu seyn.

Der Großherr bezeichnet und unterscheidet den Rang dieser Fürsten und Staaten, und die Hochachtung, die er gegen sie

hat,

hat, durch die Menge von Staatskleidern, die er ihren Gesandten reichen läßt, wenn sie zur Audienz kommen. Der französische Gesandte bekommt deren vier und zwanzig, der englische sechzehn, der von Venedig zwölf, und der holländische Gesandte eben so viel. —

Da ich vorhin des Chams oder regierenden Fürsten der kleinen Tartarey Erwähnung gethan habe, so will ich nur ganz kurz die Umstände berühren, mit welchem er dem Großsultan den Eid der Treue leistet, und sich von ihm wegen seiner Länder belehnen läßt. Er erscheint nämlich, bevor er die Regierung antritt, vor dem Großherrn im Audienzsaal, und nachdem er ihm den Rock geküßt hat, tritt er einige Schritte zurück, und bleibt aufrecht stehen. Hierauf bringt man das türkische Gesetzbuch auf einem großen, mit grünen, glatten Sammt bekleideten Kissen, an dessen vier Ecken vier goldene und seidene Troddeln herabhängen, getragen, und legt dasselbe auf die rechte Seite, wo der Großherr sich befindet. Da er auf einer Tapete sitzt, und die Füße, nach türkischer Gewohnheit, über einander geschlagen hat, so darf das Kissen nicht bis an seine Kniee reichen; dies würden die Türken für eine große Sünde halten, und sie

haben

haben so viel Respekt für ihren Koran *); daß sie ihn nicht anrühren dürfen, ohne sich vorher gewaschen zu haben. Ehe sie das Gesetzbuch aufmachen, küssen sie es, und legen es sich auf den Kopf; nachdem sie etwas darinn gelesen haben, küssen sie es wieder, besonders die Schrift, welche sie gelesen haben, und reiben sich die Stirn damit, ehe sie es zumachen. Der tartarische Fürst empfängt das Gesetzbuch stehend und mit ausgereckten Händen, die er bis an die Schultern aufhebt, aus den Händen des Kapi-Aga, der es zuvor von dem Kissen aufgehoben, geküßt und an seinen Kopf gehalten hat. Der Eid, den der Cham schwört, ist in folgenden Worten enthalten: „So wahr dieses Buch ist, so wahr „will ich alle Befehle und Verord„nungen meines Herrn, des Groß„sultans, zur Vollziehung bringen.„

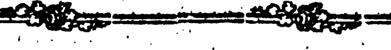
Die Eidesleistung, welche der türkische Kaiser von allen christlichen Fürsten, die unter dem Gebiet seiner Krone stehen, dergleichen die Fürsten der Moldau und Wal-

*) Man spricht zwar insgemein: der Alkaran; aber es ist falsch; weil die Silbe Al der türkische Artikel ist, und das türkische Gesetzbuch, eigentlich Koran heißt.



Eine Türckin ins Bad gehend.

Wallachey sind, verlangt, ist in diesen Worten abgefaßt: „Bey der Wahrheit Jesu Christi will ich alle Befehle und Verordnungen, welche mir der Kaiser, mein gnädigster Herr, zufertigen wird, vollziehen lassen.„ Der Großherr läßt auch alle Baschas, die er an die Grenzen des türkischen Reichs schickt; als die Baschas von Kairo und Babylon den Eid der Treue schwören, welches er nicht von den andern Statthaltern seiner Provinzen fordert, die nicht so nahe an der Grenze wohnen, und von denen er folglich nichts zu befürchten hat.



Eilftes Kapitel.

Von den Bädern des Serails und vom Baden überhaupt; wie auch von einigen andern zur Galanterie in gewissem Verstande gehörigen Dingen, worinn die Türken die Delikatesse und Reinlichkeit sehr weit treiben.

Das Baden ist eine feine, nützliche und uralte Gewohnheit. Fein und nützlich, oder: löblich und heilsam; dies er-

erhellet aus der täglichen Erfahrung, wenns gleich viele, sonderlich säuische Menschen giebt, die sich nicht baden, nicht waschen und reinigen, und folglich diese Erfahrung nicht machen können; **uralt und, seitdem die Welt steht, bräuchlich ist diese Gewohnheit:** dies lehret die Geschichte der vergangenen Zeiten. Denn seitdem Menschen waren, oder Menschen wurden, (man wähne ja nicht, daß ich ein Prändamit sey, weil ich zwischen **waren** und **wurden** unterscheide,) seitdem lehrte sie auch die Mutternatur, sich von ihrem natürlichen Unflath, der sich besonders an die äußerliche Haut anzusetzen, und in die verborgenen Oerter des menschlichen Körpers einzuschleichen pflegt, zu reinigen, und sich zu solcher Reinigung des klaren Wassers, vornämlich aber des Quellenwassers und des fließenden Wassers zu bedienen. Der Heerführer **Moses** schlug mit seinem Stabe an den Felsen, und es kam gleich ein großer Springquell klares, wohlschmeckendes Wasser heraus, (wie uns die biblische Geschichte lehret) welches vermuthlich, weil am hervorquellenden Wasser kein Mangel war, nicht blos, um den Durst der Israeliten zu stillen, sondern auch zum Baden und zur Abkühlung gebraucht wurde; da es vermuthlich in den dortigen Gegen-

genden sehr heiß war, als welchem heißen Himmelsstrich die Juden ihre größentheils politischen Gesetze zu danken haben.

Daß schon unsre ersten Stammältern, **Adam und Eva**, im Paradiese sich gebadet, und an solchem Baden (nicht in Badewannen, wie es heut zu Tage Mode ist, sondern in klaren, fließenden Wasser) ihr Vergnügen gefunden haben, das hat ein gewisser **Pankratius Brephobius, Vindobonensis**, der ein öffentlicher Kirchenlehrer im zweyten Jahrhundert, oder ein sogenannter Presbyter war, und **gnostischer Irrthümer** *) und damit verbun-

des

*) Wie viele meiner Leser, die in der Kirchengeschichte nicht bewandert, und der griechischen Sprache unkundig sind, nicht wissen werden, was gnostische Irrthümer sind, so muß ichs ihnen mit ein paar Worten erklären: Die Gnostiker waren eine Art von Schwärmern, welche viel aus der platonischen Philosophie entlehnten, und diese Philosophie mit dem christlichen Lehrbegriff zu vereinigen suchten. Daher entstand ihre ganz besondere Tereminologie von Aeonen, Logos, u. s. f. Ihren Namen hatten sie von γνῶσις, Erkenntniß, weil sie eine bessere Erkenntniß des Christenthums, als andere, zu haben vorgaben. Indeß gab es unter ihnen kluge und gescheite Köpfe, und sie besaßen oft mehr Einsicht und gründliche Gelehrsamkeit, als die, welche sie verdammten und verketzerten.

dener Ausschweifungen abgesetzt wurde, in einem besondern Traktat bewiesen, welcher den Titel führt: *de vsu aquae multifario et balneis protoplastorum, vna cum consilio medico, de balneis ad promouendam hominum sanitatem rite instituendis, Colon.* 1520. das ist verdollmetschet: „von dem „mannichfaltigen Gebrauch des „Wassers und von den Bädern un„serer ersten Stammältern, nebst „hinzugefügten medizinischen Rath, „wie die Bäder zur Beförderung „der menschlichen Gesundheit am „besten einzurichten sind.„

Ich habe neuerlich noch ein Bücherverzeichniß von einer berühmten Bibliothek gesehen, worinn diese Schrift unter den seltenen Büchern angeführt wurde. *)

Die-

*) Ich fand unter diesen Büchern, welche verauktionirt werden sollten, unter andern Guilielmi Abrahami Telleri opera omnia, war auch anfänglich willens sie zu kaufen, fand aber in meinem Bücherschrank, worinn eines Cicero und anderer classicorum unsterbliche Werke paradirten, keinen Raum für diese opera omnia, die doch nur Schulprogrammen, Gratulationen und Dissertatiönchen, für angehende Studenten fabrizirt, und mit hebräischen und griechischen Floskeln verbrämt, in geradebrechtem Latein enthielten. Wie sehr beklag' ich den armen Verleger: wo ich nicht irre, wars in officina

Straus-

Dieser Verfasser gehet so weit, daß er behauptet, Adam und Eva hätten sich des Badens nicht blos zur Nothdurft und zur Reinigung ihres Körpers, besonders nach geschehener Beywohnung, (welches überhaupt eine orientalische Sitte ist,) bedient, sondern sie hätten wohlriechende Kräuter in die Bäder hineingeworfen, und bey dem Baden selbst einen besondern Kitzel und eine feine Wollust empfunden, welcher Uebermuth mit eine Ursache ihres Falls, oder ihrer leiblichen und moralischen Verschlimmerung gewesen wäre. —

Der mannichfaltige Nutzen des Badens sowohl für gesunde, als kranke und schwächliche Personen, kann nun wohl nicht bestritten werden. Insonderheit sollen kalte Bäder, nach der Meynung der Aerzte, für den menschlichen Körper sehr stärkend und erfrischend seyn. Indeß muß man

 auch

Straussiana Fracofurti ad Viadrum, wo die Herren überhaupt, wie die Rede geht, sehr pretiös, und vornämlich in Ertheilung ihrer akademischen Würden (seitdem Töllner todt ist, der sich nicht leicht bestechen ließ) ganz außerordentlich delikat und vorsichtig sind. Videantur die perlinischen, politischen Zeitungen, vom Jahr 1776. unterm 24. oder 25. April.

auch hierinn einen Unterschied beobachten, denn man kann die Sache leicht übertreiben, und man hat wohl eher gesehen, daß kalte Bäder, zur Unzeit, oder bey einer rauhen Jahreszeit gebraucht, die heftigsten Konvulsionen nach sich gezogen, und sogar den Tod dessen, der sich dieser Gefahr aussetzte, befördert haben. Die Bäder der Alten waren mehrentheils warm, oder laulicht, und sie pflegten sich dabey der köstlichsten Salben zu bedienen. So erzählt beym Horaz ein vornehmer und wollüstiger Römer (denn das Baden und Salben gehörte mit zu den Galanterieen der alten Welt) einem seiner Freunde, einem gewissen Fabull, den er zugleich zu einer Gasterey bey sich einladet: er habe eine gewisse Salbe geschenkt bekommen; wenn er die riechen würde, so würde er die Götter bitten, sie möchten ihn ganz zur Nase machen. Die Römer hatten öffentliche Badstuben; wo viele nicht blos des Badens und Bartscheerens wegen, sondern auch blos zum Zeitvertreib, um allerley Neuigkeiten zu hören, und ein Stündchen zu verplaudern, hineingiengen, weil in diesen Badstuben alle wahren und falschen Stadtneuigkeiten zusammengetragen, und von da durch Leute von geringem Stande immer weiter ausgebreitet wurden, daher

den



Ober Page, des Groſs. Vezirs.

vermuthlich das lateinische Sprichwort entstanden ist: *lippis et tonsoribus notum*: es **ist stadt- und landkundig; jedermann weiß davon zu reden.**

Das Baden steht bey den heutigen Aerzten in großer Achtung, ob sie gleich sämmtlich eingestehen, daß die natürlichen Bäder, als die zu **Töplitz, Karlsbad, Pyrmont, Wißbaden,** 2c. den Stubenbädern und den erkünstelten, in Ansehung ihrer Wirksamkeit, weit vorzuziehen sind. Auch ist das Baden im fließenden Wasser bey warmer Jahreszeit der menschlichen Gesundheit ohnstreitig zuträglicher, als das Baden im zusammengetragenen Wasser, welches oft keine Wirkung hat, als daß es die Haut reinigt, oder auch nach Gelegenheit Schweiß hervorbringt. Manche Aerzte und Wundärzte wollen alles mit Baden kuriren, Gicht- und Steinschmerzen, venerische und skorbutische Uebel, Krätze und andere Zufälle! sie erreichen aber nur selten ihren Endzweck, und machen oft das Uebel ärger. — Das Baden hat aber auch ohnstreitig, wenn unvorsichtig dabey zu Werke gegangen, und es mehr des Zeitvertreibs, als der Gesundheit wegen, unternommen wird, seinen großen Schaden. Wie viel junge Leute, sonder-

lich

lich auf Schulen und Universitäten, die
sich im fließenden Wasser, an unsichern
Oertern gebadet, und das Schwimmen
nicht verstanden haben, sind nicht schon
durch solche Unvorsichtigkeit ums Leben ge-
kommen, und haben ihre Aeltern und An-
verwandte in die größte Betrübniß gestürzt.
Es wäre sehr heilsam, wenn an allen Or-
ten, wo öffentliche Schulen und Akade-
mieen sind, von Obrigkeits wegen gegen
dergleichen gefährliche Zeitverkürzungen und
ihre traurigen Folgen die nöthigen Vorkeh-
rungen gemacht würden. —

Ich kehre nach diesem Prolog, oder
nach dieser Exkursion zu meinem eigentlichen
Vorhaben zurück, und eile, meine Leser
mit den Bädern der Türken und ihrer Ein-
richtung bekannt zu machen. Da ist nun
freylich zwischen den Bädern, deren sich der
Großherr, und dessen Hofschranzen und
Gemahlinnen bedienen, und den Bädern
des Mittelstandes und der geringeren Leute
ein großer Unterschied. Diejenigen Bäder,
welche für den Großherrn und für seine
vornehmsten Hofbedienten bestimmt sind,
nehmen in dem Quartier der Verschnittenen
einen großen Raum ein. Die Oefen, wel-
che die Badstuben heitzen, und die man
Kultans nennt, folgen auf das Wohn-
zim-



Die Sultanin in Sommer Kleidung ins Bad gehend

zimmer des Saraï-Houdasi, und funfzehn Ichoglans von den stärksten werden gebraucht, um das Feuer zu unterhalten. Diese Einheizer heißen Kulkangis; und fünf und zwanzig andere, die man Dellaks nennt, sind in den Bädern oder Badstuben angestellt, wo sie den Körper der badenden scheeren und reiben, auch bedürfenden Falls ihnen Schröpfköpfe ansetzen, um das unreine Blut, welches zwischen Fell und Fleisch ist, herauszuziehen. Derjenige unter den Kulkangis, der der älteste im Dienst ist, ist der Vorgesetzte der andern, die er oft im Ringen und im Aufheben einer eisernen Keule mit einer Hand sich üben läßt. Drey solche Keulen sind mit großen Klammern über der Thür der Badstuben befestigt, und die mittelste wiegt, wie sie sagen, hundert Okka, oder drey hundert funfzig Pfund, denn ein Okka wiegt ohngefähr drey und ein halb Pfund nach unserm Gewicht. Es soll einmal am türkischen Hofe unter den Ichoglans ein so außerordentlich starker Kerl gewesen seyn, daß, da der Großherr ihn auf die Probe stellen wollen, ob er auch eine solche eiserne Keule mit einer Hand aufheben und herumdrehen könnte, er solches nicht allein zu seiner größten Verwunderung gethan, sondern ihm auch auf der Stelle noch einen andern Beweiß von der

 Stärke

Stärke seines Arms gegeben hat. Ueber diesen drey Keulen sieht man nämlich zwey eiserne Sturmhauben hängen, deren eine einen Zoll stark, die andere aber nur um den achten Theil so dick ist. Eben dieser Ichoglan schlug in Gegenwart des Großherrn die Sturmhaube, die einen Zoll stark war, mit der Keule auf einen Hieb entzwey, und und spaltete die andere mit seinem Säbel bis an die Mitte.

Diesen Oefen gegen über stehen die Zapfhähne aus welchen das Wasser in die zum Baden bestimmten Kammern geleitet wird; ehe man an diesen Ort gelangt, findet man eine kleine Moschee, welche dicht an das Wohnzimmer des Seraiket-Houdasi stößt, wo alle Ichoglans täglich zweymal ihr Gebet verrichten. Sollten sie es unterlassen, so läßt es der Oda-bachi, der in jeder Kammer genau auf ihre Handlungen acht giebt, nicht an derben Stockschlägen fehlen, womit er überhaupt, auch bey andern geringeren Fehlern, welche sie begehen, sehr freygebig ist; sie bekommen bisweilen eine gewisse Anzahl Schläge auf die Fußsolen, und zwar so arg, daß ihnen die Nägel von den Zehen abspringen.

Aus dieser Moschee kommt man auf eine Gallerie, welche an die Badzimmer stößt,

stößt, auf welcher sich die Diflys und Geuges, oder die Stummen und Zwerge den Tag über mit Arbeiten beschäftigen. Einige von ihnen lernen einen Turban binden, wobey mehr Mühe ist, als man glauben sollte, vornämlich bey dem Turban des Großherrn, wenn er in den Divan geht: denn alsdenn setzt er einen außerordentlich großen auf, welches alle Staatsräthe des Divans thun, wenn sie in die Rathsversammlung gehen. Man kann sich diesen Turban, den vornehmsten und gewöhnlichsten Hauptschmuck der Türken männlichen Geschlechts, nicht besser vorstellen, als unter der Gestalt unsrer größten Kürbisse, wenn man sie in der Mitte aushöhlte, und ein Loch drinn machte, wo der Kopf hinein könnte. — Die übrigen von den Stummen und Zwergen lernen rasiren, Nägel abschneiden, und andere Dinge dieser Art. In der Türkey und in ganz Asien werden keine Scheeren zum Abschneiden der Nägel gebraucht; denn Mahomet hats in seinem Gesetz verboten, und sie würden solches für eine große Sünde halten. Sie bedienen sich zu solchem Zweck eines kleinen, stählernen Instruments, in Gestalt eines Federmessers, woran aber nur die Spitze schneidet, und sie wissen mit diesem Nägelputzen sehr artig und geschickt umzugehen.

Es ist im ganzen Orient Mode, daß der Barbier, der einem den Bart abnimmt, auch zugleich den Turban, der sehr oft aus seiner Ordnung kömmt, aufbindet, die Nägel an Händen und Füssen abschneidet, und die Ohren von den darinn befindlichen Unreinigkeiten säubert; denn die Türken und alle Einwohner Asiens halten ungemein viel auf Reinlichkeit, und können weder an sich selbst, noch an denen, die sich ihnen nähern, den geringsten Unflath leiden. Im ganzen türkischen Reich und in ganz Arabien ist es übrigens blos den Muhamedanern erlaubt, sich eines weißen Bandes oder Zeugs zur Bedeckung ihres Haupts zu bedienen, dahingegen in Persien und in den Staaten des großen Moguls alle Farben als Kopfschmuck zu tragen frey gelassen sind.

Ich komme nun auf das große Bad, oder Hauptbad, welches auf das Zimmer des Hammangibachi folgt, der demselben vorstehet, und welches einen Theil der Seferlis oder Wäscher des Großherrn ausmacht. Der Ort, wo man sich auskleidet, ist eine Art von Dom oder Kuppel von geschnittenen Steinen, die ziemlich erhaben, und in einer der schönsten Gegenden des Serails angelegt ist. Der Boden ist

mit

mit schönen, viereckichten Marmorstücken gepflastert, und es sind zwey große Fenster drinn, welche, wie zwey Altane in Form eines Erkers gebaut, nach den Gärten hinausgehen, aus, welchen man die Aussicht auf beyde Meere und auf die Landschaften Asiens hat. Mitten in diesem Dom sieht man einen Springbrunnen, dessen Wasser in zwey Becken aufgefangen wird. Der erste, welches der höchste, und in Ansehung seines Umfangs der kleinste ist, ist aus einem Stück weißen Marmor, mit rothen und schwarzen Adern geziert, gehauen, an sechs Stellen ist er durchlöchert, und eben so viel meßingene Röhren einzunehmen, aus welchen das Wasser, welches sich in das andere Becken ergießt, herauskömmt, und dieses andere Becken ist auch von Marmor, aus verschiedenen Stücken und verschiedenen Farben. Inwendig im Dom sieht man eine Menge Stangen, rings herum, welche von eisernen Stäben unterstützt werden, die aus der Mauer kommen. Hier trocknet man die Wäsche, welche im Bade gebraucht worden ist, und diese Wäsche ist von unterschiedlicher Gattung.

Ehemals begnügte man sich, der Pagen ein Stück Leinwand, oder eine Art von Umhängsel zu geben, welches nur zweymal

unter dem Gurt um den Leib gieng; da man aber bemerkt hatte, daß sie solches mißbrauchten, und daß schöne junge Knaben sich aus Schäkerey einander dieses Stück Leinwand wegrissen, um sich nackend zu sehen, so bedient man sich seit dieser Zeit beym Baden eines leinwandnen Umhängsels, welches vom Nabel bis auf die Füße geht, und, wie ein kurzer Weiberrock zusammengenäht ist. Wenn sie aus dem Bade kommen, so haben sie zum Abtrocknen wieder zwey andere große leinwandne Tücher, wie Tischtücher, wovon das eine roth und drey Finger breit mit Seide gestickt ist; dieses Tuch bedeckt sie gleich, sobald sie aus dem Wasser kommen, vom Schmeerbauch bis auf die Waden; das andere Tuch ist weiß, welches sie zum Frottiren gebrauchen. Diese beyden Arten Tücher nennen sie Pechetamal.

Auf der Seite des Springbrunnens, der mitten in der Kuppel steht, ist eine Oeffnung, durch welche man ins Bad geht, und dicht dabey ist der Saal, wo man sich im Winter auskleidet. Eine kleine Gallerie gleich zur linken Hand führt zu den geheimen Gemächern oder Abtritten, und jeder Nachtstuhl oder jede Brille hat einen kleinen Zapfhahn, woraus sie Wasser schöpfen,

um

um sich zu waschen, wenn sie ihre Nothdurft verrichtet haben. Sie würden es sich zu einer grossen Sünde rechnen, sich des Papiers zu solchem Behuf zu bedienen, und sie führen dazu folgenden Grund an, weil von ohngefähr auf dem Papier, dessen sie sich zum Wischen bedienen würden, der Name Gottes, oder irgend ein Ausspruch ihres Gesetzes geschrieben, oder gedruckt seyn könnte, welches eine Entheiligung wäre, die man vermeiden müßte. Ueberdem halten sie dafür, daß das Papier nicht so bequem dazu ist, diesen Theil des menschlichen Leibes, den die natürliche Nothdurft beständig schmutzig macht, so zu reinigen, daß gar keine Unsauberkeit übrig bliebe, und daß ihre Gebete nicht erhört werden könnten, wofern sie nicht ganz rein wären, weil sie vor Gott mit einer völligen Reinigkeit des Leibes und der Seele erscheinen müßten.

Die Perser sind darinn noch genauer und gewissenhafter, als die Türken; denn obgleich beyde darinn übereinstimmen, daß das Gebet fruchtlos sey, und daß man sogar nicht, ohne sich zu versündigen, beten könne, wenn man nicht rein am Körper und an der Seele wäre; so behaupten doch die erstern, daß der geringste Schmutz oder Unflat, der etwa aus Versehen an dem

Men-

Menschen, oder an seinen Kleidern hängen bleiben könnte, sein Gebet unnütz und strafbar machen würde, welches die Türken, die in diesem Punkt weniger abergläubig sind, nicht zugeben. Ueberhaupt wird die Reinlichkeit wohl nirgends weiter getrieben, als in Persien. So hat z. B. in Ispahan, wo die Straßen nicht gepflastert sind, ein Reisender bemerkt, daß, wenn Schnee oder Regen fällt, und die Gassen voller Koth werden, wenig Leute aus ihren Häusern gehen, wenn sie nicht eine wichtige Sache dazu nöthigt. Wenn man bey solchem Wetter in ein Haus gehen will, so muß man zuvor die Schuhe ausziehn, den Regenmantel und die Mütze, die über den Turban hergeht, ablegen; wenn man nur im geringsten besudelt oder bespritzt wäre, so würde man für unrein gehalten werden, und demjenigen keinen Gefallen thun, den man besuchen wollte. Ein Perser trägt sogar bey üblem Wetter Bedenken, jemanden in sein Haus aufzunehmen; und wenn jemand kömmt, so winkt ihm der Hauswirth mit dem Kopf, er möchte in einiger Entfernung stehen bleiben, um mit ihm zu sprechen. Denn wenn er von ohngefähr, da er von der Straße kommt, wo er leicht gespritzt werden kann, nur den geringsten Koth an sich hätte, und denjenigen be-

rühr-

rührete, den er besuchen will, so würde dieser nagis, das ist, unrein seyn, und sich genöthig sehen, sogleich andere Kleider anzuziehen; so weit geht in diesem Stück der Aberglaube der Perser. —

Am Ende der Gallerie ist eine Thür, aus welcher man in drey Kammern kommen kann, welche als Badezimmer zum Revier des Großherrn gehören: Auf die letzte von diesen Kammern folgt ein großer, mit Marmor von verschiedenen Farben ausgelegter Platz, und dies ist der Ort, wo die Ichoglans sich den Bart putzen lassen. Dieser Platz ist in der Mitte erhaben, und auf allen Seiten abschüßig, damit das Wasser, womit die Bartscheerer den Kopf und den Bart waschen, auf allen Seiten abfließen kann, und der Platz immer rein bleibt. Aus beyden Seiten der Mauer, womit dieser Platz umgeben ist, geht ein starker, gedoppelter Zapfhahn mit zwey Schlüsseln heraus, welcher aus einer einzigen Oefnung abwechselnd warmes und kaltes Wasser giebt; dieses wird in einem Becken von weißem Marmor aufgenommen, worinn drey, oder vier Menschen sich ganz bequem waschen können, ohne sich einander zu hindern. An einer von den Ecken dieses Platzes folgt eine kleine Kammer von schwar-

zem und weißen Marmor, von verschiede-
nen Farben; und hier legen die Barbierer,
die kein anderes Handwerk verstehen, ihre
nöthigen Instrumente und kleinen Werk-
zeuge ab, als Scheermesser, Wetz- oder
Schleifsteine, lederne Maschinen zum Ab-
ziehen der Messer, Seife, und stählerne
Klingen zum Abschneiden der Nägel; Wä-
sche oder Servietten geben sie nicht zum
Barbieren; diejenigen, die sich den Bart
putzen lassen, kommen nackend vom Kopf
bis an den Bauch, und unten herum sind
sie nur mit einem Stück Leinwand bedeckt,
welches ihnen bis auf die Waden geht. Es
ist ein Glücksfall, wenn unter den türkischen
Barbierern sich einer findet, der zur Ader
lassen kann, und ihre Lanzetten, die sehr
grob und ungeschickt sind, gleichen den Laß-
eisen, womit man bey uns den Pferden
zur Ader läßt.

Die sämmtlichen Badezimmer im Se-
rail sind so eingerichtet, daß die Badenden
von niemanden, der draußen ist, gesehen
werden können; sie haben keine ordentlichen
Fenster; sie bekommen ihr Licht nur aus
kleinen Glasscheiben oder Löchern, die oben
an der Decke angebracht sind, und es ist
keine andere Oefnung drinn, als die Thür,
damit durch das geschwinde Zumachen und

Zu-

Zuhalten derselben es im Bade recht warm bleiben möge. Das erste Badezimmer ist das kostbarste und das größeste im Umfange. Das Pflaster ist von schwarzem und weißen Marmor, und die Wände sind mit weißen und blauen Werkstücken mit erhabenem Blumenwerk ausgelegt, so daß man es für emaillirt halten würde. Kurz, man kann nicht leicht ein reizenders und geschmückteres Zimmer sehen. Die zweyte Badekammer ist lange nicht so schön, als die erste; und die dritte hat etwas ganz sonderbares. Der Fußboden ist mit kleinen und seltenen Steinen von verschiedenen Farben ausgelegt, welche so geordnet sind, daß der Fuß nicht ausgleiten kann, wenn er naß aus dem Bade kommt, und das ganze Zimmer ist mit Werkstücken versehen, an welchen erhabene Blumen, mit Gold und Himmelblau eingefaßt, hervorragen. Dies ist der Ort, an welchen sich der Großherr begiebt, wenn er aus dem Bade kommt, und er geht allein dahin, um sich selbst die Zeugungsglieder zu scheeren, welches eine unter den Türken beyderley Geschlechts herrschende Gewohnheit ist.

Mahomet stößt wider diejenigen den Fluch aus, welche diese Glieder, welche die Natur verborgen hat, sehen lassen, so

wie auch wider diejenigen, welche sie anse-
hen; und sowohl Mannspersonen, als
Frauenzimmer, die nach seinem Gesetz le-
ben wollen, sind verbunden, sich selbst an
heimlichen Oertern zu bescheeren, ohne sich
dazu der Hülfe eines andern zu be-
dienen. —

Die meisten Morgenländer, Araber,
Tartarn und Indier, nehmen ihre Zuflucht
zu einem leichtern Mittel, als das Scheer-
messer ist, um die Haare ausfallen zu las-
sen; nämlich eine gewisse Erde, welches
sie mit Operment vermischen, und welches
so weich, wie Butter wird. Wenn sie im
Bade sind, und der Schweiß hervorzu-
bringen anfängt, so reiben sie mit dieser
Erde diejenigen Theile, wo sie die Haare
weghaben wollen, und da müssen sie bald
nachher zusehen, ob das Haar anfängt,
auszufallen, wie mans mit dem Federvieh
macht, welches man im heißen Wasser ab-
brühen will. Denn wenn man diese Erde
zu lange drauf läßt, so brennt sie, und
macht Löcher ins Fleisch, wovon die Nar-
ben bleiben, gleich denen, welche die Po-
cken zurücklassen. Ueberdem wird die Haut
an denjenigen Theilen, wo man diese Erde
auflegt, mit der Zeit hart und rauh, wie
Korduan; und diese verdrüßlichen Zufälle
ver-

verleiden den meisten Türken und Persern den Gebrauch dieser Erde. Die orientalischen Christen bedienen sich dieses Mittels auch nicht, ob sie sich gleich in der Gewohnheit des Badens und Haarabscheerens nach den Muhamedanern richten. In Persien braucht niemand, außer die ganz armen Leute, diese Art von Beize. Die Damens bedienen sich, ohne sich am Mahomets Verbot zu kehren, ihrer Sklaven zu solchem Endzweck, und verrichten auch bisweilen vermittelst kleiner Zangen, wie diejenigen sind, deren wir uns beym Bartzwicken bedienen, zwar mit mehrerer Mühe, aber auch mit weniger Gefahr, was diese Erde in kürzerer Zeit, aber mit größerer Gefahr thut. Die türkischen Sultaninnen sind zu zärtlich, als daß sie das persische Frauenzimmer nachahmen sollten; und selbst die Mannspersonen in der Türkey mögen sich dasjenige nicht mit Schmerzen ausreissen, was das Scheermesser ohne Mühe und unangenehme Empfindung wegnimmt.

Zwölftes Kapitel.

Enthält einige Bemerkungen über das Vorhergehende.

Das Haarausraufen, besonders an heimlichen Oertern, oder das Wegnehmen des Milchhaars mittelst eines scharfen Scheermessers, welches den Türken und den Morgenländern überhaupt eigen ist, und wodurch sie sich ganz von unsern Sitten und Gewohnheiten unterscheiden, ist ein Beweis ihrer Weichlichkeit und ihrer Delikatesse in der Wollust. Dasjenige, was von den Europäern und besonders von uns Deutschen als eine von der Natur dem Menschen verliehene Zierde, oder auch als eine irgend wozu nützliche Sache angesehen wird, betrachtet der hitzige Morgenländer und vornämlich der Türke mit Widerwillen, und sucht sich davon los zu machen, weil er es als ein sehr entbehrliches Hinderniß betrachtet, wodurch die Befriedigung seiner heftigen Begierden aufgehalten, und die lebhafte, angenehme Vorstellung, die er sich schon zum voraus von der fleischlichen Vermischung mit einem hübschen, wohlgebau-

hauten Frauenzimmer macht, verdunkelt und unterbrochen wird. Man muß sich freylich ganz in seine Lage, in seine Denk- und Sinnesart versetzen, um dies recht zu kapiren, und ihm bey der Beurtheilung dieser besondern, für uns auffallenden Sitte nicht Unrecht zu thun. Ich kann mich überhaupt hierüber nicht so ganz deutlich erklären, weil die Sache an sich schon sehr kitzlich und delikat ist. —

Hierinn dachten nun die alten Deutschen, und vielleicht auch die ersten Bewohner des Orients, ganz anders, als die heutigen Türken, und als viele, selbst unter ihren jetzigen Nachkommen zu denken pflegen. Vieles und starkes Haar, nicht blos auf dem Haupt, sondern auch am Leibe, und vornämlich an den Schaamgliedern, hielten sie für ein Zeichen der Mannheit, der Leibesstärke und Gesundheit des festen entschlossenen Muths und der Zeugungskraft, ein schönes langes, goldgelbes *) Haar

*) Man pflegt jetzt derjenigen Personnen zu spotten, welche rothes, oder goldgelbes Haar haben, ob es gleich ausgemacht ist, daß die Alten dieses Haar für eine große Schönheit gehalten haben, wie denn auch die Erfahrung lehret, daß Leute, mit goldgelben Haaren, beyderley Geschlechts gemeiniglich eine sehr feine und weiße Haut haben. Nach der Meynung vieler, die

Haar war bey ihnen die größte Zierde und sie suchten sowohl das Haupt- als das sogenannte Milchhaar eher zu vermehren und zu verlängern, als in seinem Wachsthum zu hindern, oder gar auszuraufen. Auch waren bey den alten Deutschen und vielen andern alten Völkern die Perrüken oder Haarmützen noch nicht Mode, wenn gleich schon die Meder, nicht zur Nothdurft, oder zur Ersetzung des etwa ausgefallenen Haars, sondern zum Staat und aus Gemächlichkeit Perrüken trugen, daher auch der junge Prinz **Cyrus**, als ihn seine Mutter **Mandane** an des **Astyages** Hof führte, und er diesen seinen Großvater mit seinem gemahlten Gesicht und seiner grossen Allongeperrüke erblickte, vergnügt ausrief: **Ach, Mutter, was hab ich für einen schönen Großvater** *)!

Die

die sich mit Antiquitäten beschäftigen, soll unser Heiland, da er auf Erden wandelte, auch goldgelbes, in langen, von der Natur gekräuselten Locken herabfallendes Haar getragen haben.

*) Ich habe dies in einem besondern Traktat: **Ueber den Ursprung der Perrüken**, Berlin 1780. umständlicher gezeigt. Die erste Auflage, welche sämmtlichen Perrükenmachern in Europa, Asia, Afrika, und Amerika, besonders aber denen in **Berlin** zugeeignet war, ist vergriffen, und es kann seyn, daß ich in der Folge, wenn meine Zeit- und Gesundheitsumstände es verstatten, eine neue verbesserte Auflage ans Licht treten lasse.

Die Alten hielten also unleugbar viel auf einen guten Haarwuchs, denn sie hatten ganz andere Begriffe von Schönheit und Männerschmuck, als wir, ihre verzärtelten Nachkommen. Das Abscheeren oder Ausraufen der Haare am Bart, und an andern Theilen des menschlichen Leibes, wurde von ihnen für einen großen Schimpf gehalten, welches aus der weltlichen und biblischen Geschichte erhellet. Nur Spitzbuben, Beutelschneidern und denen, die zum Tode verurtheilt waren, schnitt man die Haare, vornämlich aber die Bärte ab, und suchte sie dadurch auszuzeichnen. Auch war das Ausraufen der Haare, oder das Abscheeren derselben am Kopf und an andern verborgenen Oertern des Leibes ein sehr gewöhnliches Kennzeichen des Grams und der Betrübniß. Viele beschoren ihr Haupt, und streuten Asche darauf, wenn sie sich wegen begangener Vergehungen und eingetretener oder noch zu besorgender Landplagen vor Gott demüthigen, Fasten halten, und Buße thun wollten. So lesen wir von der Königinn **Esther**, deren Schönheit sehr gerühmt wird, und die König **Ahasveros** zum ehelichen Gemahl hatte, in einem apokryphischen Buche der Bibel folgende merkwürdige Erzählung: „Als der Judenfeind **Haman**, welcher damals des Königs Lieb-

 ling,

ling, geheimer Rath und erster Minister war, damit umgegangen, das ganze jüdische Volk, welches in des Königs Landen wohnte, mit einemmal und auf einen Tag zu vertilgen, in welcher Absicht er auch bereits die nöthigen Befehle, unter des Königs Brief und Siegel, an die sämmtlichen Statthalter und Amtleute des Königs hatte ergehen lassen: so heißt es von der Königinn Esther: sie hätte sich in ihrem Zimmer verschlossen, und für die Errettung ihres Vols zu Gott geschrieen.„ Unter andern finden wir bey dieser Erzählung folgende Ausdrücke: „Und die Königinn Esther kehrte sich auch zum Herrn in solchen Todeskampf, und legte ihre königliche Kleider ab, und zog Trauerkleider an, und demüthigte ihren Leib mit Fasten, und an allen Oertern, da sie zuvor fröhlich gewest war, raufte sie ihre Haare aus; und, für das edle Wasser und Balsam streute sie Asche und Staub auf ihr Haupt; —“ S. Stück in Esther K. 3, v. 1. Da haben sich nun die Ausleger die Köpfe drüber zerbrochen, was mit den letzten Worten dieses Verses: „An allen Orten, da sie zuvor fröhlich gewest war, raufte sie sich das Haar aus,“ eigentlich gemeynt sey.

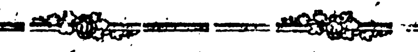
sey. Einer derselben versteht unter diesen Oertern, da Madam **Esther** öfters fröhlich gewest, oder deren von der Natur zur Wollust bestimmter Gebrauch ihr sonst so ergötzlich gewesen war, **die weibliche Schaam**, welches er theils aus dem hebräischen und deutschen Sprachgebrauch, theils aus andern philologischen und philosophischen Gründen zu erweisen sucht. Ich sehe nicht, was uns abhalten sollte, dieser Meynung beyzupflichten, da diese Stelle sonst keinen erträglichen und vernünftigen Sinn giebt, man müßte denn annehmen: die Königinn wäre in alle Zimmer und öffentlichen Oerter, wo sie sonst irgend eine Lustbarkeit genossen hätte, wie eine Unsinnige herumgelaufen, und hätte sich an jedem dieser Oerter einen Busch Haare ausgerissen, welches wider die Geschichte und wider den Zusammenhang ist. Diese Operation, nämlich, nach der vorhin gegebenen Erklärung, das Ausraufen der Haare an heimlichen Oertern, wodurch die Königinn **Esther** ihre große Traurigkeit und Demüthigung zu erkennen geben wollte, mußte freylich sehr schmerzhaft seyn, und wir wissen nicht, ob sie sich dabey irgend eines Instruments, etwa einer Zwickzange, oder der bloßen Hand bedient habe. — Dies wäre so ein hübscher Stoff zu einer

 aka-

akademischen Streitschrift *pro gradu Magistri*, oder *Licentiati et Doctoris Theologiae.* Denn was bringen diese Herren nicht bisweilen für närrisches, und der Untersuchung ganz unwürdiges Zeug zu Katheder? Z. E. *de vexillis veterum, quorum in Sacra Scriptura praesertim in libris veteris testamenti fit mentio.* Anstatt, daß viele alte Völker zur Bezeugung ihrer Betrübniß und Verlegenheit das Haar ausrauften, und sich nach Gelegenheit die Köpfe und Bärte beschoren, lassen viele von den heutigen Nationen, sonderlich die Juden, in gleicher Absicht, ihr Haupthaar und ihren Bart wachsen, welches diese letzteren vornämlich bey dem jährlichen Buß- und Fasttage, den sie wegen des Andenkens an die Zerstörung Jerusalems feyern, zu thun pflegen. Daß es übrigens unter den Europäern und Europäerinnen, unter den verschiedenen Bewohnern Deutschlands und anderer angrenzenden Länder Wollüstlinge beyderley Geschlechts genug geben mag, welche die Türken in der Gewohnheit, sich die Theile, welche zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts bestimmt sind, abzuscheeren, oder abscheeren zu lassen, nachahmen, das wird wohl niemand leugnen, da auch in Dingen dieser Art der Geschmack sehr verschieden, und es in

Deutsch-

Deutschland überhaupt nichts seltenes ist, sich die Sitten und Gewohnheiten fremder Völker, wie sonderbar und auffallend sie auch seyn mögen, zu eigen zu machen. — Es ließen sich über diese Gewohnheit des Bescheerens an unsichtbaren Oertern noch manche moralische Bröckelchen und Episoden beybringen, weil es scheint, als wollten diese Leute den Schöpfer meistern, und es besser wissen, als er; — ich will aber lieber einlenken, das Moralisiren über solche Gegenstände andern überlassen, und zu meiner Geschichte zurückkehren.



Dreyzehntes Kapitel.

Etwas über den Schatz des Großherrn.

Da einmal von den Galanterieen der Türken die Rede ist, wozu ohnstreitig auch ihre Pracht, ihre Reichthümer und Schätze gehören, so wird es nicht übel gethan seyn, wenn ich etwas von dem Schatz des Großherrn sage, welchen man füglich mit einem großen Meer vergleicht, welches nie wasserarm wird, weil die herausfließenden Ströme immer wieder durch

an

andere, die sich darinn ergießen, ersetzt werden.

Aus dem Zimmer, wo sich der Großherr rasirt, kommt man auf eine Gallerie, welche dreyßig Schritt in der Länge, und neun bis zehn in der Breite hat. Sie ruhet auf sechs starken, marmornen Pfeilen von verschiedenen Farben, die sechszehn Fuß hoch sind, unter welchen einer von sehr schönem grün ist, woraus die Türken viel Wesens machen. Man geht in dieser Gallerie auf großen viereckichten Steinen von Marmor, und die obere Decke des Zimmers ist ein Ueberbleibsel des Alterthums von vortreflichen Gemählden mit eingelegter Arbeit, welche verschiedene Personen vorstellen, und von denen man glaubt, daß sie zur Aufnahme eines großen Prinzen während der Regierung der griechischen Kaiser gemacht worden sind.

Da die Türken unter ihrer Nation weder Mahler, noch Bildhauer haben, da sie vielmehr alle Abbildungen von Menschen und Thieren verabscheuen, so giengen sie schwer dran, diese antiken Figuren zu leiden, sie haben ihnen wenigstens die Köpfe weggenommen, und nun ist nichts, als der Rumpf übrig, welches zu bedauern ist.

Man

Man kann leicht einsehen, daß diese Gallerie auf beyden Seiten offen gewesen ist, da sie noch nach dem Hofe zu geöffnet ist, und mitten in der Mauer, wodurch sie auf der andern Seite zugemacht wird, ist die Thür zum Schatze.

Dieser Schatz, der unermeßliche Reichthümer enthält, kann in den öffenlichen und besondern, oder geheimen Schatz eingetheilet werden. Den öffentlichen Schatz nenne ich denjenigen, aus welchen die Kosten zur Bestreitung der öffentlichen Lustbarkeiten und Feyerlichkeiten, zur Auszahlung der Soldaten, und überhaupt zu allen Bedürfnissen des Reichs und des Serails hergenommen werden. Er wird eben sobald wieder voll, als er leer wird, das Geld kommt hinein, und wieder heraus. Was aber den besondern und geheimen Schatz betrift, der ein unterirrdisches Gewölbe ist, welches nur in Gegenwart des Großherrn aufgemacht wird; dies ist ein Meer, welches man mit dem Kaspischen Meer vergleichen kann, in welches viele Ströme und Gewässer hineinlaufen, die man nicht wieder herauskommen sieht.

Der erste Schatz bestehet aus verschiedenen Kammern, welche mit Reichthümern und

und Seltenheiten angefüllt sind. In der ersten liegen eine Menge Bogen, Pfeile, Büchsen, Musketen, Säbel, und andere ähnliche Waffen, welches eben so viel Meisterstücke sind, die man den türkischen Kaisern zum Geschenk gemacht hat. Alle diese Waffen sind entweder am Boden aufgehängt, oder an der Wand befestigt; sie sind aber alle in jämmerlichen Zustande, indem sie alle entweder verrostet, oder voller Staub sind; der Großherr läßt es zu, daß man sie vernachläßigt, weil man ihm alle Tage neue, schön gearbeitete Waffen überreicht, und über diesen neuen, fein polirten Waffen, vergißt er die alten; überhaupt bringt es das Naturell der Türken so mit sich, daß sie sich aus Seltenhelten und hübschen Sachen, die ihnen zum Geschenk gebracht werden, nur in dem Augenblick etwas machen, da man sie ihnen überreicht.

Die zweyte Kammer ist ein rundes Behältniß, mit einer Kuppel, von eben der Höhe und Bauart, als das rundgeformte Badezimmer, von welchen ich in Vorhergehenden geredet habe, wo man sich im Sommer auskleidet; und es ist zwischen beyden Gemächern weiter kein Unterschied, als daß das letztere von oben her keine Oeffnung hat. An diesem Ort stehen sechs

große

grosse Kuffer, oder Kasten, jeder von zwölf Fuß in der Länge, und sechs Fuß in der Breite und Höhe, und wofern die Deckel nicht gebrochen oder gespalten wären, so würden zwey Männer Mühe haben, sie aufzuheben; so schwer sind sie. Diese Kuffer, welche sie Ambar heißen, sind voll von allerley Kleidern zum Gebrauch des Großherrn, Westen, oder Oberkleider, reichen Pelzen, prächtigen Turbans, und Kissen, mit Perlen gestickt. Außer diesen sechs Kasten trift man noch acht andere an, die acht Fuß lang, und vier Fuß breit sind, worinn ganze Stücken Scharlach, feine holländische und englische Tücher, Stücken Sammt, seidene Gold- und Silberstücken, gestickte Bettdecken, und andere kostbare Sachen dieser Art verwahrt werden. Die Pferdezäume und Sattel, welche mit Edelgesteinen besetzt sind, ruhen auf Armen oder Lehnen, die aus der Wand hervorragen; diese ganze Kammer ist überhaupt sehr aufgeputzt und sehr reinlich.

Die dritte Kammer ist groß, und sieht beynahe, wie ein Saal, aus. Man erblickt darinn gleich einen großen Kasten, dessen inneres Behältniß in drey Theile getheilt ist, und aus drey kleineren Kasten oder Schubladen, wovon eine über der andern ist, besteht;

steht; diese werden von vorn aufgemacht, damit sie nicht unter einander gerathen, und damit man aus dem untersten etwas herausnehmen, oder in denselben hineinlegen könne, ohne den obersten anzurühren. In dem untersten Kasten liegen die reichen Throndecken, deren ich bey der Beschreibung des Audienzsaals erwähnt habe. Der mittlere Kasten enthält alle reichgestickten Satteldecken, deren einige mit Perlen und Edelgesteinen besetzt sind, und die bey großen Feyerlichkeiten gebraucht werden. In dem obersten Kasten werden die Zäume, Brust- und Schwanzrieme, und Steigbügel verwahrt, deren Kostbarkeit die Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlen, womit sie ausgelegt sind, ausmachen; der größte Theil derselben aber ist mit Türkis besetzt, den sie sehr gut zu brauchen wissen. Es ist zum Erstaunen, wenn man die Menge dieser prächtigen Geschirre sieht, doch gereicht der Anblick dieser zahlreichen Kostbarkeiten nur denen zur Verwunderung, welche nicht wissen, auf welche Art und Weise der Großherr seinen Schatz mit so vielen Reichthümern anfüllt. Da sehr oft Baschas und Statthalter der Provinzen mit Tode abgehen, es sey nun, daß sie eines natürlichen, oder eines gewaltsamen Todes sterben, und da alle ihre Güter, wie ich schon anderswo

ge-



Ein Sclave des Groß. Herrn.

gesagt habe, nach ihrem Ableben dem Großherrn anheimfallen, und ins Serail gebracht werden: so findet man gemeiniglich unter ihren reichen Pferdegeschirren Zäume, die mit Edelgesteinen besetzt sind, und diese Zäume kommen in den Schatz. Eben dahin kommt auch das Gold und Silbergeld und alle Kleinodien, welche die Baschas in ihrem Leben besessen haben. Was aber die Pferdesättel, welche insgemein mit goldnen Tressen in der dicke eines Ducaten eingefaßt sind, anbetrift, so kommen diese in die Hände des Imbrohorbachi, welches der Oberstallmeister ist, der nicht ins Serail kommt.

Es sind noch in eben dieser Kammer viele andere Kasten von verschiedener Größe, in welchen eine Menge sehr kostbarer Sachen verschlossen ist. In einigen sind reiche, mit Edelgesteinen besetzte Degen oder Schwerdter, und Säbel von gleicher Beschaffenheit. Denn die Türken brauchen, wenn sie zu Pferde sitzen, sowohl Säbel, als auch lange Degen, die aber etwas breiter, als die unsrigen, sind. Den Säbel tragen sie an der Seite, und am Sattel entlängst befestigen sie den Degen und das Gewehr, welche ihnen unter die Hüfte gehn, und dieses kann ihnen nicht sehr beschwerlich fal-

len, weil sie, indem sie zu Pferde sitzen, den Fuß sehr kurz halten. Die Schießgewehre und Waffen, welche man zur Parade trägt, sind auch mit Steinen besetzt; die Türken sind überhaupt in ihrem ganzen Aufzuge sehr prächtig, und schonen kein Geld. Wenn der Großherr einen von diesen Baschas ehren will, so schickt er ihm einen von diesen Degen oder Säbeln, nebst einer Weste von seidenem Goldstück zu, welche reich gefuttert ist: aber diese reichen Stücke gehen nur hin und her, und man findet sie immer nach dem Tode der Baschas, deren sämmtliches Vermögen ins Serail kommt, im Schatz, wie in ihrem Mittelpunkte, wieder.

Andere Kasten sind mit Ambra, mit Bisam, Aloe- und Pantoffelholz angefüllt. Es giebt Aloeholz, wovon das Pfund tausend Thaler kostet, je nachdem es fett ist, denn das fetteste ist immer das beste, und die Türken lassen in dem Ankauf dieses Holzes viel Geld aufgehen. Wenn man sie besucht, so ist es der Gewohnheit gemäß, den Gästen eine Pfeife Tabak nebst Aloeholz darzureichen, und dies geschieht auf folgende Art: Man nimmt etwas von diesem Holz, nachdem es fett ist, und desto mehr Rauch geben kann, in der Größe einer

Erbse,

Erbse, oder kleinen Bohne, und, nachdem man es angefeuchtet hat, legt man es auf ein wenig glühende Kohlen, in eine Art von Kastrolle oder Rauchpfanne, welche man der ganzen Gesellschaft überreicht. Mit dem aufsteigenden Rauch durchräuchert jeder seinen Bart und Kopf, und sogar das Inwendige seines Turbans, worauf er die Hände in die Höhe hebt, indem er ausruft: **Elmendela**, das heißt: **Gott sey gedankt.** Ehe man aber die Rauchpfanne herumgiebt, bringt man Rosenwasser in einem goldenen, oder silbernen Gefäß, nach Beschaffenheit der Leute, die zum Besuch kommen. Dieses Gefäß ist beynahe einen Fuß hoch, der Boden ist, wie eine Faust, dicke, und das Gefäß wird gegen den obern Theil immer dünner, welcher nur, wie ein kleiner Finger dicke ist. An der Spitze ist ein kleines Loch, wo das Rosenwasser herausläuft, mit welchem man sich die Hände und das Gesicht wäscht, worauf man beydes über den Rauch der Aloe hält, der das Wasser wieder abtrocknet, und sich besser an die Haare und an den Bart anhängt.

Es ist auch in diesen Kasten eine Menge Gewürze und kostbare Spezereyen, Bezoarsteine, und eine große Quantität Mastik vorhanden, womit sich die Sultaninnen

nen und andere Frauenzimmer im Serail ein Vergnügen und einen Zeitvertreib machen. Sie halten beständig etwas von diesem Gewürz im Munde, und der Mastik erhält den Athem gut und die Zähne rein, weshalb sie ihn so gern leiden mögen.

Man sieht in eben dieser Kammer und in andern Kasten viel Gold- und Silbergeschirr, welches nie gebraucht wird, weil der Großherr anderes Geräthe zu seinem gewöhnlichen Gebrauch im Kilar hat, und bey seiner Tafel nichts, als Porcellain, braucht. Es sind unter andern viele Waschbecken und Gießkannen darunter, deren einige mit verschiedenen Edelgesteinen besetzt sind. Diese Waschbecken sind bequemer eingerichtet, als die unsrigen, und zugleich ein Beweiß von der Reinlichkeit der Morgenländer. Sie sind rund, ohngefähr einen halben Fuß tief, und mit einer durchlöcherten Platte bedeckt, welches macht, daß das Becken mit dem Rande gleich ist, und die Unreinigkeit verbirgt, welche auf den Grund fällt. Man steht in der Türkey nicht eher von der Mahlzeit auf, als bis man sich den Mund ausgespült, und die Hände gewaschen hat, in welcher Absicht man Seife und warmes Wasser bringt; bey den Vornehmen aber bringt man Ro-

sen-

senwasser oder ein anderes wohlriechendes Wasser zu solchem Behuf, womit man einen Zipfel seines Schnupftuchs benetzet.

In einem von diesen Kasten liegen große Wachslichter über zwey Fuß hoch, die aus einer gewissen Masse von grünlicher Farbe, welche dem Wachs sehr ähnlich ist, und aus Aethiopien kommt, bereitet werden; ein jedes solches Wachslicht kommt beynahe auf hundert Thaler zu stehen. Man braucht dieselben nicht eher, als bis der Großherr die Sultaninnen besucht; alsdenn werden zwey von diesen Lichtern auf zwey großen, goldenen, reich mit Edelgesteinen besetzten Leuchtern angezündet. Wenn sie etwas über die Hälfte herunter gebrannt sind, so stecken die schwarzen Verschnittenen, welche im Haram, oder im Frauenzimmerquartier die Aufwartung haben, andere an, und überreichen aus Höflichkeit die übriggebliebenen Enden den vornehmsten Hofdamen, welche bey den Sultaninnen sind.

Es sind außerdem in einem von diesen Kasten sehr viele Stunden- und Taschenuhren von deutschen Künstlern verfertigt, wie auch verschiedene Messer und Schreibzeuge nach türkischer Art, dies sind lauter Mei-

sterstücke, mit Steinen ausgelegt. Endlich sieht man an der Mauer, die mit einem scharlachnen Zeuge behängt ist, verschiedene auf türkische Art, sehr künstlich zugerichtete Waffen, Bogen, Pfeile, runde Schilde und Streithammer, sehr schön gearbeitet, und die meisten von diesen Stücken sind von sehr großem Werth.

Das kostbarste aber in dieser ganzen Kammer ist ein ganz eiserner Geldkasten, in welchem ein anderer von einem und einem halben Fuß ins Gevierte enthalten ist, und worinn große Reichthümer stecken. Wenn man diesen Kasten aufmacht, so erblickt man eine Art von Ringfutteral, in welchem allerley Ringe von großem Werth, Diamanten, Rubinen, Smaragden, sehr viel schöne Topasen und vier Katzenaugen aufgesteckt sind, die man ihrer Schönheit wegen nicht genug schätzen kann. Wenn man dieses erste Behältniß aufhebt, so entdeckt man kleine Schatzkästchen, die mit verschiedenen Edelgesteinen, großen diamantnen Rosen, Ohrgehängen, noch andern Rosen von Rubinen und Smaragden, Perlenschnuren und Ketten, und mit Armbändern angefüllt sind. Außerdem findet man ein Schächtelchen besonders, worinn die Sorgouges, oder Aigrettenfutterale,

die

die auf den Turban des Großherrn kommen, verwahrt werden. Wenn der Großherr bisweilen seine Augen an dem Anblick und dem Glanz dieser kostbaren Edelgesteine weiden will, so läßt er sich den Kasten auf sein Zimmer bringen: verlangt er aber nur ein Stück aus dem Schatze, so schickt er dem Chasnadarbachi Befehl zu, es zu hohlen, und dieser Schatzmeister darf nicht ohne viel Verschwiegenheit, und ohne viel Vorsicht zu brauchen, hineingehen.

Es sind beständig sechzig Pagen mehr, oder weniger, in der Schatzkammer, ihre Anzahl ist nicht bestimmt, und der Kapi-Aga und der Chasnadarbachi können nach dem ihnen beywohnenden Ansehen, und nachdem es ihre Reizungen und Vortheile erfordern, die Anzahl derselben vermehren, oder vermindern. Wofern sie nicht in Ungnade fallen, so kommen sie nie aus dem Serail, ohne eine gute Statthalterstelle, oder eine anständige Pension zu ihrem Unterhalt zu bekommen; und wenn sie sich gut halten, so sind sie auf ihre Lebenszeit versorgt. Wenn der Schatzmeister den Befehl des Großherrn, daß er ihm ein Stück aus dem Schatze bringen soll, erhalten hat, so läßt er alle Pagen in ihrer Kammer zusammenkommen, und läßt den

Amakdar-Agasi rufen, der die Schlüssel zum Schatze hat. Dieser schlägt erst dreymal mit der Hand an einen Schrank, worinn die Schlüssel sind, darauf nimmt er sie heraus, und, indem er dem Chasnadarbachi, der von sechzig Pagen begleitet wird, folgt, begeben sie sich insgesammt an die Thür der Schatzkammer. Zuerst wird das Vorhängeschloß aufgemacht, welches man vorlegt, um das Siegel, welches der Schatzmeister auf die Oeffnung gedruckt hat, nicht zu beschädigen; und sobald man es unbeschädigt findet, so läßt er es von dem, der die Schlüssel in Verwahrung hat, aufbrechen, und befiehlt ihm alsdenn, aufzumachen. Sobald man in die Schatzkammer hineinkommt, in welche der Schatzmeister weiß, daß er gehen muß, setzt er sich auf einen niedrigen Sessel, und zeigt dasjenige Stück an, welches der Großherr haben will. Darauf wird der Kasten, worinn dasselbe verwahrt liegen soll, geöffnet; man überreicht es dem Chasnadarbachi, und, wenn er will, so hat er das Vorrecht, es allein dem Großherrn zu überbringen. Da hat er denn eine günstige Gelegenheit, um etwas kostbares von dem, was vorhanden ist, an sich zu bringen, und zu einer solchen Zeit weiß er seine Rolle recht gut zu spielen, ohne daß man ihm füglich ein Hin-

derniß in den Weg legen kann. Wenn er einmal im Schatz ist, so darf er nur sagen, der Großherr wollte auch dasjenige Stück haben, welches er gern wegkapern möchte, und da er gleich alles auf sein Zimmer bringen läßt, so behält er dasjenige, was er für sich haben will, zurück, und händigt dem Herrn nur dasjenige ein, was er ihm zu bringen befohlen hat. Zwar ist alles, was in den Schatz hinein, und was aus denselben herauskommt, genau aufgeschrieben, und der Haznaquatib, oder Registrator hält darüber ein genaues Verzeichniß; es könnte auch die Betriegerey leicht entdeckt werden, wenn der Chasnadarbachi bey der Niederlegung seines Amts seinem Nachfolger von allem, was vorhanden ist, Rechenschaft ablegt; aber gemeiniglich sind der Vorfahr und dessen Nachfolger gute Freunde, und der Chasnadarbachi, der sein Amt nur aufgiebt, um entweder in die Stelle des Kapi-Aga, wenn dieser stirbt, oder zu einer höhern Würde gelangt, zu rücken, oder eine Gouverneurstelle in einer Provinz zu erhalten, schlägt dem Großherrn denjenigen, den er unter den Pagen am liebsten hat, und der sein Vertrauter ist, vor. Da er folglich sein Wohlthäter ist, so legt er ihm seine Rechnung nach Gutdünken ab, und indem er ihm von allem, was im Schatz

 ist,

ist, ein Verzeichniß übergiebt, so liefert er ihm zugleich einen Aufsatz von denjenigen Stücken, welche, nach seiner Aussage, während seines Schatzmeisteramts auf Befehl des Großherrn herausgenommen worden sind. Der Schatzschreiber oder Registrator könnte zwar, ihres Einverständnisses ohngeachtet, den Betrug entdecken: da er aber einer von den ältesten Pagen der Kammer ist, dem die Schatzmeisterbedienung auch zufallen kann, so thut er ein Auge zu, um sich keine Feinde zu machen, und läßt sich durch die Geschenke besänftigen, die er sowohl von dem, der das Schatzmeisteramt niederlegt, als von dem, der es antritt, empfängt. Aber dergleichen Entwendungen und Diebstähle fallen nicht oft vor; und wenn sie entdeckt werden sollten, so würde die Strafe dem Thäter und seinen Mitschuldigen auf den Fuß nachfolgen. Was den kleinen Kuffer, worinn die kostbarsten Edelgesteinen sind, anlangt, so ist es unmöglich, etwas davon zu entwenden; denn wenn der Großherr etwas heraus haben will, so läßt er den Kuffer durch den Schatzmeister, in Begleitung des Schlüsselverwahrers und aller Pagen vor sich bringen, und ehe er ihn öffnen läßt, sieht er nach, ob das Siegel auch unversehrt ist. Wenn er das Beliebige herausgenommen hat,

hat, so wird der Kuffer in seiner Gegenwart wieder zugemacht, versiegelt, und mit denselbigen Ceremonien in den Schatz zurück gebracht. Die sechzig Pagen bekommen bey solchen Gelegenheiten gemeiniglich Proben von der Freygebigkeit des Großherrn, und er läßt ihnen zehn, oder zwölf Beutel zum Geschenk geben, die sie unter sich theilen.

Man kann die dritte Kammer des Schatzes wie einen großen Saal betrachten; in der Mitte befindet sich ein erhabener Ort, wie ein Schaugerüste, dessen Höhe neun bis zehn Fuß ins Gevierte beträgt, die Länge und Breite sind gleich. Dieses Gerüste ist mit einer goldenen und seidenen Tapete behängt, und oben drauf siehet man den Kaiser **Karl, den fünften**, in erhabener Arbeit, auf dem Thron sitzend, wie er in einer Hand eine Welt, und in der andern einen Degen hält; um ihn herum stehen alle Großen des Reichs, die ihm huldigen; unten an der Tapete lieset man einige Verse mit gothischen Buchstaben; der obere Theil dieses Gerüstes ist mit lateinischen, französischen, italiänischen, englischen und andern Büchern in europäischen Sprachen belegt. Es sind auch einige darunter, die von der Schiffahrt handeln, und neben ihnen findet man zwey Himmels- und Erd-

ku-

kugeln, wie auch einige auf feinem Pergament gezeichnete Landcharten; aus allen diesem kann man urtheilen, daß diese Sachen von einem türkischen Seeräuber weggekapert, und dem Großherrn zum Geschenk gesandt worden sind. Aber der Staub, den man nicht fleißig abgenommen hat, hat gänzlich die Tapete und die Bücher verdorben, welche da nur zum Andenken eines über die Christen von den Türken erfochtenen Sieges dienen.

Die vierte Kammer des Schatzes ist sehr dunkel, und hat weiter kein Licht, als was sie durch ein kleines Dachfenster empfängt, das auf den Hof hinausgeht, und drey eiserne Gitter über einander hat. Ueber der Thür siehet man diese Worte mit türkischen Buchstaben eingegraben: **Geld, welches durch Rustans Fleiß erworben worden.** Folgendes hat zu diesem Denkmal, welches man dem Ruhm eines ehemaligen Großviziers, der den Namen Rustan führte, gesetzt hat, Gelegenheit gegeben. Er war eines Fleischers Sohn, und trieb selbst das Fleischerhandwerk, (wie in Konstantinopel die Rede geht *), er

*) Ich habe nicht ohne Ursach den Beysatz hinzugefügt: wie in Konstantinopel die Rede geht; denn

er hatte aber einen sehr hohen und der vornehmsten Geburt würdigen Geist, der ihn bis

denn obgleich die Geschichte, die ich hier erzähle, soviel ich weiß, keinem Zweifel unterworfen ist; so pflegt doch die nurerwähnte Kautel bey Stadtneuigkeiten, die zumal in großen, volkreichen Städten gäng und gebe sind, nicht überflüßig zu seyn. So hab ich zum Beyspiel in Berlin vor ohngefähr vierzig und mehreren Jahren einen jungen Geistlichen, oder vielmehr einen in alle Sättel passenden Gelehrten gekannt, der malheureusement, das ist verdollmeßschet, zu seinem großen Unglück, zum Priester- und zum Ehestande griff, denn er hätte das erstere Dummköpfen und Speichelleckern, die mit ihm konkurrirten, und das zweyte den geduldigen Narren, die sich von ihren einfältigen Weibern Hörner aufsetzen, oder, wenn das auch nicht ist, ohne Noth einschränken, und Regeln vorschreiben lassen, überlassen können. Dieser ehrliche Mann, wurde, weil er nicht gewohnt war, sich zu geniren, und weil er vieles that, was er, nach dem Urtheil des Pöbels, weltlichen und geistlichen Pöbels, nicht thun sollte, in kurzer Zeit, wider sein Vermuthen, das Gespräch der Stadt, la nouvelle du jour, wie ein vornehmer Herr, der ihm wohl wollte, sich auszudrücken pflegte. Es wurde erschrecklich viel auf seine Rechnung gelogen; man erzählte lächerliche und unbesonnene Streiche von ihm in allen Kaffee- oder Klatschgesellschaften, an die er vielleicht nie gedacht hatte, und erfand ordentliche Romane, wozu er etwa durch ein lustiges bon — mot; oder sonst durch eine leichtsinnige, nicht genug überlegte Handlung, die im Grunde nicht boshaft und strafwürdig war, Gelegenheit gegeben hatte. — Dies ist der Lauf der Welt! Wie sehr hat man also bey öffentlichen Stadtneuigkeiten, die von Mund zu Mund

bis zu der Würde eines Großvizier erhub, und ihn zu der Ehre verhalf, daß er des Sultans **Soliman** Schwiegersohn ward. *) Es gieng ihm eine Zeitlang sehr übel, er fiel auch einmal in Ungnade; endlich aber rief **Soliman**, der wichtige Sachen über den Hals hatte, und mit den Persern in Krieg verwickelt war, weil er Geld brauchte, den **Rustan** zurück, und machte ihn zu seinem geheimen Finanzrath. Er wußte, daß er geschickt und fähig dazu war, seine Finanzen bald in einen guten Stand zu setzen; und dies ließ er sich auch mit so vieler Sorgfalt und mit so gutem Erfolg angelegen seyn, daß er in kurzer Zeit **Solimans** Geldkasten anfüllte, und die delabrirten Reichsangelegenheiten wieder in Ordnung brachte.

Die

Mund gehen, und ein altes Weib dem andern im Vertrauen erzält, die Erinnerung in Acht zu nehmen: **Wer weiß, ob es auch wahr ist!**

*) Schwiegersohn ward. Ueber das Schwiegersohn werden und was dem anhängig ist, was es nämlich für Nutz und Frommen, aber auch für großen Schaden und Nachtheil bringt, wollt ich erst in einer Note nur mit ein paar Worten meine Meynung sagen; weil die Note aber zu lang werden möchte, so will ich diese ergiebige Materie lieber auf das folgende Kapitel versparen.

Die Türken haben so viel Eifer für das Beste des Staats, daß einer von den Großen der Pforte, der Rustans Feind war, und der bey andern Vorfällen gern seinen Untergang befördert hätte, einen seiner Vertrauten versicherte, daß, wenn er ihm jetzt schaden könnte, er es doch nicht thun würde, weil er durch seinen Fleiß und durch seine Arbeit den sinkenden Staat unterstützte, den er von seinem nahen Untergange errettet hätte, und weil er auf dem Wege wäre, dessen Einkünfte ansehnlich zu vermehren. Vielleicht würde diese großmüthige und heroische Gesinnung in der Seele eines Türken, der ursprünglich ein bloßer Sklave gewesen ist, unter den Christen wenig Beyspiele finden.

Die vierte Kammer des Schatzes ist voll von Kasten, die zwey Fuß lang, und nach Proportion breit und hoch, mit eisernen Bänden belegt, und jeder mit zwey Vorhangschlössern verwahrt sind. Ihre Anzahl ist nicht immer gleich, weil das Geld in diese Kammer hinein, und herauskommt, und weil diese Kasten, nachdem es die Noth erfordert, zur Bezahlung der Janitscharen, oder zur Unterhaltung der Armeen, versetzt, und an eine andere Stelle gebracht werden. Die Geldsorten, welche

ge=

gemeiniglich hineinkommen, sind die deutschen und holländischen Thaler, und die Türken nennen die letzteren Löwenthaler, weil ein Löwe darauf geprägt ist. Diese Geldsorten haben die morgenländischen Kaufleute am liebsten, weil wenig falsche Münze darunter angetroffen wird, und man sie nicht beschneiden kann, ohne daß man es merken sollte. Die spanischen Realen und französischen Thaler kursiren auch im türkischen Reich; obgleich die Türken anfänglich die letzteren nicht annehmen wollten, weil sie glaubten, sie wären nicht so gut im Werth, als die spanischen.

Alles Gold und Silber, welches in den Schatz kommt, wird von den Einkünften des Reichs und von dem Verkauf der Güter genommen, welche die Baschas nach ihrem Tode hinterlassen. Was das türkische Reich anbetrift, welches sich so weit bis in die drey Theile unsers großen Erdstrichs und festen Landes erstreckt, und so viel Königreiche unter sich begreift, so ist leicht zu beurtheilen, daß solches dem Schatz unermeßliche Summen liefert; aber es ist nicht leicht, sie zu bestimmen. Diese Einkünfte bestehen hauptsächlich in der Tribut- Accise- und Zolleinnahme, indem die drey Tefterdars, oder Generalschatzmeister von

dem

dem, was aus den Provinzen einkommt, dem Großvizier Rechnung ablegen. Dieser erste Minister hat einen Schlüssel zu dieser vierten Schatzkammer; der erste Tefterdar hat auch einen, und die Thür ist außerdem mit dem Petschaft des Großherrn versiegelt. Sie wird gemeiniglich nur an den Tagen, da sich der Divan versammelt, aufgemacht, entweder um Geld hineinzubringen, oder um die Staatsbedürfnisse herauszunehmen und zu bezahlen.

Alle diese Einnahmen, welche in den Schatz kommen, bestehen gemeiniglich in Silbergelde; das Gold, welches dieser Kammer zufließt, kommt aus vier Quellen, worunter zwey fremde, und zwey einheimische sind. Die eine von den beyden ersten Quellen ist die Handlung der Franzosen, Engländer, Holländer, Italiäner, Russen und Pohlen, welche Dukaten aus ihren Ländern mitbringen. Die andere Quelle ist der jährliche Tribut, den der Cham der kleinen Tartarey, die Fürsten von der Moldau und Wallachey, die Republik Ragusa, und ein Theil von Mingrelien dem Großherrn in Golde bezahlen müssen, welches sehr hohe Summen beträgt. Eine von den einheimischen Quellen zur Bereicherung des Schatzes kommt aus dem, was

man den Baschas abnimmt, worunter das ausgemünzte Gold den besten Theil ausmacht; und die andern von den aus Aegypten gezogenen Einkünften, wo alle Jahre eine Menge Zechinen nach der Anzahl und Menge des Goldes, welches aus Aethiopien einlauft, geschlagen werden, und alle diese Zechinen *) kommen in den Schatz.

Die

*) Eine Zechine, die auch sonst Sultanin, oder Scherif heißt, ist eine Goldmünze, einen Dukaten am Werth; ehedem hat sie nicht so viel gegolten. Diese Goldmünze kommt blos aus Aegypten, und Kairo ist die einzige Stadt im ganzen, türkischen Reich, wo Gold geschlagen wird. Dieses Gold kommt größtentheils aus dem Königreich Abyssinien, und es wird auf folgende Art nach Kairo gebracht. Die Quantität ist nicht alle Jahre gleich, und wenn die Wege theils durch den Krieg, theils durch außerordentlich starken Regen, der die Felder überschwemmt, verschlossen sind, so kommt nur wenig Gold nach Aegypten. Wenn aber diese Hindernisse aufhören, und der Handel wieder frey ist, so sieht man in Kairo, wie auch in Alexandrien viele Abyssinier ankommen, wovon der eine zwey, der andere vier Pfund Gold, jeder nach seinem Vermögen, bringt. Diese armen Leute sind auf ihren Reisen tausend Gefahren und Beschwerlichkeiten ausgesetzt, und man muß sich wundern, wie sie damit übereinkommen. Einige unter ihnen sind aus den Ländern, aus welchen ehemals zu Salamons Zeiten die Königinn von Saba kam, um, wie die jüdische Geschichte sagt, Salomons Weisheit zu hören, oder, welches wahrschein-

Die Einkünfte aus Aegypten können sich alle Jahre auf zwölf Millionen fran-
O 2 zösi-

scheinlicher ist, und von andern Geschichtschreibern behauptet wird, sich von ihm befruchten zu lassen, und mit ihm einen jungen Prinzen zu erzielen, der so klug und hübsch, wie Salamo, wäre: dieses Königreich heißt gegenwärtig das Königreich Sabour. —

Andere kommen noch weiter her, und sie müssen bisweilen funfzehn Tagereisen zurücklegen, ohne etwas anders, als schlechtes, trübes und der Gesundheit sehr nachtheiliges Wasser zum Trinken zu bekommen. Wenn sie unterweges von ohngefähr in eine Hütte kommen, wo man einen Elephanten geschlachtet hat, so ist das eine herrliche Mahlzeit für sie. Man darf sich also nicht über das kurze Leben dieser armen Leute wundern, die ihre Gesundheit auf diesen beschwerlichen Reisen zusetzen, und selten älter, als vierzig Jahr werden. Eben so ist es mit denen, die mit den Portugiesen an den Küsten von Melinda und Mozambica Handlung treiben; das schlechte Wasser, welches sie unterweges trinken müssen, macht sie schon in ihrem fünf und zwanzigsten Jahre wassersüchtig; überhaupt ist bey allen Völkern aus dem Königreich Sabour der rechte Fuß geschwollen, und noch einmal so dick, als der linke, daher sie auch selten älter, als fünf und dreyßig Jahr, werden. So arm die Abyssiner sind, so unverbrüchlich treu und ehrlich sind sie in der Handlung, sowohl diejenigen aus der mittägigen Gegend, welches Christen, als auch die aus Norden, welches Muhamedaner sind, und man kann sich, wenn man ihnen Waaren oder Geldsummen anvertraut, auf ihr bloßes Wort verlassen. Wenn einer von ihnen, der etwas schuldig geblieben ist, unterweges stirbt, so bezahlt einer von seinen

zösischen Livres belaufen, welche Summe man in drey Theile theilen muß. Fünf Millionen kommen in den Schatz des Großherrn; viere werden zum Unterhalt der Offiziers und Soldaten gebraucht, und die übrigen drey sind zu dem reichen Geschenk bestimmt, welches Se. Hoheit alle Jahre nach **Mekka** schicken, wie auch zur Bestreitung der Kosten, die beym Gottesdienst aufgehen, und um die Cisternen in Arabien anzufüllen, wo man das Wasser viele Meilen Weges herholen muß.

Von den fünf Millionen Gold, die ins Serail kommen, ist das meiste im **Zechuinen**, nach Maaßgabe der Menge Goldes, welches die Abyssinier gebracht haben; das übrige ist in Holländischen, oder Löwenthalern. Alles zusammen wird in die Kasten, welche in der vierten Schatzkammer stehen, hineingetragen, wo die Reichsthaler bleiben; die **Zechuinen** aber kommen in den geheimen Schatz, von dem ich jetzt eine kurze Beschreibung geben will.

nen Verwandten oder Freunden, der von seinen Geschäften unterrichtet ist, bey der nächsten Reise die schuldige Summe in Golde, und noch bis jetzt kann sich kein Kaufmann, der mit ihnen zu thun gehabt hat, beschweren, etwas bey ihnen verloren zu haben.

Vier-

Vierzehntes Kapitel.

Handelt von Schwiegersöhnen, Schwiegervätern, und andern damit verwandten Materien.

Der geneigte Leser beliebe dieses Kapitel als ein Intermezzo zu betrachten; denn ich habe nun einmal, weil die Abhandlung der vorhabenden Materie für eine Note zu lang war, in dem vorhergehenden Kapitel versprochen, mich über diese nicht unwichtige Sache, wozu die Erzählung von dem patriotischen, und uneigennützigen Verhalten des ehemaligen türkischen Großviziers Rustan, ruhmwürdigen Andenkens, Gelegenheit gab, in einem besondern Abschnitt zu erklären, und es kümmert mich nicht, was dieser und jener (der Pöbel pflegt unter dem Ausdruck: dieser und jener, den leidigen Teufel zu verstehen) über dieses Einschiebselchen urtheilen wird. Also zur Sache! —

Procul a Ione, procul a Fulmine: Dies ist ein lateinisches, durch die Erfahrung bestätigtes Sprichwort, welches sich in un-

fre deutsche Muttersprache ohngefähr so übersetzen, und durch ein ähnliches, deutsches Sprichwort erklären ließe: **Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen.** Folglich ist es auch sehr gefährlich, eines großen, sonderlich regierenden und mächtigen Herrn, Schwiegersohn zu seyn, wie weiland der Großvizier **Rustan** war. Denn hätte sein Herr Schwiegerpapa nicht seine Brauchbarkeit bey den Staatsgeschäften, und den unermüdeten Fleiß, den er anwandte, um die verworrenen Angelegenheiten des Reichs wieder in Ordnung zu bringen, eingesehen, so würde er vielleicht bey der ersten übeln Laune, die ihm aufstieß, wie es andern Baschas und Grossen des türkischen Reichs gegangen ist, seinen Kopf verlangt, und ihm das Lebenslicht ausgeblasen haben. —

Schwiegerväter und Schwiegersöhne stehen sowohl gegen einander, als auch gegen den Staat, in welchem sie leben und wirken, und worinn sie beyde, mit vereinigten Kräften, oder doch jeder an seinem Theil zur Vermehrung und Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts das Ihrige beytragen, in ganz besondern Verhältnissen; doch befinden sich die Schwiegersöhne, wenn sie nicht bey ihrer Heyrath sehr vor-

sich-

sichtig sind, und nach allen Umständen sich erkundigen, gemeiniglich noch in einer kitzlichern und bedenklichern Lage, als die Herren Schwiegerpapas und Frauen Schwiegermamas, welche letztere bey allen Ehegerichten und Ehekontrakten kompetente Richter oder Richterinnen zu seyn, und Sitz und Stimme zu haben, sich anmaßen, daher sie sich auch das bekannte Sprichwort: **Wer die Tochter haben will, der halt's mit der Mutter**, sehr gut zu Nutze zu machen, und als Schwiegermutter *in spe* gegen den neuen Ehestandskandidaten, der um ihr Töchterchen bescheidentlich anhält, sehr gut zu figuriren wissen. „Sie sollen mein Schwiegersohn werden,“ sagte einst eine vornehme und begüterte Frau zu mir; da ich mich ohngefähr in solchen Umständen befand, daß ich allenfalls hätte ein Weib nehmen können; ich bedankte mich aber für dieses gütige Anerbieten, weil ich wußte, daß die Mamsell Tochter schon anbrüchig war, welches man denn bey den Mamsells in großen, auch wohl in kleinen Städten gemeiniglich zu riskiren hat; man erkläre sich dies nach Belieben.

So viel wird man also schon ohne mein Erinnern einsehen, daß das Verhältniß ei-

nes Schwiegersohns allemal ein sonderbares und gefährliches Verhältniß ist, und daß die Schwiegersöhne gemeiniglich mehr zu befahren und zu bedenken haben, ehe sie zum Ehestande greifen, und sich zu demselben durch priesterliche Kopulation einsegnen lassen, als die Schwiegertöchter, die, wenn sie auch als arme Mädchen einen reichen oder sonst gut versorgten Mann heirathen, schon durch den Mann, wenn er anders gesetzt, vernünftig, ehrliebend, und in seiner Wirthschaft zu Hause ist, gedeckt, und vor den Chikanen und Krickeleyen ihrer respektiven Schwiegerältern gesichert sind. Das dies wahr sey, wird sich aus folgender Geschichte ergeben, die sich wirklich vor einigen Jahren (ich könnte sagen, in **Utopien**, ich will aber lieber bey der Wahrheit bleiben) in der **Churmark** zugetragen hat. Ehe ich aber diese Geschichte, welche unter die pragmatischen des jetztlaufenden Jahrhunderts gehört, erzähle, will ich zuvor einige allgemeine Bemerkungen, die Schwiegerväter, ihre Ränke, falschen Vorspiegelungen und Malversationen betreffend, zur allgemeinen Erbauung meiner Leser voranschikken. —

Die meisten Väter wollen ihre Töchter gern und bald und glücklich versorgt sehen; dies

dieser Wunsch und diese Fürsorge ist sehr natürlich, und ihnen nicht zu verdenken, weil sie aus eigener oder fremder Erfahrung wissen, was es den Aeltern oder Vormündern für Sorge macht, und was es für Unordnungen, auch wohl nach Gelegenheit Lamentationen im Hauswesen verursacht, wenn diese Waaren, an der nicht leicht Mangel ist, nicht abgehet. Sie beten daher aus Ramlers Morgen- und Abendandachten gar fleißig und mit sichtbarer Vorempfindung des zu besorgenden Uebelstandes folgendes Reimlein:

„Dir fleht der sorgenvolle Greis,
O Stifter der Geschlechter,
Nimm, was ich nicht zu schützen weis,
Nimm mir die großen Töchter.„ *)

Indeß muß ich leider! gestehen, daß die meisten Väter und Aeltern so leichtsinnig, so gewissenlos, geizig und unbesorgt sind, daß sie sich um die glückliche und vortheilhafte Versorgung ihrer Töchter wenig bekümmern, da sie froh sind, wenn sie dieselben, nachdem sie ihnen einige Jahre hin-

*) S. Ramlers Oden in dem Liede an Gott Hymen.

hindurch die unentbehrlichsten Bedürfnisse gereicht, und sie groß gefüttert haben, nur los werden, und sie, wie man zu reden pflegt, an den Man bringen können. Daher ist ihnen der erste, der beste Schwiegersohn, der nur irgend sein Brod verdienen kann, wenn er auch höckericht, einäugigt, schwindsüchtig; und liederlich ist, willkommen; daher zwingen sie öfters, um nur die Woche über ein paar Groschen ersparen, und ein Paar Brode weniger kaufen zu dürfen, ihre erwachsenen Töchter zum heyrathen; oder suchen sie, wenn sie gleich wissen, daß nicht viel an ihnen ist, einem ehrlichen Manne anzuschmieren, dem sie oft güldene Berge versprechen, und der hinterher, wenn die versproche Mitgabe ausbleibt, mit dem, was die Dirnen **mütterliches** mitbringen, fürliebnehmen muß; und nur gar zu oft pflegt auch dieses Mütterliche (*matrimonium* *) alte, verlegene Waare zu seyn, welche der, der sie kennt, nicht kaufen mag. Man

*) Matrimonium heißt hier nicht die Ehe, sondern das mütterliche Erbgut, was jedes Frauenzimmer bey der Geburt von ihrer Mutter empfängt, und was sie, wenn sie auch sonst keine zeitlichen Güter und keine klingende Münze hat, ihrem Ehemanne gewiß zubringet, der darüber das völlige dominium, bisweilen aber auch nur den usum fructum hat, ohne eigentlich dominus solches matrimonii zu seyn.

Man kan also immer annehmen, daß die meisten Schwiegerväter entweder geizig, oder doch eigennützig sind, und mehr darauf sehen, sich und ihre Familien glücklich oder geehrt und ansehnlich zu machen, als das Wohl desjenigen zu befördern, der sich zu ihrem künftigen Schwiegersohn angiebt. Viele Schwiegerväter glauben auch ihrer ganzen Pflicht gegen ihre heranwachsenden Töchter schon ein Genüge gethan zu haben, wenn es ihnen gelungen ist, sie unter die Haube und an einen Mann zu bringen; sie bekümmern sich alsdenn fast gar nicht mehr um sie, und lassen es ihnen, wenn sie gleich des Vermögens sind, und wenn sie gleich in ihrem Ehestande ihrer väterlichen Hülfe bedürfen, an der nöthigen Unterstützung fehlen. —

Doch es sey genug an diesen vorläufigen Bemerkungen, die ein jeder, der den Lauf der Welt kennt, und in Heyrathsgeschichten bewandert ist, wenn er will, aus seiner eigenen Erfahrung bereichern und vermehren kann.

Ich eile zur Erzählung meiner im Eingange versprochenen Geschichte: „Ein bemittelter Besenbinder in einer nahmhaften Stadt, worinn viel Tuchmacher und Grob-

schmie-

schmiede wohnten, der durch Erbschaft reich worden war, aber aus Geiz immer noch fortfuhr, Besen zu binden, und mit seiner Waare die Märkte zu beziehen, hatte drey Söhne und zwey Töchter. Die Töchter, die er in eine gewisse damals sehr berühmte Jungfern- oder Heyrathskasse eingekauft hatte, bekamen bald Männer, wurden fruchtbar, und vermehreten sich; die beyden ältesten Söhne lernten ein Handwerk, und giengen nach geendigten Lehrjahren in die Fremde, wo sie auch nach einigen Wanderjahren ihr Glück machten. Der jüngste Sohn aber, welcher **August Benjamin Gottlieb** hieß, war ein Taugenichts, und war bereits in einem kurzen Zeitraum von drey Vierteljahren, weil er auch ein Handwerk lernen, und sich künftig seiner Hände Arbeit nähren sollte, vier Herren oder Meistern entlaufen. Weil der Vater, der sich schon müde an ihm gescholten und geprügelt hatte, nun nicht wußte, was er ferner mit dem Bösewicht anfangen, oder zu was für einer Lebensart er ihn bestimmen sollte: so beschloß er: der Schurke sollte geistlich studiren; denn er war der unvorgreiflichen Meynung, es könnte aus ihm, wenn er ausgerafet und alles mitgemacht hätte, was auf großen Schulen und Universitäten vorzufallen pflegt, doch noch ein wackerer

Mann

Mann und ein guter Pastor für die Bauern werden. Gedacht, geschehen! Die erste Zeit ließ es sich freylich nicht recht gut mit ihm an, denn da ließ er seinen natürlichen Trieben freyen Lauf, und bekümmerte sich wenig um das Studiren. Indeß mußte der liebe Vater, der zwischen Furcht und Hoffnung schwebte, und sein ungerathnes Söhnchen im prophetischen Geiste schon im Priesterrock sahe, immer Geld schicken, welches er zu seinem Vergnügen auf mancherley Art anwandte. Sobald er aber ein Jahr auf Universitäten gewesen war, warf ihn ein unvermutheter Zufall aufs Krankenbette nieder, und seit dieser Zeit fieng er, nachdem er wieder genesen war, an, sich zu bessern. Er las und studirte fleißig, schafte seine unordentliche, wüste Lebensart ab, und erhielt nach geendigten Universitätsjahren eine Hofmeisterstelle bey einem Edelmann, der ihn, als er drey Jahr bey ihm ausgehalten und sich fleißig im Predigen geübt hatte, zu einer guten Landpfarr im Churkreise beförderte. Hier zeugte er, wie gewöhnlich, nachdem er eines reichen Beamten Tochter geheyrathet hatte, Söhne und Töchter, und führte bis in sein hohes Alter ein ruhiges, sorgenfreyes Leben. Dabey erlebte er die Freude, daß ihm, da er etwa funfzig Jahr alt war, sein ältester Sohn Fürchtegott im Pfar-

amte

amte substituirt ward; und seit dieser Zeit ist die Pfarre zu D** erblich worden bis ins dritte und vierte Glied.

Einer seiner Nachkommen, aus seines Sohns Fürchtegott fleischichten Lenden erzeugt, wurde Pfarrer in T**, einem kleinen Städtchen, einige Meilen von der Residenz belegen, und dieser zeugte wieder einen Sohn, welcher, nachdem er bey einem reichen Kaufmann in B** einige Jahre Informator gewesen war, Diakonus in M** wurde, welchem Amte er viele Jahre vorstand. Als endlich der Probst oder Superintendent dasigen Orts in dem Herrn entschlief, rückte er, weil ihm der Rath und die Gemeine hold war, selbst wider sein Denken und Vermuthen, in dessen Stelle. Doch war diese Probststelle nicht eine der ergiebigsten, weil die geistliche Inspektion, die ehedem eine der stärksten im Churkreise gewesen war, getheilt und eine neue in W** errichtet wurde. Er hatte mit seiner lieben Hausehre einen Sohn und drey Töchter gezeugt; den Sohn ließ er studiren, die älteste Tochter verheirathete er an einen hektischen Schulmann, die aber noch eher, als ihr Mann, das Zeitliche segnete, und ein paar Kinder hinterließ. Da die beyden andern Töchter auch zusehends heranwuchsen, so war

war er, weil das Studiren seines Sohnes Peter ihn viel Geld gekostet hatte, alles Ernstes bedacht, diese auch auf eine gute Art unterzubringen, und es zeigte sich bald eine günstige Gelegenheit dazu.

Ein junger, rascher Feldprediger, der, nach dem körnichten Ausdruck eines gewissen Dorfkantors, *succum et sanguinem* hatte, und mit allem dem, was zur gesegneten, friedlichen und fruchtbaren Führung des heiligen Ehestandes erfordert wurde, reichlich versehen war, hatte mit des Probstes Sohn, Peter genannt, auf Schulen und Universitäten, studirt, und beyde jungen Leute hatten, seitdem sie sich kannten, immer in guter Freundschaft zusammen gelebt, und sich, wo sie wußten und konnten, einander ausgeholfen und treulich beygestanden. Ihr gutes, einträchtiges Betragen veranlaßte einen Lehrer des Gymnasiums, worinn beyde studirten, eine lateinische Abhandlung, ein sogenanntes Programm *de amicitia juvenum in Scholis* (**von der Freundschaft junger Leute auf Schulen**) zu schreiben, womit er zur Feyer des Stiftungstages dieser alten und berühmten Schule, welcher jetzt ein großer Polyhistor und Geograph vorstehet, einlud. Es waren ganz artige Gedanken in dieser kleinen Schrift enthalten. —

Pe-

Peter wurde auch bald nach geendigten Universitätsjahren, nachdem er eine Zeitlang auf dem Lande konditionirt, und seine Lunge geübt hatte, in der Residenz als Diener am Wort versorgt; der Feldprediger aber stand einige Meilen von der Residenz, und kam oft dahin, um seine Anverwandten und Freunde zu besuchen. Bey dieser Gelegenheit erfuhr er von ohngefähr die Beförderung seines alten Schulfreundes, und stracks gieng er hin, ihn aufzusuchen, und ihm seine aufrichtige Theilnehmung an seinem aufblühenden Glück zu bezeugen. Die Freude war sehr groß, als diese beyden alten Bekannten, und nunmehrigen Pastoren, wovon der eine ein blaues und der andere ein weißes Andachtsfähnchen *) trug, sich

*) Andachtsfähnchen; so pflegt man im Scherz den Priesterkragen, oder das Ueberschlägelchen zu nennen, der aus zwey gleichen Theilen besteht, und mit einem Bande unter der Binde befestigt wird. In der Mark nennt man es Bösgen, und bey den Franzosen heißt es petit-collet. In Sachsen tragen auch die Küster und Klingesacksträger, und in Breslau sogar die Bierschenkerknechte solchen Ueberschlag, oder solch Andachtsfähnchen, womit, nach Beschaffenheit des Zeugs, woraus es gemacht, oder der Form, in die es gegossen ist, manche Geistliche sehr petitmaitrisiren. Ob es übrigens erlaubt sey, mit solchen heiligen Sachen zu scherzen, darauf will ich mich jetzt nicht einlassen.

sich einander wiedersahen. Peter regalirte seinen Freund Wilhelm so gut, als er konnte, und beyde erneuerten beym Glase Wein ihr schon vor vielen Jahren errichtetes Freundschaftsbündniß. Wilhelm hatte indeß, so angenehm ihm diese Zusammenkunft mit seinem alten Busenfreunde war, den Kopf voll Harm und mancherley Grillen; denn der bärbeißige Tod hatte ihm ohnlängst sein liebes, erst vor drey Vierteljahren ihm angetrautes Weib genommen, und durch diesen Todesfall war er mit den hinterbliebenen nächsten Anverwandten seiner Frau, die sehr schlechte und kriechende Gesinnungen hatten, in viele unangenehme Weitläuftigkeiten und Zänkereyen verwickelt worden. Peter gab sich alle Mühe, ihn aufzuheitern, ließ noch eine Flasche Wein kommen, und trank ihm ein Gläschen nach dem andern zu, bis der Rebensaft zu operiren, und die Traurigkeit allmählig zu schwinden anfieng. „Höre nur an, Herr Bruder, sagte Peter nach aufgehobner Tafel zu seinem Freund Wilhelm; dein Grämen hilft dir einmal nichts, *factum infectum fieri nequit*, wie wir Lateiner sagen; das ist, (was einmal geschehen ist, steht nicht zu ändern) du mußt dich zerstreuen, und, sobald es der Wohlstand leidet, wieder eine hübsche,

junge Frau nehmen, denn ich merke, daß der Cälibat nicht deine Sache ist. Weißt du was, Freund, wir wollen beyde, sobald du abkommen kannst, meinen Vater in M** besuchen; er wird sich freuen, dich kennen zu lernen, und meine Schwestern sind auch ein Paar gute, drollichte Mädchen, sonderlich die jüngste; wir wollen dir so viel Veränderung und Zeitvertreib machen, als möglich ist."

Wilhelm, der schon, da er noch mit **Petern** auf Schulen lebte, neugierig und willens gewesen war, dessen Vater und Familie kennen zu lernen, ließ sich diesen Vorschlag gefallen, und versprach beym Abschiednehmen, daß er bald wieder nach B** kommen, und alsdenn an einem gewissen Sonnabend, den er ihm nannte, mit ihm nach M** reisen, und Sonntags für seinen Vater predigen wollte. Die Reise gieng glücklich von statten, und beyde jungen Prediger kamen um die Abendzeit, da der Probst mit seinen beyden Töchtern schon zu Tische saß, und sein frugales Nachtessen verzehrte, in Peters Geburtsstadt an. Die jüngste Schwester, **Wilhelmine**, kam ihnen an der Hausthür, da sie den Wagen hatte rumpeln gehört, entgegengesprungen, und umarmte, indem

sie

sie ihren Bruder zu begrüssen glaubte, den Feldprediger, welcher zuerst ausstieg, und diese unerwartete Umarmung für ein gutes Omen hielt. Der Feldprediger wurde von dem Vater und von den Schwestern seines Freundes sehr höflich und freundschaftlich empfangen, und als die ersten Komplimente vorüber waren, mit einer guten Abendmahlzeit bewirthet, wobey allerley gleichgültige, größtentheils scherzhafte und zeitverkürzende Gespräche vorfielen. Die jüngste Schwester seines Freundes behagte unserm Feldprediger am meisten, weil sie sehr munter, aufgeweckt, und im Grunde auch hübscher und besser gebaut, als die älteste, war. Am folgenden Sonntage ließ der Feldprediger an des Probstes Stelle sich hören, und erndtete vielen Beyfall, besonders von der jüngsten Mamsell ein, die mit vieler Aufmerksamkeit seinem Vortrage zugehört hatte, indeß die älteste zu Hause das Mittagbrodt bereitete, und ihren Gast, bey dem sie vielleicht Heyrathsabsichten witterte, aufs beste zu akkommodiren, geschäftig war.

Der Feldprediger konnte sich diesmal nicht lange in M** aufhalten, sondern mußte schon am folgenden Tage, weil Amtsverrichtungen auf ihn warteten, zu seiner

Bestimmung zurückkehren. Er blieb eine Nacht in B** bey seinem Freunde und Amtsbruder, gegen den er es sich nicht undeutlich merken ließ, daß seine jüngste Schwester ihm gefallen hatte, und dem eine solche Aeußerung sehr willkommen war. Bey der nächsten Zusammenkunft gab dieser dem Feldprediger zu verstehen, daß, wenn er eine von seinen Schwestern heyrathen wollte, er seinen Vater, der ohnehin alt und schwächlich und Hülfe benöthigt wäre, dahin disponiren würde, daß er sich ihn als Probst adjungiren ließe. Dem Feldprediger war dieser Vorschlag um so viel angenehmer, da er sich längst aus seiner bisherigen Stelle weggewünscht hatte, weil er mit dem Chef des Regiments, der ein rauher und wunderlicher Mann war, und den Freygeist affektirte, in keinen guten Vernehmen stand. Indeß hatte der junge Prediger seinen Vater schon gestempelt, der sich, in Hoffnung, bald einen wackern Schwiegersohn zu bekommen, zu allem willig finden ließ, und den Feldprediger, als er nach einer überstandenen schweren Krankheit ihn wieder besuchte, das Maul mit lauter süßen Hoffnungen schmierte, weil er sahe, daß er mit seiner Jungfer Tochter freundlich that, und ihr wohl gar, indem er ihr ein verstohlnes Mäulchen gab, nach-

dem

dem Busen schielte. Der Feldprediger war so unvorsichtig, und ließ sich so schnell von der Liebesbrunst gegen die Jungfer Probstinn entzünden, daß er in das Wort des alten Probstes, der ihm die Adjunktion auf seine Stelle versprach, kein Mißtrauen setzte, sondern sich in kurzer Zeit, indeß er andere, vortheilhaftere Vorschläge zurückwies, mit ihr verlobte, und, obgleich viele von seinen Freunden, die weiter, als er, sahen, und in solchen Händeln mehr, als er, erfahren waren, ihm diese Heyrath, bey welcher sonst auch nichts zu lukriren war, widerriethen, zwey Monate nach der Verlobung, mitten im rauhen December, da es eben erschrecklich kalt war, sein Myrrthenfest begieng. Denn man hatte ihm zu verstehen gegeben: es würde nicht anständig seyn, wenn man ihn vor der Verheyrathung zum substituirten Probst zu machen suchte, und man könnte ihm alsdenn den Vorwurf machen, daß er durch die Schürze ins Amt gekommen wäre; welchem Vorwurf der auf Ehre haltende Freyer gern ausweichen wollte. —

Kurz: der gute Mann ließ sich bethören, heyrathete ein unberathenes Frauenzimmer, das weiter nichts als sein bischen Mütterliches, wovon ich im Vorhergehenden

den die Erklärung gegeben habe, aufzuweisen hatte, steckte sich durch diese Heyrath und den damit verbundenen Aufwand in Schulden, und sahe bald nach der Hochzeit ein, daß er betrogen war. Der Schwiegervater ließ sichs gar nicht einfallen, sein Wort zu halten, und meynte, es hätte mit der Adjunktion noch Zeit genug; er rückte außerdem nicht einen baaren Heller heraus, wenn er gleich wußte, daß sein Schwiegersohn in großer Verlegenheit war. Dies gab nun freylich keine gute Ehe, weil der Feldprediger sich weit bessere Aussichten zu einer künftigen Versorgung durch diese übereilte Heyrath verschlagen hatte; Amts- und Familienverdruß quälten ihn also, und vereinigten sich, ihm das Leben sauer zu machen; daher er auch endlich, weil er sich von allen Seiten gedrängt, und von seinem Schwiegervater und Schwager betrogen sahe, den desperaten Entschluß faßte, daß er, ohne eine bessere Versorgung abzuwarten, seine Predigerstelle aufgab, seine junge Frau nach Hause zu den Ihrigen schickte, und unter die grünen Husaren gieng, wo er als Wachtmeister im vorletzten Kriege den Tod fürs Vaterland starb, worüber Abt so schön kommentirt hat.

Funfzehntes Kapitel.

Von dem geheimen Schatze des türkischen Großsultans.

In der vierten Kammer des Schatzes sieht man eine mit eisernen Stäben und Bändern beschlagene Thür, welche zu dem ersten Eingange führt, durch den man an den Ort kömmt, an welchem der geheime Schatz des Großherrn verschlossen ist. Dieser wird niemals geöffnet, als wenn er selbst hineingehen will, und das geschieht nicht eher, als bis ihn der Großvizier benachrichtigt, daß es Zeit ist, und daß man eine ansehnliche Summe hineinbringen will. Alsdenn geht man gleich bey dem Schein der Fackeln zehn oder zwölf Stufen hinunter; wenn man diese hinunter, und sieben, oder acht Schritt vorwärts gegangen ist, so findet man eine zweyte, aber weit kleinere Thür, welche, wie die erste, stark mit Eisen beschlagen ist, und man muß sich bücken, wenn man hineingehen will. Wenn sie geöffnet, und man hindurch gegangen ist, wie man etwa durch einen halben Thorweg geht, so kommt man in ein großes Gewölbe, wo

man viele Kasten neben einander hingestellt sieht, die eben so groß, als die in der vorigen Kammer sind.

In diesen Geldkasten wird seit geraumer Zeit alles, was die ottomannischen Regenten ersparen, verwahrlich niedergelegt; es kommt nichts, als Gold hinein, das Silbergeld wird sämmtlich in den andern Schatz zur Bestreitung der gewöhnlichen Bedürfnisse und Ausgaben gebracht. Nach dem Tode Amurats fand Ibrahim, da er den Thron bestieg, in diesem Schatz vier tausend Säcke, welche sie Kizis nennen, und jeder Sack enthält funfzehn tausend Dukaten, oder etwas über dreyßig tausend Thaler. Dies ist eine ansehnliche Summe; aber Amurat war auch ein guter Wirth, und außerdem ein weiser und tapferer Fürst; er führte Krieg mit dem Könige von Persien, und belagerte Bagdad, oder Babylon, welches er auch einnahm.

Ibrahim wußte das viele Gold, welches er bey seiner Thronbesteigung im geheimen Schatz vorfand, nicht zu vermehren; man glaubt vielmehr, er habe wegen seiner schlechten Wirthschaft während des Kriegs in Kandia sich genöthigt gesehen, ihn anzugreifen. Indeß ist es ein Grundgesetz in der

der Türkey, daß dem Reiche sein gänzlicher Untergang bevorstehen muß, ehe der geheime Schatz angegriffen werden darf. Man muß hierbey bemerken, daß, wenn der Großherr eine Schlacht verliert, solches zwar ein Schade für seine Provinzen, die dadurch entvölkert, und nicht gehörig kultivirt werden, aber ein Vortheil für seine Geldkasten ist, woraus er nicht so viel nehmen darf. Die Ursache ist leicht zu finden, weil er nämlich den alten Soldaten täglich sieben, bis acht Aspern bezahlt, dahingegen die neuangeworbenen, deren Löhnung mit der Zeit, nach Beschaffenheit ihrer Dienste und nach dem Gutdünken des Kaisers, vermehrt wird, ihm nur einen und einen halben, höchstens zwey Asper zu stehen kommen.

Alles Gold, welches unter diesem grossen Gewölbe gleichsam begraben liegt, ist in ledernen Säcken, deren jeder funfzehn tausend Dukaten enthält, verwahrt; der Großherr drückt selbst mit eigenen Händen sein Siegel drauf, welches dasselbige ist, dessen sich seine Vorfahren bedient haben, den Namen ausgenommen, welches allemal der Name des regierenden Herrn seyn muß. Auf dem Petschaft des Sultan Amurat waren folgende Worte in türkischer Sprache gestochen: **Die Hülfe Gottes ist über seinen Knecht Amurat.**

 Alles

Alles Gold und Silber, welches im Serail einkommt, wird gleich in die Schatzkammer getragen, und jeder Beutel wird besonders in den Kasten gelegt, welche dazu bestimmt sind. Wenn Gold genug vorhanden ist, daß es sich bis auf zwey hundert Kizes beläuft, welches achtzehn französische Livres ausmacht, so wird der Großherr sogleich durch seinen Großvizier davon benachrichtigt, der alsdenn einen Tag ansetzt, um die eingelaufenen Gelder in den geheimen Schatz bringen zu lassen. Wenn der anberaumte Tag kommt, so begiebt sich der Großherr, der von dem Chasnadarbacht, welcher ihm zur linken Hand geht (dies ist bey den Türken die Oberstelle) unter dem Arm geführt wird, in die Schatzkammer, wo die sechzig Pagen, die sich auf beyden Seiten, mit übereinander geschlagenen Händen, gestellt haben, ihn erwarten. Nachdem der Großherr durch die Kammer gegangen ist, und sich die erste Thür des geheimen Schatzes, indem viele Fackeln von weißem Wachs vor ihm hergehen, hat aufmachen lassen, so gehen die Pagen zwey und zwey bis unter das Gewölbe hinter ihm her, wo man alsdenn die Säcke bringt, die mit einem seidenen Strick gebunden sind. Auf den Knoten, der das Strick befestigt, wird ein Stück weiches, rothes Wachs gelegt,

legt, worauf der Großherr selbst sein Siegel, oder Petschaft drückt, welches in einem goldenen Ringe besteht, auf welchem die vorhin benannten Worte nebst dem Namen des regierenden Herrn gestochen sind, und hierauf werden die Säcke in die Kasten gelegt, deren jeder ein doppeltes Vorhängeschloß hat. —

Ehe der Großherr aus dem Gewölbe herausgeht, macht ihm gemeiniglich der Schatzmeister folgendes Kompliment: **Wir hoffen, daß unser gnädigster Kaiser seine Freygebigkeit gegen seine Sklaven zeigen wird.** Je nachdem er nun zu dieser Zeit aufgelegt ist, befiehlt er, daß man allen denen, die ihn begleitet haben, zwanzig bis dreyßig Beutel austheile, wovon jeder, wie ich schon gesagt habe, fünf Thaler ausmacht. Dem Großvizier und andern Großen der Pforte steht es frey, in die Schatzkammer zu gehen, worinn die reichen Pferdgeschirre und die Edelgesteine verwahrt werden, wenn der Großherr selbst dahin kommt; doch, ohne weiter zu gehen, oder sich dem geheimen Schatz nähern zu dürfen. Sie erwarten ihn in der vierten Kammer, wenn er aus dem Gewölbe kommt, und alsdenn läßt er ihnen den Kasten, worinn seine Kleinodien sind, öffnen, um ihnen

nen seine größten Kostbarkeiten zu zeigen. Da immer einige von seinen Lieblingen, und andere Personen, die der Herr wegen ihrer Verdienste schätzt, zugegen sind, so kommt selten einer von diesen unbeschenkt davon, und diese Geschenke sind immer von großem Werth. Sobald der Schatz zugemacht ist, kehret der Großher in seine Wohnung zurück, wo ihn alle Großen bis an die Thür begleiten. —

Sechzehntes Kapitel.

Handelt von den Mitteln, deren sich der Großherr bedient, um seinen Schatz außerordentlich zu bereichern.

Außer dem, was alle Jahre von den gewöhnlichen Einkünften des Reichs erspart werden kann, hat der Großherr noch zwey Mittel, die Reichthümer des öffentlichen sowohl, als geheimen Schatzes zu vermehren, nämlich, wenn die Baschas ihre Gouverneurstellen antreten, oder sie wieder verlieren, es mag solches nun, wenn sie in Ungnade fallen, oder durch den Tod, der

entweder natürlich oder gewaltsam ist, geschehen.

Alle Baschas, denen der Großherr Statthalterschaften anvertraut, und überhaupt alle die, welche das Serail verlassen, um Bedienungen zu erhalten, sind verpflichtet, bevor sie von ihren Stellen Besitz nehmen, ihm Geschenke zu machen, jeder nach Maaßgabe und Beschaffenheit der Wohlthat, die ihm der Kaiser durch Ertheilung solcher Würde erzeigt. So kommt zum Beyspiel der Bascha von Kairo von dem Augenblick an, da er zum Gouverneur von Aegypten ernannt ist, kaum mit zwey Millionen französische Livres an Geschenken los, die er der Pforte, und zwar nicht allein dem Großherr, sondern auch den vornehmsten Sultaninnen, und sogar dem Muffti, dem Großvizier, dem Kaimakam und andern Personen von diesem Range, denen er seinen Posten zu verdanken hat, und die er etwa in Zukunft brauchen kann, machen muß. Das Geschenk, welches er dem Großherrn macht, besteht aus fünfmal hundert tausend Thalern, und die übrigen Geschenke belaufen sich auf zweymal hundert tausend. Dazu braucht der Bascha noch fünfmal hundert tausend Thaler zu seinem Hausgeräth, zu seinem Aufzuge und zu seiner Einrich-

und dieses alles wurde nebst seinem Kopfe ins Serail gebracht.

Aus der Anzahl der grossen und kleinen Statthalterschaften, die im Reiche vorhanden sind, kann man schliessen, daß oft genug Leute sterben, die ihre Aemter und ihr Glück blos der Gütigkeit des Großherrn zu verdanken haben, und deren nachgelassenes Vermögen, da es ihm zuständig ist, die Reichthümer des Serails ansehnlich vermehren muß. Es vergeht aber kein Jahr, daß der gewaltsame Tod außer dem, daß viele eines natürlichen Todes sterben, seine Rolle spielt, und bey dem geringsten Verdacht oder dem kleinsten Eigensinn des Großherrn bekommt ein Bascha gemessenen Befehl, den Hals hinzureichen, und er wird in eben dem Augenblick strangulirt.

Sobald ein Bascha oder ein anderer Großer der Pforte, auf welche Art es auch seyn mag, aus der Welt gegangen ist, und man sein Vermögen aufgeschrieben hat, wovon nach dem Staatsgesetze der Regent allein Erbe ist, so wird solches ins Serail gebracht, und die Baltagis tragen es in Kasten bis an die Thür des Schatzes. Der Chasnadarbachi läßt sie hierauf in eine von den Schatzkammern setzen, befiehlt, daß

daß man die Schlösser aufmache, und läßt sie in seiner Gegenwart ausleeren; da geschieht es denn, daß sowohl er, als auch die Pagen des Schatzes, sich diese reiche Ausbeute zu Nutze zu machen suchen. Denn da gemeiniglich Kleinodien von großem Werth darunter sind, als eine reiche Aigrettenschachtel, oder ein mit Edelgesteinen besetzter Dolch, oder eine schöne Schnur Perlen, so sucht einer oder der andere von den Pagen etwas von diesen Stücken, wenn er kann, zu verheimlichen, dieses behält er, und fügt es zu dem kleinen Kapital, welches er sich sammelt, um es, wenn er einst aus dem Serail kommt, zur Besitznehmung eines Gouvernements und zu den damit verbundenen großen Ausgaben zu brauchen. Der Chasnadarbachi, der das Seinige zuerst und mit mehrerer Freyheit nimmt, macht zuweilen bey dem, was er die andern thun sieht, die Augen zu, weil er an ihrer Stelle gewesen ist, und es ihm damals sehr lieb war, daß man ihm nicht ein Wort sagte. Doch wenn er gewahr wird, daß einer von ihnen eine Kostbarkeit von großem Werth weggenommen hat, so ruft er ihn, sobald er in sein Zimmer zurück kommt, besonders, und läßt sich dieselbe wiedergeben; gemeiniglich behält er sie, wenn sie ihm gefällt,

und bezahlt ihm die Hälfte des Werths dafür.

Der Schatzmeister und die Pagen haben noch andere große Vortheile von dieser Ausbeute. Nachdem der Chasnadarbachi den Großherrn benachrichtigt hat, daß in dem von dem hinterbliebenen Vermögen des Bascha angekommeuen Kasten viele Sachen wären, die Seine Hoheit nicht brauchen können, und daß es besser sey, sie loszüschlagen, ehe die Nässe oder der Staub sie verdirbt, so wird alsdenn, wenn der Großherr den Verkauf bewilligt, dasjenige aus dem Schatz herausgebracht, und hingestellt, was man nicht würdig hält, Platz darinn zu finden. Zu gleicher Zeit läßt man den Bazarcanbachi, oder Vorsteher der Kaufmannschaft kommen, der am meisten Kenntniß von solchen Sachen hat, und der in Gegenwart des Schatzmeisters und der Pagen jedes Stück so, wie sie es gern haben wollen, taxirt, indem er es selten höher, als die Hälfte des Werths, würdigt. Alle Kleinodien von Werth und alle Edelgesteine bleiben im Schatze, und nur Sachen von geringerem Werth, die demohngeachtet an und vor sich auch kostbar sind, werden verkauft, als reiche Pferdegeschirre, Dolche, mit Gold ausgelegte

Sä-

Säbel, Oberkleider, reiche Pelze, Gurte, Turbans und andere Sachen von dieser Art. Wenn jedes Stück taxirt ist, so legt der Schatzmeister das Schönste bey Seite, und schickt es nebst der Taxe an die Vornehmsten im Serail, mit denen er Gemeinschaft hat, und diese behalten es gemeiniglich, bezahlen es auch gern, da sie es so wohlfeil bekommen. Das übrige wird nach der Taxe unter die Pagen vertheilt, welche sich dasjenige aussuchen, was sie gern behalten wollen, und was ihnen nicht ansteht, lassen sie in Konstantinopel durch die Halvagis verkaufen, wobey sie wieder hundert auf hundert Profit haben, ohne dasjenige zu rechnen, was die Halvagis dabey für sich verdienen.

Wenn dieser Verkauf geschieht, so passen die Juden in der Gegend des großen Thors im Serail auf, ohne daß sie demselben zu nahe kommen dürfen, aus Furcht vor den Schlägen, welche ihnen die Rapigis gewiß zuzählen würden. Sie erwarten die Halvagis mit Beuteln voll Dukaten und Realen, und machen ihren Handel mit ihnen so gut, als sie können. Dergleichen öffentlicher Verkauf pflegt nur alle zwey Jahre zu geschehen; der geringste bringt gemeiniglich über fünfmal hundert

tausend Thaler ein, oft steigt die Einnahme davon auch auf achtmal hundert tausend Thaler. Der Großherr bekommt sogleich von dem eingelaufenen Gelde Nachricht, und indem er befiehlt, daß solches in den Schatz gebracht werde, läßt er zugleich den Schatzmeister und den dabey angestellten Pagen funfzehn, oder zwanzig Beutel austheilen. Dieses Geschenk macht er ihnen nur, um seine Größe zu zeigen, ob ihm gleich der ansehnliche Vortheil, den sie bey dem Verkauf gehabt haben, nicht unbekannt ist; aber er duldet diese Gewohnheit, denn er weiß wohl, daß dieser ganze, ihnen zugefallene Gewinn früh oder spät wieder in den Schatz zurückkehren wird. Aus eben dem Grunde läßt er es auch geschehen, daß seine Leute wider das Verbot des Gesetzes, keine Interessen zu nehmen, den Juden zu funfzehn Procent ansehnliche Summen Geld borgen. Die Perser haben einen possirlichen Ausweg ausfindig gemacht, um ihren Geitz zu befriedigen, und sich doch den Vorwurf zu ersparen, als wenn sie wider **Mahomets** Verbot sündigten. Wenn sie nämlich jemanden Geld borgen, so schreiben sie die Summe auf einen Zettel, und sehen, wie hoch sich die Interessen belaufen, welches gemeiniglich zwölf Procent sind. Zugleich nehmen sie ein Schnupftuch,

oder

oder einen schlechten Leibgurt, geben ihn dem, welchem sie Geld borgen, und lassen ihn noch einen andern Zettel schreiben, auf welchem der Betrag der Interesse zusammengezogen, und worauf bemerkt wird, daß solches Geld für gekaufte und richtig empfangene Waare zu zahlen sey *).

*) Aehnlicher Betriegereyen und Spitzbübereyen pflegen sich die Juden, sonderlich in B * * zu bedienen, wenn sie Geld verborgen, und vornämlich an solche Personen, die keine Wechsel ausstellen dürfen, als Geistliche, Minderjährige, u. s. f. Ich war selbst einmal in Verlegenheit, daß ich zur Bestreitung meiner häuslichen Ausgabe und Feldarbeiten Geld brauchte. Ich borgte also, weil mein Schwiegervater, trübseligen Andenkens, nichts herausrücken wollte, von einem reichen Juden in der Residenzstadt des großen Königs 50 Thlr. Courant, und dabey bediente sich der Ehrenmann folgender Schelmerey: Er ließ an dem Tage, da er mir das Geld zahlen wollte, einen andern Juden kommen, welcher mir ein Stück seidenes Zeug von 80 Ellen, welches er auf den Tisch statt des Geldes gelegt hatte, abkaufen sollte. „Dieses Zeug, sagte er, rechne ich Ihnen, weil ich Ihnen nichts auf Wechsel borgen darf, für 80 Thaler an, und nun können Sie es an diesen Manne verkaufen, so hoch sie wollen: Es ist bey meiner Ehr' eys vores." Zugleich mußt' ich ihm ein schriftliches Recepisse, wovon er selbst das Formular entworfen hatte, über den richtigen Empfang von 80 Ellen seidenes Zeug geben, wofür ich das Geld oder den eingestandenen Werth binnen zwey Monath zu entrichten versprach. Für das Zeug bekam ich statt 80 Thaler, die es kosten sollte,

Hierdurch glauben sie ihr Gewissen in Sicherheit zu setzen, und nicht wider Maho-

sollte, von dem jüdischen Handelsmann nicht mehr, als funfzig, und von dieser Summe zog mir mein Kreditor noch einen baaren Thaler vor der Nase ab; auch mußte ich noch von dieser Summe 8 gl. Biergeld für die Magd des Verleihers geben. Ich sollte also, diesem feinen Kunstgriff zufolge, für ein kleines Kapitälchen von 48 Thlr. 16 gl. nach Verlauf von zweyen Monathen 30 Thaler Interessen bezahlen.

Ich mußte mir endlich, so ungern ich dran gieng, den Vorschlag des hebräischen Wucherers gefallen lassen, und das aufgezählte Geld nehmen, weil mich die Noth dazu trieb, und meine Schnitter, Hacker und Bindemägde nicht allein Geld haben, sondern auch früh, Mittags und Abends essen, und außerdem halwachtern wollten. (Halwachtern heißt bey den Landleuten in der Mark so viel, als zur Vesperzeit, oder zwischen der Mittags- und Abendmahlzeit essen, welches Vesperbrod gemeiniglich auf dem Felde, mitten unter den Kornähren und Mandeln, verzehrt wird.) Ich hatte indessen unter den von ihm selbst oder von seiner Ehefrau, die um ein gut Theil klüger, als er, war, entworfenen Zettel folgendes geschrieben: „Obiges habe baar und richtig empfangen.“ Auf Verlangen der Jüdinn mußte ich noch meinen ehrlichen Namen und Charakter doppelt schreiben, und das B. in W. verwandeln, damit man glauben möchte, ich hätte nicht Geld, sondern Waare empfangen, welches aber durch den bloßen Anblick dieses Zettels und meiner Unterschrift widerlegt wurde.

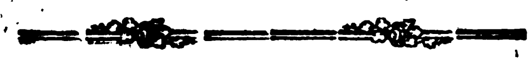
Als die zweymonatliche Frist um war, benachrichtigte mich ein gewisser Advokat aus B** der

des

Hommers Gesetz zu handeln, der allen Wucher verbietet. Das schriftliche Versprechen des Schuldners wird nicht unterschrieben, dies ist nicht Landessitte; sondern er drückt

des ehrlichen Juden Mandatarius war, er habe den Auftrag, mich wegen einer Schuldforderung von 80 Thlr. bey dem Kammergericht zu verklagen, wofern ich nicht binnen 14 Tagen Anstalt zur Bezahlung machen würde. Ich reisete also nach B** und deklarirte gedachtem Advokaten, daß ich ohne Anstand die von dem Juden auf zwey Monathe erborgte Summe von 50 Thaler bey ihm deponiren würde, wofern er mir des Juden Quittung und schriftliche Versicherung, daß er bezahlt sey, gegen den Empfang des Geldes, verschaffen könnte. Der Jude wollte das Geld, welches bey dem Advokaten in deposito lag, nicht annehmen, sondern verklagte mich wegen 80 Thlr. und bestand darauf, er hätte mir nicht Geld, sondern Waare geliefert. Da ich, der Wahrheit und dem wirklichen Hergange gemäß, das Gegentheil behauptete: so sollte ich die Wahrheit meiner Behauptung durch Zeugen, die bey dem Handel gegenwärtig gewesen wären, erweisen. Weil ich aber diese nicht herbeyschaffen konnte, und mir der Namen des Juden, der das Zeug kaufte, entfallen war, so kam's zum Schwur, und der Ebräer, der vielleicht, um geringerer Vortheile willen, in seinem Leben schon manchen Meineid geschworen hatte, bekräftigte es vor Gericht durch einen förmlichen Eidschwur: ich hätte Waare und nicht Geld von ihm bekommen, und sey ihm folglich nicht funfzig, sondern achtzig Thaler schuldig, zu deren Bezahlung in gesetzmäßiger Frist ich auch, wie man leicht denken kann, una cum impensis, previa moderatione, kondemnirt wurde.

nur sein Siegel drauf; doch ist dieses noch nicht hinreichend; die kontrahirenden Partheyen müssen auch noch vor den Kadi oder Richter gehen, der sein Siegel mit aufdrückt.



Siebenzehntes Kapitel.

Zeigt, wie fein der Großherr es anfängt, um Geschenke zu machen, ohne seine Finanzen anzurühren.

Die Mittel, deren sich der Großherr zur Vermehrung seines Schatzes bedient, sind beynahe dieselbigen, die er braucht, um seine Freygebigkeit sehen zu lassen, ohne etwas ausbeuteln zu dürfen. Er weiß von allem, vom Leben und Tode der Baschas, Vortheil zu ziehen, und er weiset, sowohl auf das eine, als auf den andern, denenjenigen Belohnungen an, welche ihm irgend einen angenehmen Dienst geleistet haben.

Dies ist eine Regel der Staatsklugheit bey den ottomannischen Regenten: sie wollen, daß die Baschas in ihren Statthalterschaften, wie ihre eigene Person, von den

Um-

Unterthanen verehrt werden sollen; und um diese Ehrfurcht den Gemüthern desto mehr einzuprägen, so finden sie für gut, ihnen bisweilen ein Geschenk zu machen, welches ihnen mit vielen Ceremonien gebracht wird. Dieses Geschenk, woraus man sieht, daß der Kaiser denjenigen, dem er es schickt, werth und in Ehren hält, besteht gemeiniglich in einem langen, reichen Oberkleide, und wenn er es recht ansehnlich machen will, so fügt er noch den kurzen Degen und Säbel, beyde mit Edelgesteinen besetzt, hinzu. Da der Großherr aus dem vorhin angezeigten Grunde gleichsam genöthigt ist, diesem Bascha ein Geschenk zu machen, so weiß er, daß dieser seines Orts nicht ermangeln wird, ihm wieder eins zu schicken, welches zehnmal so viel werth ist, und auch seinem Abgesandten eins zu machen, welches diesem statt der Belohnung für seine Dienste seyn wird.

Aber der Großherr hat es auch nicht immer zur Absicht, den Bascha zu ehren, und die Unterthanen im Gehorsam gegen ihn zu befestigen: oft macht er ihm auch ein Geschenk, wenn er ihn fällen will, um Anlaß und Ursache zu bekommen, daß er, wofern er nicht ein anderes Geschenk, welches nach seinem Wunsch ist, von ihm bekommt,

kommt, bald nachher hinschicken, und seinen Kopf fordern kann. Alsdenn besteht das Geschenk nicht in einem Oberkleide sondern in einem Degen, oder Streitkolben, welches Zeichen übler Vorbedeutung und für den Bascha eine Erinnerung sind, daß er bey dem Großherrn nicht gut angeschrieben ist. Um das ihm drohende Ungewitter abzuwenden, verdoppelt er das Geschenk, welches er ihm würde gemacht haben, wenn er ein Oberkleid, als ein Zeichen der Gewogenheit, von ihm erhalten hätte; und wenn dieser Bascha einer von denen ist, die in den großen Gouvernements Befehlshaber sind, so muß das Geschenk, welches er dem Großherrn schickt, nicht unter zweyhundert Beutel, oder hundert tausend Thalern, seyn, ohne dasjenige zu rechnen, was er noch besonders demjenigen spendiren muß, der von Sr. Hoheit an ihn abgeschickt wird.

Gemeiniglich bekommen diejenigen, welchen der Großherr ein Geschenk machen will, solche Aufträge. Auf solche Weise ist das Geschenk nicht sowohl für den, der es empfängt, als vielmehr für den, der es abschickt, und der es überbringt; und eben hierinn besteht das Kunststück, sich freygebig zu bezeigen, ohne gleichwohl etwas auszugeben. Folgende Ceremonien pflegen dieses

ses Geschenk des Großherrn zu begleiten. Sobald der, der es überbringt, an dem Wohnort des Bascha angekommen ist, so läßt er ihm gleich von seiner Ankunft Nachricht geben, worauf dieser beym Trommelschlag und bey dem Schall der Trompeten und anderer Instrumente das Volk versammeln läßt, wovon ein Theil zu Pferde sitzt, um ihm eine Ehre anzuthun. Er geht an der Spitze des Haufens, und die übrigen gehen zu Fuße hinterher; auch wohnen die öffentlichen Huren des Orts dieser Ceremonie bey, indem sie nach einer Art von kleiner Pauken tanzen, und tausend possierliche Sprünge nach der Gewohnheit des Landes machen. Der Ueberbringer des Geschenks erwartet diese Reuterey in einem Garten vor der Stadt, oder auf dem Felde unter einem Zelt, welches er hat aufschlagen lassen. Nachdem ihm der Bascha sein Bewillkommungskompliment gemacht hat, wirft er ihm das Oberkleid über die Schultern, steckt ihm den Säbel an die Seite, und dem Dolch oder kurzen Degen in seinen Gurt vor den Bauch, wobey er ihm sagt, daß ihn der Kaiser, ihr gemeinschaftlicher Herr, mit diesem Geschenk wegen der guten Nachricht, die er von seinem gesetzmäßigen Verhalten bekommen hätte, beehre, wie er nämlich keine Tyranney über die Un-

terthanen ausübe, und eine gute Justiz pflege, so, daß sich niemand über ihn beklagte. Wenn dieses Kompliment abgelegt ist, so kehrt der Bascha in eben der Ordnung, unter dem Freudengeschrey des Volks, mit dem Abgesandten des Großherrn in seine Wohnung zurück, wo er ihn mit einer guten Mahlzeit bewirthet, und ihm ein Geschenk macht, welches sich wenigstens auf zehn tausend Thaler beläuft. Denn die Baschas, welche die großen Statthalterschaften in Besitz haben, als die von Kairo und Babylon, kommen kaum mit dreyßig, oder vierzig tausend Thalern los; und das Geschenk, welches sie dem Großherrn schicken, muß sich auf hundert tausend Thaler belaufen. Sehr oft geschieht es auch, daß der Großherr ihnen zu wissen thut, wie viel sie denen, die er zur Ueberbringung seiner Geschenke abschickt, geben sollen; dies pflegt er vornämlich alsdenn zu thun, wenn er Leute findet, denen er gewogen ist, und denen er gern etwas Ansehnliches verehren will.

Mahomet, der vierte, der im vorigen Jahrhunderte regierte, und ein großer Liebhaber der Jagd war, hatte sich durch seine Freygebigkeit berühmt gemacht; er wußte sich aber dabey so gut zu benehmen, daß

daß ihm seine Freygebigkeiten nichts koste-
ten, und er ihrentwegen nicht nöthig hatte,
seinen Schatz anzugreifen. Wenn er einen
von seinen Lieblingen beschenken wollte, und
sich eben keine Gelegenheit fand, ihn über
Land zu irgend einem Bascha zu schicken,
so nahm er ihn mit auf die Jagd, und,
nachdem er einen Hirsch, oder ein anderes
wildes Thier geschossen hatte, befahl er ihm,
solche in seinem Namen an einen Großen
der Pforte zu bringen, der entweder in
Konstantinopel, oder in der Nachbar-
schaft wohnt. Dieses Geschenk wird mit
großen Freudenbezeugungen angenommen,
sie mögen nun aufrichtig, oder affektirt seyn,
und der, der es erhält, muß sich fertig ma-
chen, dem Großherrn eines von weit grös-
serem Werth zurückzusenden. Dieses be-
steht gemeiniglich in prächtigen Pferden,
in schönen Stücken von seidenem, mit Gold
durchwirkten Zeuge, oder in reichem Pelz-
werk. Er muß aber noch mehr thun, und
er kömmt sehr wohlfeil weg, wenn ihn, aus-
serdem, was er dem Großherrn schickt, das
Ueberbringerlohn nicht mehr, als zehn tau-
send Thaler kostet. Oft ist er gezwungen,
diese Summe zu verdoppeln, wenn er nach
dem Gutdünken des Sultans nicht genug
gegeben hat, welcher sogleich einen seiner
Hofbedienten an ihn abschickt, und ihm

dar-

darüber Vorwürfe machen läßt, daß es sich so wenig aus seinem Geschenk gemacht, und den Ueberbringer desselben so schlecht belohnt hat. Mit diesen Vorwürfen verbindet er einen gemessenen Befehl, ihm noch zwanzig, oder dreyßig Beutel zu schicken, welcher Befehl auch sogleich vollzogen wird. Was das Geschenk, welches der Großherr für seine Person bekommen hat, anbetrift, so pflegt er es unter diejenigen, die um ihn herum sind, auszutheilen.

Dies sind die Vortheile, welche der Großsultan von den Baschas und andern Großen der Pforte bey ihren Lebzeiten ziehet. Er weiß sich aber auch ihren Tod vortreflich zu Nutze zu machen, um beliebige Belohnungen an seine Günstlinge auszutheilen, ohne seine Geldkasten angreifen zu dürfen. Wenn der Tod eines Bascha beschlossen ist, so giebt der Großherr dem, welche er zu begünstigen und zu beschenken willens ist, den Auftrag dazu, und dieser findet weit mehr seine Rechnung dabey, ihm das Urtheil seines Todes, als ein Geschenk von dem Monarchen zu bringen.

Wenn die Hinrichtung in Konstantinopel geschehen soll, so wird gemeiniglich der Bostangibachi, der nicht von der

Seite



Ein Janitschar, in Campange Equipage.

Seite des Großherrn kommt, zu diesem Behuf abgeschickt. Geschieht sie aber in der Provinz, so ist es gemeiniglich ein Kapigibachi, oder einer von den vornehmsten Bostangis, dem der Herr eine Wohlthat erweisen will, welcher zu solcher Exekution abgeschickt wird. Derjenige, welcher das Todesurtheil überbringt, wird von fünf, oder sechs Kapigis begleitet, und er nimmt bisweilen seiner Zeit wahr, um hinzukommen, wenn der Rath gehalten wird, oder, wenn ihm dies fehlschlägt, geht er zum Bascha, und befiehlt ihm im Namen des Großherrn, den Rath sogleich versammeln zu lassen. Dieser Rath besteht aus dem Lieutenant, oder Stellvertreter des Bascha, aus dem Mufti, Kadi, aus dem Obersten der Janitscharen, die an diesem Ort stehen, und aus andern Gerichtspersonen, welche die ansehnlichsten in der Provinz sind. Sobald der Rath versammelt ist, geht der Kapigibachi, von seinen Leuten begleitet, hinein, und überreicht dem Bascha den Brief des Großherrn. Dieser nimmt ihn mit großer Ehrerbietung an, und, nachdem er ihm dreymal an seine Stirn gehalten hat, bricht er ihn auf, liest ihn, und ersieht daraus, daß der Regent seinen Kopf haben will. Er antwortet auf diesen Befehl nur mit wenigen Worten:

Der

Der Wille meines gnädigsten Kaisers geschehe, sagt er; laß mich nur mein Gebet thun; welches ihm auch bewilligt wird. Wenn er sein Gebet verrichtet hat, so packen ihn die Kapigis bey den Armen an, und ihr Vorgesetzter macht nur seinen Gurt los, den er ihm um den Hals wirft. Dieser Gurt besteht aus vielen kleinen seidenen Stricken, die an beyden Enden Knoten haben; zwey aus der Versammlung fassen sogleich diese Knoten, und indem jeder auf seiner Seite derb zuzieht, nehmen sie ihm in einem Augenblick das Leben.

Wenn sie ihren Gurt nicht brauchen wollen, so nehmen sie ein Schnupftuch, und mit dem Ringe, dessen sie sich beym Bogenspannen bedienen, und den sie gemeiniglich am Daum der rechten Hand tragen, stecken sie die Hand zwischen dem Schnupftuch, der zusammengedrehet ist, und zwischen der Kehle, und brechen auf solche Weise den Knochen der Kehle entzwey. Auf diese Art erwürgen sie den Menschen in einem Augenblick, ohne ihn lange sich quälen zu lassen, damit er als ein guter Muhamedaner sterben und nicht Zeit haben möge, zu verzweifeln; die Türken finden deswegen unsre Art, die Delinquenten

zu

zu erwürgen, seltsam, weil man sie oft am Galgen sich so lange quälen läßt.

Ob ich gleich schon mehrmals gesagt habe, daß der Großherr, zu welchem Grossen er will, hinschickt, und dessen Kopf fordern läßt, so pflegt man doch dem zum Tode verurtheilten den Kopf niemals abzuhauen, oder abzuschneiden, als wenn er ausdrücklich befiehlt, daß er ihn sehen will, und alsdenn wird er ihm gebracht. Ist der hingerichtete Bascha sehr weit von der Residenz entfernt, so nimmt man das Gehirn heraus, und füllt den Schädel mit Heu an; der Kopf wird gemeiniglich in einen Sack gesteckt, und so nach **Konstantinopel** gebracht. Sobald der Regent über einen Großen, wer er auch seyn mag, das Todesurtheil gesprochen hat, so machen die Türken gar nichts mehr aus ihm, und behandeln ihn, wenn sie von ihm sprechen, wie einen Hund.

Wenn kein Befehl vom Großherrn vorhanden ist, den Kopf mitzubringen, so wird der verblichene Körper gegen Mitternacht ohne alle Umstände begraben, und das Andenken des Bascha, der vorher so viel Aufsehen machte, ist bald verloschen. Es muß aber noch bemerkt werden, daß es

in der Türkey die Gewohnheit ist, einem Verurtheilten nicht eher den Kopf abzuhauen, als bis man ihn erwürgt hat, und das Blut in den Adern erstarret ist, weil das Gesetz verbietet, daß, außer zur Kriegszeit das Blut eines Musulmanns vergossen werden soll.

Sobald die Hinrichtung geschehen ist, bemächtigt sich der, welcher den Befehl dazu überbracht hat, sogleich des ganzen Vermögens des Bascha, und, nachdem er dasjenige bey Seite gelegt hat, was er an Gold oder Edelgesteinen zu seinem eigenen Gebrauch am bequemsten findet, läßt er eben die Leute, die in der Rathsversammlung waren, kommen, um zur Inventur des vorhandenen Hausgeräths und anderer Mobilien zu schreiten, welche hernach, wie schon gesagt ist, in die kaiserliche Schatzkammer kommen. Diejenigen, welche bey dieser Inventur zugegen sind, wissen wohl, daß viel von dem Vermögen des Verstorbenen über die Seite gekommen ist; aber, weit entfernt, darüber zu murren, unterschreiben und bezeugen sie, daß nicht mehr vorhanden gewesen ist. Denn sie befürchten, daß dieser Hofbediente des Serails, den der Großherr geschickt hat, und der vielleicht in Gnaden steht, sie, wenn sie an-

anders verführen, bey Seiner Hoheit anschwärzen, und einen falschen Bericht abstatten möchte, woraus leicht der Verlust ihrer Bedienungen und ihres Lebens entstehen könnte. Sie machen also bey allem, was dieser Abgesandte vornimmt, die Augen zu, und glauben überdem, daß ihm der Großherr, der wohl weiß, was bey solchen Fällen vorgeht, nicht absehen wird; sie fügen sogar zu dem, was er auf eine geschickte Art von dem hinterbliebenen Vermögen des Bascha hat an sich bringen können, noch Geschenke hinzu, die sie ihm bey seiner Abreise verehren, um ihn dadurch aufzumuntern, daß er bey seiner Zurückkunft nach Hofe gegen den Sultan und den Großvizier ihr Bestes reden möge. Bey seiner Zurückkunft empfängt er, ohne dasjenige, was er schon zum voraus weggenommen hat, zu rechnen, neue Proben von der Freygebigkeit des Monarchen, der ihm darüber, daß er seinen Willen so gut vollzogen hat, seine Zufriedenheit bezeugt. Er bekommt auch noch von den inventirten Sachen seinen Theil, wenn dasjenige, was man dem Bascha nach seiner Hinrichtung abgenommen hat, ins Serail gebracht wird.

Man wird vielleicht glauben, daß dieses in dem Briefe des Großherrn enthaltene

Todesurtheil die Seele dessen, der ihn empfängt, und darinn sein Todesurtheil lieset, dessen Vollziehung keinen Aufschub leidet, mit Furcht und Schrecken erfüllt. Man merkt es ihm aber eben nicht an, daß er sich darüber wundert; denn er sieht, daß wenige seines Gleichen diesem gewaltsamen Tode entrinnen, und er hat sich schon, seitdem er von seinem Posten Besitz genommen hat, auf ein solches Ende gefaßt gemacht. Ueberdem glauben die Türken festiglich, daß die Rathschlüsse der Vorsehung unwiderruflich sind, und daß es unmöglich ist, seinem Schicksal zu entgehen; dies verursacht, daß sie dem Tode mit Standhaftigkeit und mit einer Art von Fühllosigkeit entgegensehen. Dazu kömmt noch, daß dieser blinde Gehorsam der Türken gegen die Befehle ihres Monarchen mehr ein Grundsatz der Religion, als ein Staatsgesetz ist, und sie halten sich versichert, daß sie, wenn sie auf Befehl ihres Regenten sterben, gradesweges in den Himmel kommen.

Man möchte vielleicht glauben, daß derjenige, der von seinem bevorstehenden Untergange Witterung hat, Mittel finden könnte, sich mit der Flucht zu retten; aber daran darf er gar nicht denken. Alle Offiziers und Sklaven, welche die Baschas in ihren

ihren Diensten haben, sind eben so viel Kundschafter und Leute, die auf sie Acht geben, und es ist ihnen unmöglich, sich vor diesen Aufpassern zu verbergen. Es würde gefährlich seyn, wenn sie ihr Geheimniß einem von ihnen anvertrauen wollten; denn es sind schlechte, niederträchtige Seelen, die keiner edlen Handlung fähig sind; dazu kommt, daß die Hafen und die Oerter, wo man durchkommen kann, für den Herrn sowohl, als für die Bedienten verschlossen sind. Wenn man nur im geringsten von solcher vorhabenden Flucht Wind bekäme, so würden die Gouverneurs an den Grenzörtern gleich von der Pforte Befehle bekommen, die Flüchtlinge anzuhalten; und sie sind außerdem sorgfältig genug, sich nach allen denen, die in dem Gebiet, welches unter ihrer Jurisdiktion steht, hin und her reisen, zu erkundigen. Wenn auch sonst irgendwo durchzukommen wäre, und der Flüchtling mit Hülfe der Nacht einen benachbarten Staat erreichen könnte, so würde er, weil die ganze Türkey mit Völkern, welche die Herrschaft der Pforte hassen und verabscheuen, umgeben ist, aus einem Abgrund des Verderbens in den andern kommen, und von Leuten, die ihn schwerlich dulden würden, für einen Spion gehalten werden.

Das Entfliehen auf dem Meer möchte vielleicht wenigern Schwierigkeiten unterworfen zu seyn scheinen, als wenn man solches auf dem Lande wagen wollte: aber es ist weit gefährlicher, und das strenge, an die Christen ergangene Verbot, daß sie bey Lebensstrafe keinen Türken oder Sklaven in ihre Schiffe einnehmen dürfen, daher sie auch, bevor sie die Anker lichten, genau visitirt werden, dieses Verbot verschließt alle türkischen Häfen denjenigen Landeseinwohnern, die etwa Lust hätten, zu entwischen. Es ist wahr, daß nicht leicht ein Jahr vergeht, da nicht durch das Mitleiden und die klugen Vorkehrungen christlicher Konsuls und Kaufleute eine ziemliche Anzahl Sklaven mit der Flucht gerettet werden sollten. Sie werden bey Christen, die im Lande wohnen, und deren Stillschweigen durch vieles Geld erkauft wird, verborgen gehalten; auf eben diese Art stopft man den in den Hafen befindlichen Wächtern das Maul; man macht sie betrunken, und führt unterdessen die Sklaven verstohlnerweise zu dem bereits visitirten Schiffe, worauf ohne Zeitverlust abgesegelt wird. Dieser Gefahr würde man sich aber um der Türken willen nicht aussetzen; denn man hätte Ursache, einen Betrug von ihnen zu befürchten, weil sie die Christen gern auf die

die Probe stellen, und sie lassen es sich auch selten einfallen; sich mit der Flucht zu retten. Sie wissen es wohl, daß sie sowohl zu Wasser, als zu Lande, nirgends entkommen können, als in christliche Länder, wo man sie vielleicht zur Religionsänderung nöthigen könnte, und ihre muhamedanische Religion würden sie um tausend Leben nicht aufgeben *). Zwar könnten sie auch nach Persien flüchten; da sind sie aber wegen der Verschiedenheit der Sekten verhaßt.

Die ottomannischen Regenten machen auch bisweilen ansehnliche Geschenke, welche sie aus dem großen Schatz nehmen, und die

*) Man sieht aus diesem Beyspiel, wie viel bey unkultivirten Völkern der Fanatismus, oder der Geist der Schwärmerey und des Aberglaubens vermag! Und. selbst die heutigen Türken sind bey aller angeblichen Politur, im Verhältniß gegen andere Nationen, noch immer für unkultivirt und roh in Ansehung ihrer Sitten, ihrer Gebräuche und ihrer Denkart zu halten, wozu die Sklaverey und uneingeschränkte Abhängigkeit, worinn sie, vom Größten bis auf den Niedrigsten, leben, nicht wenig beyträgt. Mahomets Anhang und nachherige ausgebreitete Macht wäre so weit nicht gediehen, wenn sich nicht dieser Schwärmgeist, der alles, was ihm neu und außerordentlich scheint, blindlings anstaunt, seiner Nachfolger und insonderheit seiner zusammengestoppelten Kriegsheere bemeistert hätte.

die nicht anders, als in Silbergelde ausgezahlt werden, wenn sie für die Großen der Pforte, entweder im Serail, oder außer dem Serail, bestimmt sind. — Diese Geschenke bestehen gemeiniglich in einem Goldbeutel, welcher funfzehn tausend Dukaten, oder dreyßig tausend Speciesthaler ausmacht; wenn die Sultaninnen dergleichen Geschenke erhalten, so werden sie ihnen in Golde ausgezahlt. Man darf deswegen nicht in den geheimen Schatz gehen; es ist Gold genug in der vierten Kammer vorräthig, wohin gleich alles Gold und Silber, was von den ordentlichen Reichsintraden einläuft, gebracht wird; und diese Summe, welche die Hauptmasse, wenig oder gar nicht vermindert, kommt durch verschiedene Wege bald wieder in den Schatz zurück.

Achtzehntes Kapitel.

Von dem ansehnlichen Geschenk, welches der Großherr alle Jahre nach Mekka schickt.

Drey Millionen Livres von den zwölf Millionen jährlicher Einkünfte, welche das Königreich Aegypten dem Großherrn bringt, werden zum Theil zu der reichen Tapete und zu dem prächtigen Zelt verwandt, das er alle Jahre dem Scheck schickt, um Mahomets Geburtsort zu ehren. Ein anderer Theil dieser Summe geht für die Bezahlung dererjenigen drauf, die bey den Moscheen angestellt sind; als der Imans, welches die Pfarrer der Türken; der Cheuchs, welches ihre Prediger sind; der Muezims, die auf den Thürmen der Moscheen schreyen, um das Volk zum Gebet zu rufen; und der Raiims von Mekka und Medina, welche die Moscheen bewachen und reinigen, und die Lampen anstecken. Von diesen drey Millionen werden endlich alle Pilgrimme siebenzehn Tage lang mit Nahrungsmitteln versehen, zu welchem Behuf der Großherr

 dem

dem Scheck eine hinlängliche Summe Geld zuschickt. Dieser Scheck, welcher gleichsam der oberste Ausleger und Vorsteher des Gesetzes, und der Pontifex Maximus oder das geistliche Oberhaupt aller Muhamedaner ist, von welchem Lande und von welcher Sekte sie auch seyn mögen; macht diesem armen und einfältigen Volke weiß, daß jährlich an siebenzig tausend Pilgrimme, sowohl Manns- als Frauenspersonen, nach **Mekka** kämen, und wenn es sich ereignen sollte, daß ihre Anzahl nicht vollständig wäre, so würden die Engel in Menschengestalt herniederkommen, um sie vollzählig zu machen.

Dieser Fürst, für welchem alle Muhamedaner große Ehrfurcht haben, ist sehr reich und mächtig; solches ist leicht aus den Geschenken zu schließen, die er alle Jahre vom Großherrn und von den übrigen Fürsten, die **Mahomets** Gesetz befolgen, erhält. Diese Geschenke sind am Ende des Jahres, wenn die neuen ankommen, alle sein eigen. Er macht sich auch alle Geschenke, welche die Pilgrimme bringen, zu Nutze, und mit den Geldsummen, welche ihm die Fürsten, die der muhamedanischen Religion zugethan sind, für die Pilgrimme schicken, um ihnen davon Al-

mosen auszutheilen, schaltet er ebenfalls nach seinem Gutdünken; alle diese Geschenke bringen ihm ein Einkommen zuwege, welches man sich gar nicht vorstellen kann. Denn der Muhamedismus erstreckt sich sehr weit in **Europa**, **Asien** und **Afrika**, und weiter, als die mehresten glauben.

Es kommen zu **Mekka** Karavanen oder Reisegesellschaften aus verschiedenen Gegenden der Welt an, und wenn der Tag kommt, da die Andachtsübungen dem falschen Propheten zu ehren ihren Anfang nehmen sollen, so verrichtet der Oberpriester, in Begleitung aller zur Erklärung und Handhabung des Gesetzes bestimmten Personen Tag und Nacht die verordneten Gebete und gottesdienstlichen Ceremonien. Am siebenzehnten Tage versammeln sich die sämmtlichen Pilgrimme vor dem Zelt des **Scheck**s, der sich an dessen Eingange zeigt, indem er auf einem kleinen Fußschemel aufrecht steht, um auch von den Entferntesten gesehen zu werden; er verrichtet in dieser Stellung das Gebet, und ertheilt dem ganzen Volke den Seegen, welchen er mit diesem Wunsch schließet: **Gott gebe, daß sie in Frieden wieder zurückkehren, und in ihre Heimath gelangen mögen,**

wie

wie sie hergekommen sind. Von diesem Augenblick an muß ein jeder von seinem Eigenen zehren, denn nun giebt der Scheck nichts mehr, und jetzt fängt er an, großen Profit zu machen. Denn alles, was zum Unterhalt der Pilgrimme verkauft wird, gehört ihm, und außerdem versteht er sich mit den Anführern oder Vorgesetzten der Karavanen, von welchen die Pilgrimme Lastthieren um einen dreymal höhern Preis, als sie gelten, zu kaufen genöthigt sind, wenn diejenigen, welche sie aus ihrem Lande mitgebracht haben, unterweges anstößig und unbrauchbar geworden sind.

Die Karavane aus Kairo ist die zahlreichste und ansehnlichste unter allen denen, die sich nach Mekka begeben. Der Karavanbachi, der der Anführer und Hauptmann darüber ist, hat bisweilen bey ihrer Rückkehr an zweymal hundert tausend Thaler Profit, und man drängt sich sehr nach seiner Stelle, die von dem Bascha abhängt, und nur an den Meistbietenden vergeben wird. Der Hauptmann dieser Karavanen hat auch die Aufsicht über das Wasser, welches man in Cisternen herbeygebracht hat; auf seinen Befehl wird dasselbe ausgetheilt, und da diese Austheilung für den Armen und Reichen gleich ist: so muß der letztere, wenn

er

er mehr Wasser, als ihm angewiesen ist, haben will, solches theuer bezahlen, und der Hauptmann, der den Preis dieses Wassers so hoch ansetzt, als er will, gewinnt dabey ungemein.

Das Geschenk, welches der Großherr nach **Mekka** schickt, nämlich das Zelt und die Tapete, besteht aus zwey Stücken von gleichem Werth und gleicher Kostbarkeit; sie sind von dem schönsten und vortreflichsten Zeuge, und dieses ist sehr reich gestickt und mit kostbaren Schmuck versehen. Die Tapete dient dazu, **Mahomets** Grab zu bedecken, und das Zelt, welches man neben der Moschee aufschlägt, ist für den Scheck, der die ganzen siebenzehn Tage, welche der Andachtsübung gewidmet sind, nicht herauskommt. Dieser Oberpriester des muhamedanischen Gesetzes hat das Geheimniß gefunden, unermeßliche Summen aus dieser Tapete und aus diesem Zelt zu ziehen, wofür alle Jahre neue kommen; und wenn das neue Geschenk vom Großherrn ankommt, so schickt er, als ob es aus besonderer Gunst geschähe, Stücken von dem Vorhange des alten Zelts an verschiedene muhamedanische Fürsten, von denen er wieder prächtige Geschenke erhält. Dieser Vorhang, welcher von außen das Zelt umgiebt,

um

um zu verhindern, daß man diejenigen, die darunter sind, nicht sehen möge, besteht aus mehreren Stücken, er ist sechs Füß hoch und sehr lang; und der Scheck läßt diese Fürsten wissen, daß sie, wenn sie eins von diesen Stücken an ihre Zelter befestigen wollten, sobald sie wider die Ungläubigen zu Felde zögen, lauter Glück haben und unvorzüglich den Sieg davon tragen würden. Es muß schon ein großer Monarch, als der große Cham der Tartarey, oder der große Mogul seyn, dem er entweder den Vorhang ganz, oder das Zelt, oder die Tapete schickt; dies pflegt er alle zehn oder zwölf Jahr bald an dem einen, bald an dem andern zu thun. So weiß dieses Oberhaupt der muhamedanischen Religion, der eine Art von Herrschaft über alle einzelnen Glieder dieser Glaubensgenossen hat, von denselben Nutzen zu ziehen, und sich auf Kosten aller muhamedanischen Regenten und Unterthanen, die er schimpflich in Kontribution setzt, zu bereichern.

Die Wallfahrt nach Mekka, wobey so viel Betrug vorgeht, ist übrigens ein Hauptpunkt oder Glaubensartikel bey der muhamedanischen Religion, und wird von den Bekennern des falschen Propheten für ein sehr heiliges und verdienstliches Werk

ge-

gehalten. Die Türken glauben einer alten Sage und Tradition zufolge, daß Mekka der Ort sey, wo Gott dem Abraham befahl, ihm ein Haus zu bauen; daß, solange er da war, alle Nationen haufenweise herbeykamen, ihn zu besuchen; und daß dies eben der Ort sey, wo Mahomet den Alkoran vom Himmel empfangen hätte. Alle Muhamedaner haben die Verbindlichkeit auf sich, wenigstens einmal in ihrem Leben nach Mekka zu wallfahrten; doch sind die ganz armen Leute von dieser Verbindlichkeit frey, die durchaus nichts zu leben haben, und deren Kinder während ihrer Abwesenheit darben würden.

Ich muß hierbey noch anmerken, daß die beyden Städte Mekka und Medina mit einander um den Vorzug streiten. Die erste ist der Geburtsort des Mahomets, welche er durch diese berühmte Wallfahrt, wozu er alle Bekenner seiner Religion verpflichtet, hat ehren und berühmt machen wollen. Die zweyte ist sein Begräbnißort, von welchem eine Menge ungereimter Fabeln erzählt werden. Mahomet befiehlt im Alkoran nur, daß seine Anhänger nach Mekka gehen sollen, wo man keine andern Reliquien von diesem falschen Propheten, als eine seiner Pantoffeln, oder Sandalen

antrift; die Ausleger des Gesetzes stimmen auch darinn überein, daß keine Verbindlichkeit da ist, nach Medina zu gehen, und daß man, ohne diese Stadt zu besuchen, Mahomets Gebot erfüllt. —



Neunzehntes Kapitel.

Etwas von der Mundschenke des Großherrn und einigen andern damit zusammenhängenden Zimmern.

Zwischen dem Schatz und einer gewölbten und dunkeln Gallerie, die funfzehn bis zwanzig Schritt lang ist, und zu einer eisernen Thür führt, durch welche man in die Gärten kommt, siehet man zur linken Hand das Revier der Pagen des Kilars oder der Mundschenke. Dies ist der Ort, wo die Sorbets und andern Getränke für den Mund der Großherrn zubereitet werden, und wo man auch Wein hält, im Fall er Wein trinken sollte, wie Sultan Amurat that, dessen ich im Vorhergehenden erwähnt habe. Es ist eine alte Gewohnheit, daß, wenn der Großherr außer der Mahlzeit

Zeit Wasser zu trinken fordert, er solches jedesmal mit zehn Zechinten bezahlen muß. In der Kammer, welche man Hazoda nennt, welches das Wohnzimmer der vierzig Pagen ist, die beständig um den Großherrn herum sind, steht immer einer bey dem Eingange, der nach der Thür der Mundschenke hinweiset, Schildwacht, und in der Mundschenke selbst haben ununterbrochen zwey Pagen aus diesem Revier die Wache. Wenn der Großherr Durst hat, und Wasser verlangt, so giebt der Page der Hazoda sogleich den beyden Pagen des Kilars ein Zeichen, deren einer auf den Kilarbacht oder Obermundschenken zugeht, und Sou schreyt, welches Wasser bedeutet, um ihn zu benachrichtigen, daß der Herr etwas zu trinken fordert; der andere Page lauft an die Thür der Hazoda, wo der älteste von den vierzig Pagen ihm die zehn Zechinen bezahlt. Dieser Page ist gleichsam der Schatzmeister der Kammer, und er bezahlt die kleinen Summen, welche der Großherr zu zahlen befiehlt, was man etwa in Frankreich den Zahlmeister über die kleinen Ergötzlichkeiten (*le Tresorier des menus plaisirs*) nennen würden. Das Wasser wird bald in einer goldenen, bald in einer porcellainen Schaale gebracht, welche auf einen großen, goldenen Präsen-

 tir-

tirteller steht, der ohngefähr zwey Schuh im Durchmesser hat, und inwendig und auswendig mit Edelgesteinen besetzt ist. Dieser Präsentirteller wird für eins der kostbarsten Stücke im Serail gehalten. Der Obermundschenk, welches ein weißer Verschnittener ist, trägt das Wasser mit vieler Ceremonie, von den hundert Pagen des Kilars, die er gemeiniglich unter seiner Aufsicht hat, begleitet; zwey von ihnen gehen ihm zur Seite, und halten ihn unter den Armen. Denn er muß die Trinkschale noch höher, als der Kopf ist, halten, weil er nur unten sehen kann, wo er geht. Wenn er an die Thür der Hazoda ist, so gehen die Pagen des Kilars, die ihn begleitet haben, nicht weiter, sondern erwarten ihn bis zu seiner Zurückkunft, ausgenommen die beyden, welche ihm die Arme halten, und die Kammerpagen; diese gehen mit ihm bis vor den Großherrn. Wenn sie aber an der Thür seines Wohnzimmers sind, so treten zwey der ältesten unter ihnen an die Stelle der beyden Pagen des Kilars, und führen den Kilarchibachi vollends unter den Armen, damit er den Becher dem Sultan überreichen kann. Wenn der Herr getrunken, und dieser ihm sonst nichts zu sagen hat, so trägt er das Trinkgeschirr in den Kilar zurück; wenn

er

er aber diesen Zeitpunkt wahrnehmen will, um ihn wegen irgend einer Angelegenheit zu sprechen, so händigt er den Becher und Präsentirteller einem von den Pagen, die ihn unter den Arm geführt haben, ein, und dieser überliefert beydes den Pagen der Mundschenke, welche die Zurückkunft des Kilargibachi erwarten.

An eben diesem Orte werden auch allerley kühlende Wasser und Liqueurs gehalten, als Pfirsch- Kirsch- Himbeerenwasser, und dergleichen, von allerley Früchten abgezogen. Die Türken trinken während der Mahlzeit nicht, sie trinken erst nach dem Essen, und, wenn ihnen ja während des Essens der Durst ankommen sollte, so löschen sie ihn auf folgende Art: Man setzt ihnen bey Tische von den gedachten Wassern etwas in großen Bechern von Porcellain vor, die etwa zwey Nößel halten, und damit man unterscheiden möge, von welcher Gattung diese Wasser sind, so wird in jeden Becher etwas von der Frucht geworfen, aus welcher das Wasser zubereitet ist, welche sie eingemacht haben, um sie zu erhalten. Jeder hat einen hölzernen Löffel neben sich liegen, der aber drey- bis viermal mehr, als unsre Löffel hält, und woran der Stil ziemlich lang ist; goldene

und silberne Löffel sind bey ihnen nicht Mode. Mit diesen Löffeln können sie in die Becher hineinlangen, nach Beschaffenheit des Wassers, welches am meisten nach ihrem Geschmack ist, und sie nehmen davon bisweilen einige Löffel voll, um sich den Durst zu löschen.

In dieser Schenke wird auch der Theriak zubereitet, den die Türken Tiriak-Farik nennen; es wird davon eine große Menge gemacht, weil sie sich desselben als eines Universalmittels bedienen, und solchen aus Mitleiden an allerley Leute aus der Stadt und vom Lande, die ihn fordern, austheilen. Sie lassen die Ottern, welche zur Zubereitung dieses Arzneymittels gebraucht werden, aus Aegypten kommen, und halten sie wenigstens für besser, als die aus andern Ländern.

Vor dem Revier, wo der Kilar ist, sieht man eine mit weißem und schwarzem Marmor ausgelegte Gallerie, welche auf acht schönen Säulen von weißem Marmor ruhet, und auf ein kleines Quartier losgeht, welches die Wohnung des Obermundschenken ist. Auch wohnt sein Substitut, der Kilarquet-Houdasi daselbst, der aber nicht ein Verschnittener, wie der Kilargibachi

ist,

ist, und welcher, wenn er aus dem Serail kommt, gemeiniglich Bascha wird. Der Kilargibachi hat alles Gold- und Silbergeschirr, die Waschbecken, Gießkannen, Becher, Präsentirteller, und Leuchter in Verwahrung, und das meiste von diesem Geschirr ist mit Diamanten, Rubinen, Schmaragden, und andern kostbaren Steinen besetzt. Außerdem giebt es goldene Schüsseln und Leuchter ohne Edelgesteine, welche so groß und schwer am Gewicht sind, daß zwey Mann erfordert werden, um sie zu tragen. Diese Leuchter sehen ganz anders aus, als die unsrigen. Sie sind gemeiniglich zwey oder drey Fuß hoch und ruhen auf einer Unterlage, die mehr als zwölf Zoll im Durchschnitt beträgt; der obere Theil ist wie eine Kapsel, oder wie eine Art Lampe mit ihrer Tille, welche mehr als ein Pfund Unschlitt fassen kann. Der Fuß des Leuchters wird deswegen so groß gemacht, damit nicht etwas von dem Talglichte auf die Tapete abträufeln möge. Der Docht, den sie in das Unschlitt, welches entzweygebrochen wird, hineinlegen, ist wohl einen Zoll dicke, und macht es in den Zimmern, wo ein solches Licht brennt, sehr helle. Was den Kilarquet-Houdasi, oder Substituten des Kilargibachi anbetrift, so ist er das Oberhaupt der Halvagis und Akegis,

welches die Köche und Zuckerbecker sind, deren keiner ohne seinen Befehl dem Dienst antreten kann.

Das Revier, wo die Pagen des Schatzes wohnen, ist ganz nahe beym Kilar und fängt sich mit einer Gallerie an, die mit Marmor von verschiedenen Farben ausgelegt ist, und auf acht marmornen Pfeilern ruhet. Die obere Decke ist mit mancherley Blumen von Gold- und himmelblauer Farbe ausgemahlt. Diese Gallerie ist auf der einen Seite offen, und auf der andern siehet man in der Mitte die Thür zu dem Wohnort der Pagen; nebst drey großen Fenstern zur Rechten und Linken. Hier halten sich bey Tage und bey Nacht die sechs ältesten Pagen, die beym Schatz angestellt sind, auf. Durch diese Thür kommt man auf einem großen mit Marmorsteinen gepflasterten Wege, der funfzehn Schritt lang und fünf Schritt breit ist, an ein anderes Portal, welches von zwey Säulen von schwarzem Marmor unterstützt wird. Hier kommt man in einen langen Saal, wo man auf beyden Seiten eine Art von hängenden Boden siehet, anderthalb Fuß hoch, und sieben bis acht Fuß breit. Jeder Page hat sowohl bey Tage, als bey Nacht nicht mehr, als vier Fuß breit Raum; und was ihre

Be-

Betten anbelangt, so bekommen sie zur Unterlage nichts als eine wollene, vierdoppelte Decke, welche ihnen statt der Matratze dient, und oben haben sie mehrentheils eine Decke von Gold- oder Silberstück, oder sonst von hübschem seidenen Zeuge; im Winter dürfen sie deren drey haben. Freylich würden die wollenen Decken wärmer halten, aber diese dürfen sie nicht brauchen, weil es schimpflich wäre, daß der Großherr so etwas vor Augen hätte, wenn er bisweilen des Nachts kommt, unter dem Vorwande, sie zu überraschen, und, um zu sehen, wie sie sich aufführen, aber in der That stellt er diese nächtlichen Besuche oft in keiner lobenswürdigen Absicht an *), und

 diese

*) Solche nächtliche Besuche pflegte auch ein gewisser Landedelmann in der Churmark ohnweit P** bey den Dirnen, die in seinem Dienste waren, und deren jede ihr besonderes Aemtchen hatte, anzustellen. Sie mußten zur Nachtzeit nicht weit von seiner Schlafkammer der Ruhe pflegen, und da hatte er denn, wenn er in Versuchung fiel, weil ihrer wenigstens ein halb Dutzend war, das Aussuchen. Unter dem Vorwande, sie früh, oder auch wohl um Mitternacht zur Arbeit zu wecken, störte er die armen Dingerchen oft im Schlafe, um mit ihnen Rendesvous oder Betstunde zu halten. Und wenn's ihm zu unbequem war, sich zu ihren Betten hin zu bemühen, so nahm er einer von den jungen Dirnen, die alle fleischicht, wollüstig und wohl bey Leibe waren, die Röcke weg

diese nächtlichen Exkursionen des Großsultans, wenn er unter dem Schein der väterlichen Aufsicht und Fürsorge für das Beste der Jugend, die zu seiner unmittelbaren Bedienung bestimmt ist, der verbotenen Wollust fröhnt, gehören mit zu den Gallanterieen der Türken, von welchen ich in dem zweyten Theil dieses Buchs mehr Partikularia anzuführen, Gelegenheit haben werde. —

Unter diesen vorbeschriebenen Decken schlafen die Pagen mit ihren langen Hosen und Westen: denn in der Türkey und im ganzen Orient braucht man kein Bettuch, und sowohl im Winter, als Sommer, legt man sich immer halb angekleidet, ohne alle Umstände nieder. Ueber den Betten der Pagen sieht man eine Gallerie rings um den

weg; und wenn sie sich dann anziehen und an ihre Arbeit gehen wollte, so mußte sie sich erst im blanken Hemde zu dem gnädigen Herrn verfügen, und ihn unterthänigst um die Herausgabe ihrer Röcke bitten, der alsdenn, nach seinem großen Hange zu fleischlichen Ergötzlichkeiten, seiner Zeit wahrnahm, und sich für die Verwahrung dieser Frauenzimmerkleidung so gut, als er konnte, bezahlt machte. Der Pfarrer des Orts, ein gewisser Stauzius, schalt zwar oft über die edelmännischen Ausschweifungen und nächtlichen Besuche bey dem weiblichen Gesinde; im Grunde aber sah er es gern, wenn er so was munkeln hörte, weil er wußte, daß es nun bald wieder was zu taufen, oder zu trauen gab.

den Saal herum, welche auf hölzernen Pfeilern ruhet; sie ist mit rothen Firniß angestrichen, und hier haben die Pagen ihre Kuffer, worinn sie ihre Sachen verwahren. Jeder hat seinen eigenen, aber die zwölf ältesten Pagen haben jeder zwey, und einer von diesen zwölfen hat den Schlüssel der Gallerie in Verwahrung. Sie wird gemeiniglich nur an einem Wochentage, welches unser Mitwoch ist, geöffnet; alsdenn holt jeder Page aus seinem Kuffer, was er braucht. Wenn aber einer von ihnen es durchaus nöthig hat, etwas an einem andern Tage darinn zu suchen, so ruft er fünf oder sechs Pagen zusammen, welche mit einander hingehen, und den Schatzmeister um Erlaubniß bitten. Dieser befiehlt dem Rafgi, welcher die Schlüssel zur Gallerie in Verwahrung hat, sie ihnen zu öffnen, und genau Acht zu geben, daß sie nicht die Kuffer ihrer Kammeraden anrühren.

An einem Ende des Saals ist eine Thür, welche zu den Springbrunnen führt, wo die, welche zum Schatz gehören, sich waschen, wenn sie ihr Gebet verrichten wollen. Diese Springbrunnen haben sieben kupferne Hähne, und sowohl das Pflaster, als die Mauer in diesem Behältniß ist von weißen Marmor. Zur rechten Hand folgen die Abtritte, welche zur Erleichterung

der natürlichen Bedürfnisse bestimmt, und in vier kleine Kammern eingetheilt sind; die immer sehr reinlich gehalten werden, und eben so, wie die Springbrunnen, mit weissem Marmor gepflastert sind. — Es wäre zu wünschen, daß die Türken im moralischen Sinne eben so reinlich und genau wären, als sie es im physischen Verstande, und sogar bey ihren heimlichen Gemächern sind, auf welchen sie nicht, wie wir, sitzen, sondern sich krumm auf die Füße zusammenbücken, indem die Oeffnungen derselben sehr niedrig sind. In diesen geheimen Gemächern haben die Pagen zur Nachtzeit ihren Sammelplatz, um das schändlichste unter allen Lastern zu begehen; doch wird ihnen die Ausführung ihrer lasterhaften Vorsätze sehr schwer gemacht, weil sie genau beobachtet, und, wenn sie sich auf der That ertappen lassen, nach aller Strenge gestraft werden, so daß sie oft unter den Schlägen erliegen, und den Geist aufgeben müssen. Um zu verhindern, daß diese Gottlosigkeit nicht in ihren Schlafgemächern getrieben werden kann, brennen daselbst die ganze Nacht zwey Fackeln, und drey Verschnittene gehen alle Stunden herum, wodurch ihnen alle Mittel, an einander zu kommen, und dieses Laster zu begehen, benommen werden.

Die

Die Quelle solches Unheils darf man nicht weit suchen. Da sie sich in einem engen Gefängniß befinden, und kein Frauenzimmer zu sehen bekommen, so gerathen sie leicht auf solche abscheuliche Ausschweifungen, wozu die Türken einen gewaltigen Trieb haben. Die Ichoglans, welche sehr frühzeitig ins Serail kommen, wissen nicht, was ein Frauenzimmer ist, wofern sie nicht der Naturtrieb es lehret, und mancher unter ihnen würde gern morgen sterben, wenn er nur heute ein weibliches Geschöpf sehen, und sich mit demselben fleischlich vermischen könnte. Ueberhaupt haben alle diese Völker so viel Hang zur Geilheit, daß es scheint, als wenn sie solche nicht eher, als mit dem Leben, verlieren können; was sie auf die eine Art nicht thun können, um ihre ausschweifende Lust zu büßen, das thun sie auf der andern, und die im Serail betrügen, so viel sie nur können, die Augen ihrer Keuschheitswächter. Das Revier des Chasnadarbachi und seines Gefährten, oder Substituten, folgt auf die Wohnung der beym Schatz angestellten Pagen, und sie haben aus ihren Zimmern die Absicht nach einem kleinen Blumengarten, der ihnen gehört. —

Zwanzigstes Kapitel.

Von dem Revier des Dogangibachi oder Oberfalkenier, und einigen andern Hofbedienten.

Der Dogangibachi oder Oberfalkenier und die Pagen, die er unter seiner Aufsicht hat, haben ihre Wohnung zwischen dem Revier der beym Schatz dienenden Pagen und den Zimmern der Kammerpagen. Der Ort, welcher für die Pagen, die dem Oberfalkenier untergeordnet sind, bestimmt ist, hat nichts außerordentliches; dagegen sind die beyden Zimmer, welche der Oberfalkenier bewohnt, desto prächtiger, und so reich meublirt, als irgend ein anderes Zimmer im Serail. Das erste Gemach, welches zum Vorzimmer dient, ist das kleinste, beyde sind mit weißem und schwarzem Marmor ausgelegt, und die obere Decke ist mit gemahlten und vergoldeten Blumen geziert. Die Wände sind mit schöner Tischler- und Bildhauerarbeit bekleidet, wobey das Gold nicht gespart ist, und auf beyden Seiten sind Oeffnungen, welche viel Licht geben, und das Zimmer

sehr

sehr helle machen. Die grossen Marmorsteine, womit die Gemächer gepflastert sind, kann man nicht sehen, weil sie mit einer seidenen Tapete bedeckt sind, auf welcher verschiedene Matratzen, die zwey bis drey Fuß breit und vier Zoll dick sind, liegen. Einige sind mit Sammt oder Atlas von verschiedenen Farben, andere mit seidenem Zeuge, welches mit Gold durchwirkt ist, bedeckt, und auf einem jeden ruhet ein Kissen von gleichem Zeuge, welches drey bis vier Fuß lang, und ohngefähr zwey Fuß hoch ist. An diese Kissen lehnen die Türken den Rücken, wenn sie nach ihrer Art sitzen und die Beine kreuzweis über einander schlagen, und diese kleinen Matratzen brauchen sie statt der Stühle und Lehnstühle in ihren Zimmern.

Wenn der Oberfalkenier das Serail verläßt, so wird er gemeiniglich einer von den ansehnlichsten Baschas, und bekommt eine von den großen Statthalterschaften, als die von Kairo oder Babylon, und solange er im Serail ist, ziehet er alle Jahr, außer seinem freyen Tisch, zehn bis zwölf tausend Thaler Gehalt. Die ihm untergeordneten, zum Falkenwesen gehörigen Pagen tragen den Vogel, und füttern ihn; sie haben die Freyheit, ihn in

den

selbe los, setzt sich auf den Kopf, hackt ihm in die Augen, und hält es auf, daß es nicht so geschwind laufen kann, wodurch die Jäger Zeit und Gelegenheit bekommen, es eher zu erreichen und zu schießen. Sie schießen aber nicht eher, als bis es dem Monarchen gefällt, oder nachdem er seinen Pfeil abgeschossen und seine Büchse losgedrückt hat, wodurch alle diejenigen, die ihn begleiten, Erlaubniß erhalten, ihre Geschicklichkeit zu zeigen.

Auf die Wohnung der zum Falkenwesen gehörigen Pagen folgt eine lange Gallerie, die nur auf der einen Seite geöffnet ist. Sie ruhet auf zehn marmornen Pfeilen von verschiedenen Farben, und ist auch mit gesprenkeltem Marmor gepflastert. Von dieser Gallerie kommt man zur rechten Hand in das Zimmer des Seligdar-Aga, welcher den Degen des Großherrn trägt. Ein Theil dieses Zimmers ist mit Tapeten bedeckt, der andere macht eine Art von Hängeboden aus, von drey Fuß hoch, zu welchem man auf drey Stufen von weissem Marmor, die vier Fuß lang sind, hinansteigt. Die Wände des Zimmers sind alle vergoldet, und mit gemahlten Blumentöpfen geschmückt. Der Ort, wo sich der Seligdar-Aga setzt, ist an der Ecke des

Hän-

Hängebodens zur Rechten, und über seinen Kopf hängen die Degen und Säbel zum Gebrauch des Großherrn, und diese trägt er ihm nach, wenn er aus dem Serail gehet. Wenn ein Prinz den Thron besteigt, so kommt alles, was er gemeiniglich trägt, nicht eher in den Schatz, als nach seinem Tode, und der Chasnadarbachi sieht aus seinem Register, ob man alles, was bey des Regenten Lebzeiten herausgenommen hat, wiederbringt. So oft man ein Stück herausnimmt, giebt der Selißdar-Aga, an den man es abliefert, den Schatzmeister einen Empfangsschein, und auf diese Weise kann nichts wegkommen, wie denn überhaupt im Serail in allen Stücken auf Ordnung gehalten wird. An andern Stellen im Zimmer sieht man die Dolche und kurzen Degen hängen, welches lauter kostbare, mit Edelgesteinen besetzte Stücke sind, und welche sämmtlich, wie alles übrige, in die Verzeichnisse des Schatzes eingetragen werden. Auf jeder Seite dieses Zimmers sind zwey kleine Kammern für vier Pagen des Seferli, welche den Selißdar-Aga bedienen, und nicht von ihm wegkommen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Von den Wohnzimmern des türkischen Großsultans.

Obgleich das innere Serail eigentlich nur in zwey Haupttheile, nämlich in das Revier des Großherrn und in das Revier der Sultaninnen, pflegt eingetheilt zu werden, so hab ich doch nöthig gefunden, meine Leser mit den besondern Gemächern und Gebäuden dieses großen Pallastes bekannt zu machen, und nachdem ich hinlänglich von den Badstuben, von der Schatzkammer, von der Mundschenke und von dem Ort, wo die Falken gehalten werden, gehandelt habe, so komme ich nun auf die besondern Wohnzimmer des Großsultans.

Zuerst haben wir hier die Hazoda zu bemerken; so nennen die Türken die vierte und höchste Klasse der Ichoglans, welches die Kammer der vierzig Pagen ist, die alle Stunden in dem Dienst des Großherrn gebraucht werden. Diese Kammer ist eben so groß, als die, in welcher, die beym

ym Schatz dienenden Pagen wohnen, id auch beynahe so ausmeublirt; aber ist nicht so helle. Da ihrer nicht so viel id, so haben sie mehr Raum, um sich setzen und niederzulegen, und mitten in eser Kammer sieht man einen viereckichten latz, der etwas höher ist, als die Betn der Pagen, von welchem der Hazo-abachi, ihr Vorgesetzter, alle ihre Handngen wahrnehmen, und sehen kann, wie sich aufführen. Er hat Befehl, dem roßherrn davon Nachricht zu geben, inm die Belohnung unmittelbar auf ihre iten, und die Strafe sogleich auf ihre hlechte Handlungen folgt; auch gehört es seiner Amtspflicht, alles, was sie brauen, ohne Anstand anzuschaffen. Ueber Thür dieser Kammer sind die Worte: Illa He Illa, deren ich schon öfter wähnt habe, mit großen, goldenen Buchben eingegraben, und an den vier Ecken et man die Namen der vier Gefährten Mahomets, welche mit an seinem setzbuche gearbeitet haben, des Ebouter, Omer, Osman und Ali. Diese auch mit goldenen Buchstaben in warzem Marmor eingegraben. Wenn Großherr einen zum Bascha gemacht und er von ihm Abschied nimmt, um Statthalterstelle anzutreten, so geht

 er

er aus der Thür, wo alle diese Namen eingegraben sind, heraus, und sobald er heraus ist, kehrt er sich um, und küßt diese Thür mit grosser Ehrfurcht. Wenn man in dieses Zimmer hineinkommt, so erblickt man zur rechten Hand viele Worte des Gesetzes, welche geschrieben, und in goldene Fächer eingefaßt sind, und eine dieser Handschriften rührt von der eigenen Hand des Sultan Achmet, Vaters des Amurat her. —

Der Hazoda oder der Kammer der vierzig Pagen gegen über befindet sich eine sehr lange Gallerie, die sehr sonderbar gebauet ist. Sie ist auf beyden Seiten offen, und ruhet auf Säulen von weissem Marmor; sie schlängelt sich aber, wie eine Wendeltreppe, und diejenigen, die sechs Schritt von einander sind, können sich, wenn sie auf derselben hin- und wiedergehen, nicht sehen. Unter dieser Gallerie stehen vier große Schränke, in welchen die Sachen der vier Hofbedienten, welche beständig um den Großherrn sind, verwahrt werden, nämlich des Seligdaraga, des Chokadaraga, des Riquabdaraga, und des Hazodabachi, von dem ich oben geredet habe.

Diese

Diese auf eine sehr seltsame und außerordentliche Art gebauete Gallerie ist nicht weit von einer andern, die steigend und hinaufwärts gebauet ist. Dieser letzteren gegen über steht eine Moschee von mittlerer Größe, die mehr lang, als breit, und deren Lage von Norden nach Süden ist, welches die Türken bey allen ihren Moscheen in Acht nehmen, die immer nach Mekka hin gerichtet sind, welches allen Provinzen des türkischen Reichs gegen Mittag liegt. In der einen Wand ist eine Art von Nische oder Höhlung, welche sie Mihrab nennen, wo sich der Iman, oder ihr Priester hinsetzt, um zu den gewöhnlichen Stunden das Gebet zu verrichten, welchem der Großherr nebst den vierzig Pagen der Hazoda beywohnt, indem er sich in einem kleinen Gemach oder Stübchen befindet, dessen Fenster nach der Nische hinausgeht. Auf beyden Seiten dieser Nische ist eine von fünf Pfeilern unterstützte Gallerie, deren einige von grünem Marmor, und andere von Porphyrstein sind. Sowohl in der Moschee, als auch in dem Betstübchen des Großherrn und auf den beyden Gallerieen gehet man auf reichen Fußtapeten. Da sieht man kein Gemählde, und die Wände haben keinen andern Zierrath, als den weißen Marmor, womit sie bekleidet

sind. Es sind dagegen viele Schriften, welche Stellen aus **Mahomets** Gesetz enthalten, mit großen, arabischen Buchstaben, in goldene Rähme eingefaßt, an verschiedenen Stellen aufgehängt.

Das Fenster in dem Betstübchen des Großherrn ist sechs Fuß breit und drey Fuß hoch, und mit einem Gitter, hinter welchem ein Vorhang ist, versehen. Eben der Nische, wovon ich gesagt habe, gegen über ist gerade ein solches Betstübchen mit einem ähnlichen Fenster für die Sultaninnen, und wenn der **Muezim**, der dem **Iman** zur Seite steht, und gleichsam sein Diakonus ist, hört, daß man die Vorhänge bewegt, so läutet er gleich ein Glöckchen, welches ein Zeichen ist, daß der Großherr und die Sultaninnen angekommen sind. Hierauf fängt der **Muezim** an, diese beyden Worte zu singen: **Allahu Ekber**, das heißt: **Gott ist groß!** welches er viermal wiederholet, und, nachdem er ganz leise noch einige Worte gesprochen hat, singt der **Iman** folgendes: **Elhamdu lillahi Rabbil Alemiin**, das heißt: **die Gnade Gottes geht über alles.** Auf solche Art setzt er das Gebet fort, indem er sich zu verschiedenen Malen tief auf die Erde bückt, oder niederwirft, und alle Anwesende folgen seinem Beyspiel.

Mit-

Mitten in der Kuppel der Moschee ist ein großer eiserner Ring befestigt, an welchem viele Lampen von venetianischen Krystall hängen: auch hängen solche Lampen an beyden Gallerien entlängst, denn es ist ihnen nicht erlaubt, in ihren Moscheen Gold oder Silber zu haben. Diese Lampen werden nur bey dem Abendgebet angezündet, und geben, wenn sie brennen, einen herrlichen Anblick.

Das Zimmer des Sarai-Agasi, welches einer von den vornehmsten Verschnittenen ist, stößt dicht an diese Moschee, und ist das kleinste unter allen Zimmern, welche die Hofbedienten im innern Serail bewohnen. Er hat nicht viel mehr Platz, als er zum Schlafen braucht, und er wird von zwey Pagen der Couchouk-Oda, oder kleinen Kammer bedient.

Neben der Thür der Hazoda ist ein mit weißem und schwarzem Marmor gepflasterter Saal, in dessen Mitte ein Becken von gleicher Materie, aber von verschiedenen Farben befindlich ist, aus welchem ein Springwasser von vier bis fünf Fuß hoch herausquillt. Dieses Wasser fällt in ein anderes Becken, welches auf Muschelart gemacht ist, und von da fällt

es wieder in ein drittes Gefäß, welches grösser, als die vorhergehenden ist. Der obere Theil des Saals besteht in einer Kuppel, worinn einige Fenster, durch welche das Licht hineinfällt, befindlich sind, und ein sehr einfaches Gemählde macht den ganzen Zierrath seiner Wände aus. Wenn man in diesen Saal hineinkommt, so siehet man zwey Thüren zur rechten und linken Hand: die zur linken führt in einen Blumengarten, und die andere in ein Zimmer, wo der Großherr zur Winterszeit zuweilen hineinkommt.

Dies ist eins der schönsten Zimmer im Serail. Die Wände sind mit schönem weißen Marmor belegt, und rings umher mit künstlicher Tischlerarbeit geziert, und die reichsten Tapeten, die auf dem Fußboden liegen, verbergen die großen viereckichten Marmorsteine von verschiedenen Farben, die dem Fußboden zur Zierde gereichen. An den Wänden entlängst sieht man viele Kissen, wovon einige mit Perlen und Edelgesteinen besetzt sind, und blos zum Staat dienen, andere aber, die wirklich gebraucht werden, mit Gold- und Silberstück und andern reichen, seidenen Zeugen überzogen sind. In einer Ecke des Zimmers steht ein kleines Feldbette, zwey Fuß hoch,

Joch, welches durch und durch gestickt ist, Decke, Kissen und Matratzen; und diese Stickerey besteht aus Perlen, Rubinen und Smaragden. Aber wenn der Groß-herr in dieses Zimmer kommt, so werden die Decken und die Kissen, die mehr zum Staat, als zum Gebrauch dienen, wegge-nommen, und es werden dafür andere von Sammt oder Atlas hingelegt, auf welchen der Sultan mit mehrerer Bequemlichkeit ruhen kann.

Gegen den Fuß des Bettes sieht man eine Art von Nische, die in der Mauer an-gebracht ist, wo ein kleiner Kasten von Ebenholz steht, der einen halben Fuß ins Gevierte hat, und worinn des Mahomets Petschaft oder Siegelrig aufgehoben wird. Er ist in Krystall eingefaßt, und mit Helfenbein umgeben, das ganze hat drey Zoll in der Länge und drey in der Breite. Dieses Petschaft wird von den Türken für ein großes Heiligthum gehalten. Alle drey Monathe wird dieses Zimmer gereinigt, und es werden andere Tapeten hineingelegt, welches die Pagen des Schatzes verrichten müssen. Alsdenn öffnet der Chasnadarbachi diesen Kasten, und nimmt, indem er ein gesticktes seidenes Schnupftuch in der Hand hat, das Pet-

schaft mit großer Ehrerbietung heraus, indeß der älteste Page einen goldenen Becher hält, der mit Diamanten und blauen Saphiren besetzt ist; oben darauf befindet sich eine Art von Rauchfaß, aus welchem ein Rauch von allerley wohlriechenden Sachen aufsteigt, der das ganze Zimmer einbalsamirt. Der Page hält diesen Becher mit beyden Händen, und indem er ihn über den Kopf emporhebt, fallen alle Anwesende auf die Erde zur Bezeugung ihrer Ehrfurcht. Wenn sie wieder aufgestanden sind, so hält der Page den Becher niedriger, bis unter das Kinn, worauf der Schatzmeister das Petschaft über den Rauch hält, und dann kommen alle, die bey dieser Ceremonie gegenwärtig sind, und küssen das Krystall, welches eine der kostbarsten Reliquien ihres Propheten einschließt. Am vierzehnten des Ramazan, oder der türkischen Fastenzeit kommt der Großherr selbst in dieses Zimmer, blos von dem Seligdar-Aga begleitet; er hebt alsdenn das Krystall, welches das Petschaft umschließt, auf, und drückt das Siegel auf funfzig kleine Stücke Papier, die nicht viel größer, als das Siegel selbst sind. Er bedient sich zu solchem Zweck einer harzigen Dinte, welche in einem porcellainenen Becher zubereitet wird, worinn er den Finger taucht, um

das

das Siegel damit zu bestreichen. Diese kleinen abgedruckten Papieren hebt der Seligdar-Aga zum beliebigen Gebrauch des Großherrn auf.

In eben diesem Zimmer, neben dem Ort, wo das Petschaft aufbewahrt wird, steht ein Kasten von mittlerer Größe, der mit grünen Sammt, woran goldne und silberne Franzen hängen, beschlagen ist, und worinn man den Hirka des Mahomet verwahrt. Dies ist ein kamelottener Oberrock mit weiten Ermeln aus Ziegenhaaren gemacht, welchen die Türken auch für ein großes Heiligthum halten. Der Großher nimmt diesen Rock selbst aus dem Kasten heraus, küßt ihn eherbietig, und händigt ihn dem Kapi-Aga ein, welcher durch den Schatzmeister und die ältesten Pagen ein großes, goldenes Waschgefäß herbeybringen läßt, welches hin und wieder mit Smaragden und Türkissen besetzt ist. Dieses Gefäß wird ohngefähr halb mit Wasser angefüllt, worauf der Kapi-Aga Mahomets Rock hineintaucht, wieder herausnimmt, und, indem er ihn wohl auswindet, sich sehr in Acht nimmt, daß nicht etwas von dem eingeweihten Wasser auf die Erde falle. Wenn dies geschehen ist, so werden mit diesem Wasser viele

Fla-

schaft mit großer Ehrerbietung heraus, indeß der älteste Page einen goldenen Becher hält, der mit Diamanten und blauen Saphiren besetzt ist; oben darauf befindet sich eine Art von Rauchfaß, aus welchem ein Rauch von allerley wohlriechenden Sachen aufsteigt, der das ganze Zimmer einbalsamirt. Der Page hält diesen Becher mit beyden Händen, und indem er ihn über den Kopf emporhebt, fallen alle Anwesende auf die Erde zur Bezeugung ihrer Ehrfurcht. Wenn sie wieder aufgestanden sind, so hält der Page den Becher niedriger, bis unter das Kinn, worauf der Schatzmeister das Petschaft über den Rauch hält, und dann kommen alle, die bey dieser Ceremonie gegenwärtig sind, und küssen das Krystall, welches eine der kostbarsten Reliquien ihres Propheten einschließt. Am vierzehnten des Ramazan, oder der türkischen Fastenzeit kommt der Großherr selbst in dieses Zimmer, blos von dem Seligdar-Aga begleitet; er hebt alsdenn das Krystall, welches das Petschaft umschließt, auf, und drückt das Siegel auf funfzig kleine Stücke Papier, die nicht viel größer, als das Siegel selbst sind. Er bedient sich zu solchem Zweck einer harzigen Dinte, welche in einem porcellainenen Becher zubereitet wird, worinn er den Finger taucht, um

das

das Siegel damit zu bestreichen. Diese kleinen abgedruckten Papieren hebt der Seligdar-Aga zum beliebigen Gebrauch des Großherrn auf.

In eben diesem Zimmer, neben dem Ort, wo das Petschaft aufbewahrt wird, steht ein Kasten von mittlerer Größe, der mit grünen Sammt, woran goldne und silberne Franzen hängen, beschlagen ist, und worinn man den Hirka des Mahomet verwahrt. Dies ist ein kamelottener Oberrock mit weiten Ermeln aus Ziegenhaaren gemacht, welchen die Türken auch für ein großes Heiligthum halten. Der Großher nimmt diesen Rock selbst aus dem Kasten heraus, küßt ihn eherbietig, und händigt ihn dem Kapi-Aga ein, welcher durch den Schatzmeister und die ältesten Pagen ein großes, goldenes Waschgefäß herbeybringen läßt, welches hin und wieder mit Smaragden und Türkissen besetzt ist. Dieses Gefäß wird ohngefähr halb mit Wasser angefüllt, worauf der Kapi-Aga Mahomets Rock hineintaucht, wieder herausnimmt, und, indem er ihn wohl auswindet, sich sehr in Acht nimmt, daß nicht etwas von dem eingeweihten Wasser auf die Erde falle. Wenn dies geschehen ist, so werden mit diesem Wasser viele

Fla-

Flaschen angefüllt, auf welche, wenn sie zugestopft sind, das Siegel des Großherrn gedrückt wird. Man läßt den Rock des Propheten bis zum sechzehnten des Ramazan trocknen, da ihn der Großherr eigenhändig wieder in den Kasten verschließt.

An dem auf diese Ceremonie folgenden Tage, welches der funfzehnte ihrer großen Fasten ist, pflegt der Großherr den vornehmsten Sultaninnen, den Großen in Konstantinopel und den ansehnlichsten Baschas im Reich einen Abdruck von dem mehrerwähnten Petschaft in einer kleinen, versiegelten und mit Seide befestigten Rolle nebst einer Flasche von dem geweihten Wasser zu schicken, welches für eine große Gnade gehalten wird. Aber diese Gunstbezeugung kommt denen, welchen sie wiederfährt, theuer zu stehen, und für ein Stückchen Papier und eine Flasche Wasser schicken sie dem Großherrn ansehnliche Geschenke zurück, ohne dasjenige zu rechnen, was sie den Ueberbringern geben müssen. Der Kapi-Aga hat Vollmacht, das Wasser, je nachdem er dessen bedarf, und die Geschenke vervielfältigen will, zu vermehren; er darf nur zu dem, welches in der Wanne ist, worinn der Rock des Großherrn gewaschen worden, frisches gießen, und dies ist eben

so

so gut, wie das herausgenommene, weil es mit dem geweiheten Wasser sich vermischt hat. Denn er schickt vielen Leuten solche Flaschen mit Wasser zu, die den Abdruck des Petschafts nicht erhalten, und er bekömmt von allem dem, was den Ueberbringern dieser Geschenke gegeben wird, seinen Antheil. Diese Vermehrung des zum Versenden bestimmten Wassers ist ihm aber nur drey Tage hindurch, bis zum siebenzehnten des Ramazans erlaubt, weil, nach der Einbildung der Türken, nach Verlauf dieser Zeit das Wasser keine Kraft mehr hat. Sobald die Vornehmen dieses doppelte Geschenk empfangen haben, so nehmen sie das Papier, auf welchem Mahomets Siegel abgedrückt ist, und lassen es in der Flasche, welche das heilige Wasser enthält, ein wenig feucht werden, und dann schlucken sie aus heiligem Eifer das Wasser mit dem Papier zugleich hinter. Niemand aber darf dieses Papier aufmachen, sie verschlucken es, ohne es auseinander zu legen, weil es ihnen nicht erlaubt ist, den Abdruck des heiligen Siegels zu sehen; und diejenigen, welche blos die Flasche mit Wasser bekommen, lassen ihre Imans oder Priester holen und von ihnen diese Worte aufschreiben: **Es ist kein anderer Gott, als der Gott, der die Verbrechen bestraft.** Andere

lassen

nen quetschen, wenn sie solche essen wollen.
Die Ursache solcher großen Unwissenheit
liegt

als Kröten, Eidexen, die wir zu dem Ungeziefer rechnen, göttlich verehrt, und vor ihnen eine Art von Scheu, oder Ehrfurcht getragen, sondern auch gegen leblose Pflanzen, je nachdem sie dieselben für nützlich, oder schädlich erkannten, eben diese für vernünftige Menschen ganz unanständige Sinnesart geäußert haben. Dieses ist aus der alten Geschichte der gedachten Völker erweislich. Daher war ihr ganzer Gottesdienst so sehr in Bilder und unerklärliche Dunkelheiten eingehüllt, wobey vieles auf einem Spiel der Einbildungskraft beruhete. Pythagoras, der Stifter der italienischen Sekte, trieb mit seinem Verbot des Bohnenessens, wovon ich in einer lateinischen, zu Berlin gedruckten Schrift besonders gehandelt habe, eben ein solches Spielwerk; sein ganzes Lehrsystem war räthselhaft und symbolisch; man erzählt, die Scheu oder Ehrfurcht, die er vor den Bohnen hatte, habe ihn das Leben gekostet, weil er, da seine Feinde hinter ihm her waren, ein mit Bohnen besäetes und bewachsenes Feld, welches ihm zur Flucht und Retirade hätte dienen können, nicht zertreten und verderben, sondern lieber umkommen wollte. Wenn gleich viele seiner Lehrsätze, die er alle in Bildern und Gleichnissen vortrug, sehr vernünftig und beyfalls würdig waren, so enthielt doch seine Philosophie, wie seine Art, zu leben, viel sonderbares und schwärmerisches. — Der Gottesdienst der Türken ist an und vor sich selbst sehr einfach und ungekünstelt; freylich läuft viel maschienenmäßiges und manche andächtige Gaukeley mit unter; aber doch halten sie in ihren Moscheen sehr viel auf einen natürlichen Schmuck, der in der Reinlichkeit und in dem Ebenmaß der sämmtlichen Theile des Gebäudes besteht: sie
lassen

liegt darinn, weil es ihnen an allem Unterricht fehlt, und man muß in ihrem Lande fünf bis sechs Tagereisen thun, ehe man einen **Molla**, (Priester) oder einen Moschee findet. — Daher kömmt es auch, daß viele unter ihnen nicht beschnitten sind; manche lassen sich erst in ihrem siebenzehnten, oder achtzehnten Jahr beschneiden, woran hauptsächlich die Entlegenheit ihrer Moscheen und Priesterwohnungen Schuld ist, wodurch ihnen, andere Ursachen und Hindernisse zu geschweigen, die Beschneidungsceremonie, bey welcher gemeiniglich ihre nächsten Anverwandten zugegen sind, sehr erschwert wird. Auch kann die Bequemlichkeit und das faule, müßige Leben ihrer **Mollachs**, die oft nicht viel klüger, als der Pöbel sind, bey der Verzögerung dieser gesetzmäßigen Handlung eine mitwirkende Ursache und Veranlassung seyn.

Außer-

lassen sich auch nicht gern in der Andacht stören, und sehen bey ihren gottesdienstlichen Versammlungen sehr auf Ordnung; ohne ausdrückliche Erlaubniß darf kein Christ, oder andrer Religionsverwandter, ihrem öffentlichen Gottesdienst beywohnen, und wer etwa aus Neugierde dergleichen unternähme, würde sich der Gefahr aussetzen, auf der Stelle ermordet, oder sonst gemißhandelt zu werden.

Außerdem trift man unter den heutigen Türken, wenn gleich diejenigen, die ihr Gesetzbuch zusammentrugen, oder nach Mahomets Ableben darüber kommentirten, oft sehr verschiedener Meynung waren, und sich wechselsweise unter einander verketzerten, wenig Sekten und folglich auch wenig Partheygeist und Religionshaß an, obgleich nicht zu leugnen ist, daß man in Persien über Mahomets Gesetz wieder anders denkt, als in der Türkey. Die Türken lassen sich nicht gern auf Spekulationen und müßige Untersuchungen über Glaubenssachen, oder über streitige Punkte des Gesetzes ein. Dies überlassen sie allenfalls den verordneten Lehrern und Auslegern des Gesetzes; sie glauben einfältiglich, was ihnen der Gesandte Gottes (so nennen sie ihren Propheten) zu glauben befiehlt, verrichten pünktlich, mit vieler Devotion und Genauigkeit, ihre gottesdienstlichen Uebungen, wozu auch das fünfmalige Beten den Tag über gehört, und hängen übrigens ihren Lüsten und Vergnügungen nach. In der äußerlichen Abwartung der im Gesetz vorgeschriebenen Gebräuche und Andachtsübungen sind die Türken, wie die Juden, sehr genau und sorgfältig; selbst der Großherr, der nicht leicht eine gebotene Religionshandlung versäumt, stellt sich hierinn seinen Unterthanen zum

Mu-



G. G. Endner. del.

Einer aus dem Geschlechte Mahomets.

Muster dar, und dieser Eifer der Muhamedaner in genauer Beobachtung des öffentlichen und Privatgottesdienstes ist in der That auch für Christen lobens- und nachahmungswürdig.

Der Freytag ist ihr größter Feyertag in der Woche; er ist ihnen das, was den Christen der Sonntag, und bey den Juden der Sonnabend ist, und sie feyern ihn zum Andenken der Flucht **Mahomets** aus seiner Geburtsstadt **Mekka**, wo ihn die Obrigkeit, weil sie Aufruhr und verworrene Händel besorgte, wegen der Unruhen, die er unter dem Volk mit seiner neuen Gesetzgebung anrichtete, nicht länger dulden wollte. Er gieng nachher, nachdem er sich einen großen Anhang gesammelt hatte, auf seine Vaterstadt los, die seine angeblichen Verdienste nicht erkennen wollte, und richtete seine Waffen wider dieselbe, um sie mit der Schärfe des Schwerdts von der Rechtmäßigkeit seines Berufs zu einem neuen Religionslehrer und von der Göttlichkeit seiner Sendung zu überzeugen.

Sie halten also den Freytag sehr heilig, und vornämlich den ersten Freytag in jedem Monath, an welchem der Großherr dem öffentlichen Gottesdienst in einer in der

Stadt belegenen Moschee, welche man die neue nennt, beywohnen muß, weil die Sophienmoschee dem Serail zu nahe ist. Dieser Gang des Großherrn zum öffentlichen Gottesdienst an dem ersten Freytage im Monath geschieht mit großem Gepränge, es versammelt sich eine ansehnliche Menge Volks, wenn er hinein- und herausgehet, und ihrer viele erwarten ihn beym Ausgange aus der Moschee, um ihm Bittschriften zu überreichen, die ein Verschnittener ihnen abnimmt, und ihm ihr Anliegen vorzutragen, wozu er zu dieser Zeit am meisten aufgelegt und willig zu seyn pflegt.

Sobald der Großherr ausgeht, um sich in die Moschee zu begeben, so pflegen die vornehmsten Sultaninnen, seine Mutter, seine Geliebte, seine Schwestern, über dem großen Thorweg des Serails zu stehen, und Beutel mit Geld in der Hand zu haben, welches sie unter das Volk auswerfen, und dies thun sie deswegen, damit das Volk bey dem lieben Gott eine Fürbitte einlegen möge, daß das Gebet, welches er bey dem öffentlichen Gottesdienst zu thun, im Begriff ist, erhört werde. Er ahmt übrigens in der Art und Weise, wie er sich aus seinem Pallast, von seinem Gefolge begleitet, nach

der

der Moschee begiebt, die Pracht und Gewohnheit der griechischen Kaiser nach, die ehedem dieses grosse Reich beherrschten, und vielleicht läßt kein Monarch in der Welt bey einer Ceremonie von dieser Art so viel Kostbarkeiten an Gold und Edelgesteinen auf einem Mal blicken.

Wenn diejenigen, die dem Großsultan nach Endigung des Gottesdienstes Bittschriften überreichen, grosses Unrecht leiden, und zu der Zahl der Unterdrückten gehören, denen niemand rathen und helfen will, so pflegen sie eine angezündete Fackel über den Kopf zu halten, und durch dieses Symbol wollen die Supplikanten dem Monarchen zu verstehen geben, daß, wofern er ihnen nicht Gerechtigkeit wiederfahren ließe, und ihre Unterdrücker bestrafte, seine Seele in der zukünftigen Welt wie die Fackel, welche sie in der Hand haben, brennen würde.

Wenn die gemeinen Leute den Großherrn am ersten Freytage im Monath nicht öffentlich erscheinen, und ihn seinen feyerlichen Kirchgang halten sehen, so glauben sie, daß er krank sey, und dann pflegen auch unruhige Gemüther leicht Empörungen und Unfug zu erregen, daher er sehr selten diese Ceremonie aussetzt. —

Sobald der Großherr aus der Moschee in seinen Pallast zurückkehrt, so erwartet ihn der Muffti zu Pferde an der Spitze eines zahlreichen Lumpengesindels von der niedrigsten Sorte, welches größtentheils griechische, abtrünniggewordene Christen sind, an dem Thor des Serails, sagt ihm, daß diese Leute Unglaubige wären, die den rechten Glauben angenommen hätten, und bittet ihn, sie zu unterstützen, und für ihren Lebensunterhalt zu sorgen. Dieser Ermahnung zufolge läßt ihnen der Sultan gemeiniglich zwanzig bis dreyßig Beutel, und bisweilen an zwanzig tausend Thaler austheilen, die der Muffti in die Hände bekommt, welcher dieses Geld einzeln in beliebigen Portionen unter die Expektanten distribuiren kann. Das meiste davon behält er für sich, und, weil er sich mit vielen von diesem Bettelvolk versteht, so kommen sie oft in gleicher Absicht wieder, und müssen ihm ihren Zehend geben, da er sich denn anstellt, als ob er sie nie gekannt hätte. Durch diesen ziemlich groben Betrug kann der türkische Oberpriester jährlich eine hübsche Summe Geldes einstecken. Aber doch muß er das Eingenommene, so wie den andern Baschas, zum öftern wieder ausspeyen. —

Ob-

Obgleich den Türken in ihrem Gesetz verboten ist, Wein zu trinken, (und es ist schwer auszumachen, aus was für Bewegungsgründen, aus diätetischen und politischen, wie Moses oft bey seiner Gesetzgebung that; oder aus pur moralischen, Mahomet seinen Anhängern den Genuß des Weins untersagt hat,) so sündigen sie doch nur gar zu oft, bald aus Noth, wenn eine große Dürre eintritt, und es ihnen an Wasser mangelt, welcher Fall erst kürzlich, zu unsern Zeiten, den öffentlichen Nachrichten zufolge, dagewesen ist, oder aus Wollust und Leckerey; doch müssen sie solches sehr verstohlen thun, wie ich oben bey Gelegenheit des im Serail befindlichen Kranken- und Pflegehauses gezeigt habe. Aber nicht allein die Unterthanen des türkischen Großsultans gehen oft, wenn sie mit guter Manier dazu kommen können, von der Vorschrift ihres Gesetzgebers ab, der ihnen Enthaltung vom Gewächs des Weinstocks gebietet, ohne ihnen zu sagen, wozu diese Enthaltung gut ist: sondern auch der Großherr selbst macht sich kein Bedenken, wenn ihn ein Lüstchen ankömmt, Uebertreter solches Gebots zu seyn, auf welchen Fall in der Mundschenke beständig Wein in Bereitschaft gehalten wird, und es wird ihm und seinen Hofbedienten nicht an Ausflüch-

ten und Entschuldigungen fehlen, um diesen gesetzwidrigen Genuß des Rebensafts zu bemänteln. Insonderheit erzählt man vom Sultan Amurat, daß er ein großer Weintrinker gewesen sey, und sich insonderheit den Wein aus der Insel Tenedo, im Archipelagus, der sehr im Ruf ist, mit seinen Lieblingen habe wohl schmecken lassen.

Dafür, daß die Türken keinen Wein trinken dürfen, trinken sie desto mehr Kaffee, den sie aber anders, als wir, zubereiten, und wissen sich auch sonst, um ihrem Geschmack zu kitzeln, und ihre Lüsternheit, die in Ansehung des Trinkens bey ihnen vorzüglich groß ist, zu befriedigen, durch andere kostbare, theils erfrischende und kühlende, theils erhitzende und rauschende Getränke, welche von verschiedenen wohlschmeckenden Früchten und Gewürzen abgezogen und zubereitet werden, schadlos zu halten. Von diesen Getränken oder Liqueurs, deren einige auch zur Erregung der Leidenschaften bestimmt und dazu eingerichtet sind, hab ich in einem der vorhergehenden Kapitel, da ich von dem Essen der Türken und von der Art, wie sie bey Tische den Durst sich löschen, redete, eine kurze Beschreibung gegeben. —

Die

Die Vielweiberey der Türken ist nach ihrer Religion und politischen Einrichtung gesetzmäßig, ob sie gleich mit den Grundsätzen einer gesunden, und auf das allgemeine Beste abzielenden Staatsklugheit nicht bestehen kann; denn die Erfahrung lehret, daß Vielweiberey eben so gut, als Hurerey und wollüstige Ausschweifungen, die Bevölkerung eines Landes hindert, und daß in gesitteten Staaten, wo ein Mann nur eine Frau nehmen darf, die Ehen weit fruchtbarer sind, als in den rohen Ländern, wo ein Mann so viel Weiber nehmen darf, als er mit genauer Noth ernähren kann, und wo zum Beyspiel ein Handelsmann fast an allen den, von einander entlegenen Orten, wohin ihn seine Handelsgeschäfte rufen, eine Frau sitzen hat, mit welcher er, so oft er dahin kömmt, der Wollust pflegt, so wie man von den Märkern zu sagen gewohnt ist, daß sie in jedem neuen Städtchen, wo sie hinkommen, auch ein neues Mädchen sich anschaffen, und ihrer vorigen Inklinationen vergessen.

Ich könnte nun zwar, was den letzten Punkt anbetrift, da ich selbst die Ehre habe, zu der mannhaften, nicht unberühmten Landsmannschaft der Märker zu gehören, die Apologie meiner lieben Landesleute

unternehmen, und sie würde auch hier nicht, meines geringen Dafürhaltens, am unrechten Orte stehen, weil mein Büchlein einmal von Galanterieen handelt, und das Herumflattern von einem Mädchen zum andern, von der Braunen zur Blonden, von der Geheimenrathstochter zur Bauerdirne, oder von dem gnädigen Fräulein zur Viehmagd eine ganz neumodische Galanterie ist, wodurch unsre liebenden Zeitgenossen sich auszeichnen; da aber das Vorgeben derer, welche die Märker des Leichtsinns, der Flatterhaftigkeit und der Veränderlichkeit in der Liebe beschuldigen, nicht ganz ungegründet, und diese Flatterhaftigkeit selbst keine so große Sünde seyn mag, als sie etwa in den Heilsordnungen und Gebetbüchern unsrer gestrengen Damen beschrieben wird: so will ich lieber diese Schutzschrift, um zu gleicher Zeit meine Unpartheylichkeit und Wahrheitsliebe zu behaupten, bis auf eine andere Gelegenheit aussetzen, welche sich vielleicht in der Folge von selbst darbieten wird, um denen, die mit mir unter einem Himmelsstriche geboren wurden, etwas verbindliches zu sagen. —

Doch, es scheint, daß ich mich zu weit von meinem Hauptendzweck entferne, welcher

cher darinn bestand, in diesem Kapitel eine eben nicht ausführliche, aber doch zur Befriedigung meiner neugierigen, und mit dieser Sache nicht bekannten Leser hinlängliche Beschreibung von den Gemächern und ordentlichen Wohnzimmern des Großherrn zu geben: weil ich aber zum Schluß des ersten Theils dieses Buchs eile, so begnüge ich mich, jetzt nur so viel zu bemerken, daß das Revier des Großhern zwischen dem vorhin beschriebenen Zimmer, worinn **Mahomets** Betschaft und Rock verwahrt wird, und dem Zimmer oder vierzig Pagen befindlich ist, daß es diesem Gebäude weder an äußerlicher und innerlicher Pracht, noch an Bequemlichkeit fehlt, und daß man aus demselbem in das Quartier der Sultaninnen, oder derjenigen Frauenzimmer kommt, die zu des Großsultans Hofstaat gehören *), und unter welchen er von Zeit zu

*) Es ist ein großes Vorurtheil vieler mit den morgenländischen Sitten unbekannten Leute, wohin insonderheit manche sich weise dünkende Freydenker gehören, die gern über alles spötteln, und Dinge lächerlich machen wollen, die sie nicht verstehen, als ob die vielen Weiber, welche der König Salamo nach der Erzählung der Bibel hielt, blos zur Sättigung seiner Wollust und Geilheit gedient hätten. Unmöglich konnte er, wenn er auch der stärkste Venusritter war, einen solchen Haufen Weibervolks, deren jede für sich ihre Befriedigung fordert, bestreiten. Es

zu Zeit eine und die andere, die sein Herz fesselt, aushebt, die er zu seiner Beyschlä-
ferinn

Es gehörte unleugbar zum Hofstaat und zur äußerlichen Pracht der morgenländischen Regenten, viel Weiber zu halten, so wie unsre heutigen Könige und Fürsten viel Pagen, Trabanten, Opernsänger und dergleichen zu halten pflegen, um sich etwas sehen zu lassen, und Geld unter die Leute zu bringen. Das begehrt nun wohl kein vernünftiger Theolog und Kenner des Alterthums zu leugnen, daß Salamo, der dem Zeugungsgeschäft und dem damit verbundenen sinnlichen Vergnügen, seiner hohen Weisheit unbeschadet, nicht abhold war, von seinen vielen Weibern je zuweilen die hübschesten und quabblichsten (Quabbliche ist ein märkisches Provinzialwort, und bedeutet so viel, als fleischicht. S. Heynazens deutsche Sprachlehre) aushob, und mit manchen unter ihnen der süßen Liebe pflegte, je nachdem es ihm einfiel, oder nachdem er an einem weiblichen Gegenstand etwas Besonderes und Reizendes wahrnahm. Denn große Herrn sind gemeiniglich eben darum, weil sie des Guten und des Vergnügens zu viel haben, und oft nicht wissen, was sie zu ihrem Zeitvertreib wählen sollen, gegen viele natürlichen Reize unempfindlich, wodurch wir andern, denen solche Gegenstände zur Erregung angenehmer, sinnlicher Gefühle seltener vorkommen, oft bis zum Entzücken gerührt werden. — Man kann übrigens von dem, was ich in dieser Note im Allgemeinen von der Hofhaltung der morgenländischen Regenten, und vom Könige Salamo in Betreff seiner vielen Weiber insonderheit gesagt habe, leicht die Anwendung auf die türkischen Monarchen nnd auf ihren modus procedendi im Weiberrevier machen. Denn es ist leicht zu begrei-
fen,

ferinn oder Gemahlinn erkieset. Der eigentliche Vorrang einer solchen Sultaninn vor den übrigen wird sowohl durch diese in ihrer Person getroffene Auswahl des Großherrn, bey welcher er sich, wie das allgemeine Gerücht sagt, eines seidenen Schnupftuches, daß er einer solchen Lieblinginn zuwirft, zu bedienen pflegt, als auch und vornämlich dadurch bestimmt, wenn sie nach öfterem Beyschlaf einen Thronerben oder jungen Muselmann und Sultan zur Welt bringt, der künftig, wie sein despotischer Vater, die Unterthanen regieren und quälen, und den Baschas nach Gutdünken die Köpfe nehmen soll. Diese hat nun zwar, wie man leicht denken kann, keine Noth; sie genießt mehr Vortheile und Freyheiten, als die andern, besonders zu der Zeit, da der junge Prinz ihrer Aufsicht und Pflege anvertraut ist, welche aber nur die erste Kinderjahre hindurchdauert, da er alsdenn in Männerhände kommt, und durch männliche Er-

sen, daß nur wenige von den vielen hübschen Frauenzimmern, die im Serail für den Appetit und für den Leib des Großherrn gehalten werden, zu der Ehre kommen, seine Beyschläferinnen, und Mütter des künftigen Thronerben zu werden. Von den Ceremonien, mit welchen solches geschieht, werd ich in folgenden zweyten Theil dieses Buchs ein mehreres sagen. —

Erzieher zu seinem künftigen Stande vorbereitet wird; sie bleibt aber bey dem allen eine Sklavinn und Staatsgefangene, die ihr Leben, wofern nicht außerordentliche Umstände und Ereignisse eintreten, in einem vergoldeten Kefig beschließen muß, den sie gern, wie jener Staar im Yoricks Reisen, der das Liedchen sang: **Ich kann nicht raus**, mit der freyen Luft und mit geringerer Kost vertauschen würde. —

Eine eigentliche Gemahlinn, oder, nach unserm Stil in der Sprache des gemeinen Umgangs zu reden, eine angetraute Frau zu haben, ist dem türkischen Kaiser nicht erlaubt, oder, weil nach der gemeinen Sage dem regierenden Herren alles erlaubt ist, am türkischen Hofe nicht Sitte. Dies würde den Großherrn zu sehr geniren, und seiner Gewohnheit, ganz frey und unabhängig zu handeln (man weiß schon, was das Weiberregiment bey Hohen und Niedrigen zu bedeuten hat*) oft unangenehme und

*) Anstatt mich hierüber, wie viel nämlich das Weiberregiment vermag, und wie viel es gemeiniglich schadet, weiter auszubreiten, will ich meine Leser, der Kürze wegen, auf eine sehr erbauliche, populäre und gemeinnütze Predigt über die bösen Weiber verweisen, welche in dem dritten Theil meiner im Jahr 1780. und 1781. in **Halle** in **Hendels** Verlage herausge-

und unnöthige Schranken setzen. Zwar haben wir in der Geschichte der türkischen Mo-

gekommenen Wochenschrift: Vermischte Aufsätze zur Beförderung der Litteratur und der Sitten, enthalten ist. Ich will blos für diejenigen, welche dieses Buch nicht zur Hand haben, den Text und die Haupteintheilung dieser Predigt, so viel ich mich deren erinnere, hersetzen. Der Text ist aus dem evangelischen Text am fünften Sonntage nach Epiphanias, der im Evangelisten Lukas steht: „Da traten „die Knechte zum Hausvater, und spra„chen: hast du nicht guten Saamen auf „deinen Acker gesäet? Woher hat er denn „das Unkraut? Er sprach: Das hat der „Feind gethan.„ Nun den Hauptsatz und die Eintheilung nach dem Inhalt dieses Textes: Die bösen Weiber unter dem Bilde des Unkrauts. 1) Was die bösen Weiber für Unheil in der Welt anrichten, weshalb sie füglich mit dem Unkraut verglichen werden. 2) woher dieses Unkraut komme, und 3) wie wir uns dabey zu verhalten haben. Der Verfasser empfiehlt in diesem letzten Theil, um die bösen Weiber zurecht zu bringen, Sanftmuth — Gedult — glimpfliche Vorstellungen — gutes Exempel: und, wenn alle diese sanfteren Mittel nicht anschlagen, nicht frömmer und gehorsamer machen wollen, eine derbe, und zu rechter Zeit angebrachte Züchtigung. Es ist übrigens dieser Predigt, wie vielen andern Wahrheiten und gutgemeinten Erinnerungen nach dem Sprichwort ergangen: veritas odium parit, die Wahrheit gebiert Haß. Die bösen Weiber in Halle und in der umliegenden Gegend, die sich getroffen fanden,

som-

Monarchen, sonderlich aus dem vorigen Jahrhundert, Beyspiele von einem und dem andern Sultan, der sich, wider die Landessitte, förmlich beweibt, und eine von seinen Lieblinginnen zur türkischen Kaiserinn erhoben hat, der er nachher auch, zu jedermanns Verwunderung, treu geblieben ist, ohne sich weiter an die übrigen niedlichen Dingerchen im Serail zu kehren, die auf seinem Zuspruch und auf seine Gunst warteten, wie die jungen Raben, die den Herrn anrufen, daß er ihnen gebe ihre Speise zu seiner Zeit. —

In

sonderlich die Fabrikanten, Schuhmacher, Halloren, und Hökerweiber haben sich zusammenrottirt, und haben den unschuldigen Verfasser, der mit dem freymüthigen Ton und Anstand eines ehrlichen Dorfpriesters auftrat, die Sünden des Weibervolks heimzusuchen, steinigen, oder, welches schier noch ärger ist, kombabisiren wollen; aber er ist glücklich ihren Mörderhänden entwischt, ob er gleich ex post, um diese ähnliche Kühnheiten, wodurch die Chikannen und gottlosen Streiche einzelner Subjekte aufgedeckt wurden, zu bestrafen, auf das Anstiften böser Professorweiber, wie auch anderer Unholdinnen dieses Geschlechts, die ihre Männer wider den gedachten Bußprediger einnahmen, und ihnen nicht mehr die eheliche Pflicht leisten wollten, wofern sie nicht an seiner Errettung arbeiten würden, (mirabile dictu) das Konsilium abeundi erhielt, welches nur um einen oder ein paar Grade besser, als die Relegation ist. S. Hellmontius Abhandlung de consilio abeundi, quatenus a relegatione differt.

In das innere Serail darf bey Lebensstrafe, außer den Hofbedienten und Großen des Reichs, niemand kommen, der keine besondere Erlaubniß dazu hat, und am allerwenigsten darf man sich dem Revier des Frauenzimmers nähern, zu welchem von denen, die sich außer dem Serail befinden, blos die Jüdinnen, welche allerley Galanteriewaaren zum Behuf der Sultaninnen hineinbringen, den Zutritt haben, wie wir nachher sehen werden. Es ist daher falsch, wenn in einer gewissen neueren Reisebeschreibung behauptet wird, daß die Gemahlinn eines gewissen holländischen Gesandten Erlaubniß gehabt habe, sich in den Zimmern des Serails und besonders in denen, wo des Sultans Kebsweiber wohnen, umzusehen. Denn dies Revier betrachtet der türkische Regent und wer ihm unterwürfig ist, als ein Heiligthum, in welches, außer ihm selbst und den schwartzen Verschnittenen, die darinn die Wache haben, niemand ungestraft hineinschauen darf.

Als Amurat an der Regierung war, trug es sich zu, daß ein Page, der für einen großen Held im Ringen gehalten wurde, und ein sehr robuster Kerl war, Namens Tokareli, mit einem auswärtigen Athleten, der an verschiedenen Höfen seine

Künste sehen ließ, einem gebornen Russen, bekannt wurde. Der Fremde bezeigte Lust, sich mit ihm zu schlagen, und ihm einen Strauß abzugewinnen; er äußerte zugleich den Wunsch, sich bey dieser Gelegenheit im Serail ein wenig umsehen zu dürfen. Der Page lud den Fremden auf den folgenden Tag zum Kampf ein, und sie balgten sich auf dem zu solchen Uebungen bestimmten Platz im Serail in Gegenwart vieler Zuschauer herum, wobey der Page die Oberhand behielt. Aber dieser verwegene Spaß kostete beyde Athleten das Leben. Denn als der Großherr, welcher gerade an dem Tage, da sich diese beyden Helden mit einander in den Ringmauern des Serails mit einander maßen, verreißt war, von dieser Reise zurückkam, hörte, daß in Konstantinopel ein tüchtiger Athlet angekommen sey, der es mit jedem andern aufnehmen wollte, so bekam er Lust, ihn mit dem vorerwähnten Pagen ringen zu sehen; er wurde also zu solchem Zweck ins Serail beschieden, wo er sich auch, ohne etwas zu fürchten, einstellte, und im Beysenn vieler türkischen Großen Proben seiner Geschicklichkeit ablegte. Diesmal überwand er den Pagen, und da viele Anwesenden, die dem Schauspiel des vorigen Tages zugesehen hatten, ihre Verwunderung darüber

der bezeugten, so gab dies dem Großherrn zu der für diesen fremden Kämpfer unglücklichen Entdeckung Gelegenheit, daß er bereits am vergangenen Tage in seiner Abwesenheit im Serail gewesen sey. Drob lief dem Großsultan, dem dergleichen Frechheit der ärgste Frevel zu seyn schien, die Galle über, und er befahl sogleich den Pagen, der das Faktum nicht leugnen konnte, an den nächsten Baum zu henken, und der fremde Athlet wurde nicht weit davon an einen andern Baum geknüpft. Er hatte sogar auch den Haushofmeister des Serails, der bey dieser Sache ganz außer Schuld war, ohne Barmherzigkeit umbringen lassen, wenn der dazu gekommene Muffti nicht sein Fürsprecher geworden wäre; er erließ ihm also zwar die Todesstrafe, ertheilte ihm aber sogleich seinen Abschied, und damit war auf einmal sein ganzes gehofftes Glück verschwunden.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Handelt von Weißagungen überhaupt, und von einer in der Türkey vorhandenen und auf den Untergang des türkischen Reichs sich beziehenden Prophezeyung insonderheit.

Weißagungen sind menschliche oder göttliche Vorherverkündigungen künftiger zufälliger Dinge, die mit den vergangenen und gegenwärtigen Weltbegebenheiten keinen nothwendigen Zusammenhang haben. Auf die Weißagungen, göttlichen Ursprungs, die es entweder wirklich sind, oder nur von Träumern und Kurzsichtigen dafür gehalten werden, will ich mich hier nicht einlassen, weil mich solches zu weit von meinem Zweck und Gegenstand abführen würde. Die mehresten Weißagungen, die entweder das Loos einzelner Menschen, oder die künftigen Schicksale ganzer Länder und Nationen vorherverkündigen, gründen sich auf alle Traditionen oder mündliche Ueberlieferungen, die bald in Schriften verfaßt, bald erzählungsweise vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt, und endlich

der

der allgemeine Glaube des Volks geworden sind. Solcher Weißagungen, die mehrentheils in einem dunkeln, zweydeutigen und räthselhaften Stiel abgefaßt waren, gab es eine ungeheuere Menge in der vormaligen heidnischen Welt. Besonders waren zu der Römer Zeiten **die sybillinischen Bücher**, berühmt, die ein altes Weib, dem damaligen Kaiser zum Verkauf brachte, und den größten Theil derselben, weil der Kaiser nicht genug dafür bezahlen wollte, vor seinen sichtlichen Augen verbrannte. Es wurden darinn nicht allein die Schicksale der römischen Monarchie, sondern auch viele andere merkwürdige Weltbegebenheiten vorherverkündigt, und was wir davon übrig haben, sind bloße Fragmente. Auch machten die Orakel oder in ein heiliges Dunkel gehüllten Göttersprüche, die eine gewisse *Pythia*, auf einem goldenen Dreyfuß sitzend, denen, welche sie um Rath fragten, ertheilte, damals viel Aufsehen; die christgläubigen Seelen, welche diese Weißagungen für ein Spiel und für eine Wirkung des leidigen Teufels hielten, behaupten einmüthiglich, daß die sogenannten Orakel mit der Ankunft ihres Religionsstifters in der Welt aufgehört haben, als welcher erschienen sey, die Werke des Teufels zu zerstören, und wir haben keine Ursache,

sache, an solchem Aufhören zu zweifeln, weil heut zu Tage unter uns nichts mehr davon gehört wird.

In der sogenannten Offenbarung Johannis (schon über diesen den Orthodoxen verwegen scheinenden Ausdruck wurde der würdige Semler von dem verstorbenen Crusius, der ein Erzbengelianer war, verketzert) sollen, nach vieler Theologen Meynung, manche Weißagungen von Krieg und Frieden, und von den endlichen Schicksalen vieler heutigen Völker und Monarchieen enthalten seyn, ob es gleich wahrscheinlicher und rathsamer ist, zu behaupten, daß die mehresten dieser Weißagungen, welche größtentheils Schicksale der christlichen Kirche betreffen, schon lange in Erfüllung gegangen sind, welches ich nur im Vorbeygehen erinnere.

In unsern so neugierigen, aufgeklärten und besonders physiognomischen Zeiten, wo der berühmte Lavater die Physiognomik in eine Art von System gebracht, und ein großes, dickes Buch darüber geschrieben hat, welches viel Geld kostet, könnte man wohl die Frage aufwerfen: ob man aus der Physiognomie oder aus jemandes Gesichtszügen und Lineamenten seine zukünftigen

gen Schicksale mit einer Gewißheit vorhersagen könne? Mir scheint dies wenigstens sehr schwer, wo nicht gar unmöglich zu seyn, man müßte denn annehmen wollen, daß Gott, der freylich bey seinen oft wundervollen Handlungen ganz uneingeschränkt und mehrmals menschlichen Einsichten zuwider verfährt, noch in unsern Zeiten unmittelbar auf die Seele eines oder des andern Menschen wirke, und sich so weit zu ihm herablasse, ihm zu entdecken, oder ihm einzugeben, was in der Zukunft geschehen, und ihm selbst, oder andern Menschen begegnen wird. Doch ohne die Möglichkeit und Wirklichkeit solcher physiognomischen Vorhersagungen gradeweg zu leugnen, oder eigenmächtig zu behaupten, will ich nur im Vorbeygehen erzählen, was der verstorbene Proselyt, Doktor **Ambrosius Fidler**, der zuletzt **Superintendent** und **Pastor** in **Dobberan** im Meklenburgischen war, über diese Materie gedacht und geglaubt hat.

Fidler, der zuletzt noch ein trauriges Schicksal erlebte, und nachdem er seine Pfarrstelle und Superintendur, aus Noth gedrungen, verlassen hatte, zu **Altona**, wo er am Ende Privatunterricht gab, in schlechten Umständen starb, war der Mey-

nung: (ich habe ihn selbst ausführlich über diese Materie gesprochen) man könne allerdings aus den Gesichtszügen eines Menschen seine vergangenen sowohl als künftigen Schicksale und insonderheit seine Lebenslänge mit ziemlicher Zuverläßigkeit erforschen; indeß sey diese Wissenschaft nicht jedermanns Ding, weil sich eines Theils nicht viele darauf legten, welches entweder aus Gleichgültigkeit und Phlegma, oder aus unzeitiger Verachtung geschähe, und andern Theils nicht alle, die etwa Lust zu den Geheimnissen derselben haben möchten, die dazu erforderlichen Gaben und Einsichten besäßen; er habe sich für seine Person, da er noch Professor und Priester in dem Augustiner Hofkloster zu **Wien** gewesen sey, mit allem Fleiß auf das Studium physiognomikum gelegt, und glaube es darinn weiter gebracht zu haben, als der Seher **Lavater**, doch finde er nicht für gut, mit dem, was er davon wisse, hervorzurücken, weil die Bekanntmachung und Ausbreitung seiner physiognomischen Kenntnisse zufälliger Weise mehr Schaden, als Nutzen haben, und unverständigen Leuten zum Anstoß gereichen könnten. —

Da ich nun in ihn drang, und ihn ersuchte, mir etwas von seinen physiognomi-

mischen Kenntnissen mitzutheilen, so ließ er sich endlich dazu bewegen, und sagte mir, indem wir beyde in einem Zimmer allein waren, manches über meine vergangenen Begebenheiten und künftigen Schicksale, welches mich in Verwunderung setzte, und welches er, ohne mit mir und mit meinen besondern Umständen, Schwachheiten und Uebereilungen ganz genau bekannt zu seyn, nicht wissen konnte; auch wußte er meinen Charakter ziemlich treffend zu bestimmen, ob er mich gleich nie persönlich gekannt hatte. Sich selbst stellte er das Prognostikon, daß er nur noch einige Jahre leben würde, bat mich aber, seiner Ehefrau nichts davon zu sagen, und nach vier Jahren, dies war der Zeitpunkt, den er mir angab, erfuhr ich aus den Zeitungen, daß er wirklich mit Tode abgegangen sey, welches mich in der That zu einigem Nachdenken über diese Sache veranlaßte, ob ich gleich frey gestehen muß, daß ich die mehresten dieser physiognomischen Wahrsagereyen für sehr unbestimmt, willkührlich und unzuverläßig halte, und daß mir derjenige ein Thor zu seyn scheint, der sich darauf verlassen, oder wenn die Prophezeyung etwa traurigen, melancholischen Inhalts ist, drum grämen wollte. —

Ueberhaupt sind mir immer die Weissagungen der neueren Zeit und die Personen, die sich noch itzt für Propheten ausgeben, sehr verdächtig gewesen, weil die mehresten unter ihnen zu Schanden geworden und ihre Vorherverkündigungen, die der große Hause mit abergläubiger Neugierde auffieng, und sehr ehrenwerth hielt, größtentheils unerfüllt geblieben sind. Und mich dünkt, wenn gleich andere aus unzulänglichen Gründen das Gegentheil behaupten mögen, es ist immer ein Glück nicht nur für einzelne Menschen, sondern auch ein Glück für die Welt, daß wir unsre künftigen Schicksale nicht wissen. Wenigstens würde viel Gutes unterbleiben, und viel Unheil und Unordnung in der Welt entstehen, wenn die Begebenheiten der entfernten Zukunft blos und enthüllt vor unsern Augen da lägen.

Dies ist meine unvorgreifliche Meynung von Weißagungen überhaupt, und nun will ich zum Beschluß dieses Kapitels und dieses ersten Theils der türkischen Galanterieen noch etwas von einer besondern und gedoppelten, seit vielen Jahren schon in und außer der Türkey vorhandenen Weißagung sagen, die sich auf eine bevorstehende große Revolution und auf den Untergang

des

des seit Jahrhunderten so reich und mächtig gewordenen türkischen oder ottomannischen Reichs beziehet.

Man hat (dies melden die öffentlichen Nachrichten) eine alte Weissagung in der Türkey, die sich von einem alten, heiligen Iman, oder türkischen Priester herschreibt, und welche bey den gegenwärtigen Umständen und entstandenen Gährungen, da die Pforte, wie es wahrscheinlich ist, mit Rußland, und vielleicht auch mit Oesterreich in Krieg verwickelt werden wird, aufs neue hervorgesucht wird. Dieser Weissagung zufolge, soll eine Zeit kommen, da man eine Zechine *) für einen Platz in einem Boot geben würde, um von Konstantinopel nach Skutari hinüberzufahren, welches Boot man jedoch bey der allgemeinen Flucht, die eine grosse Verwirrung und Niederlage der Jünger Mahomets voraussetzt, nicht einmal für Geld und gute Worte bekommen würde. Eben diese Weissagung soll die Türken schon im Jahr 1656. als ihre Flotte bey den Dardanellen von den Venetianern zu Grunde gerichtet wurde, so

*) Zechine ist eine venetianische Münze, einen Dukaten an Werth, die auch in der Türken kursirt.

so sehr in Furcht gejagt und muthlos gemacht haben, daß der damalige Sultan den ganzen Tag vor Weinen nicht aß, auch seinen Barbierer, der davon sprechen wollte, auf der Stelle niederhauen ließ *), und schon Befehl gab, die gegen der See zugelegenen Häuser abzutragen, damit sie der Vertheidigung nicht hinderlich seyn möchten.

Außer dieser in der Türkey selbst vorhandenen Weißagung giebt es noch eine andere, die von einem christlichen, und römisch-katholischen Priester, der ehedem zu Brundusium lebte, herrühren soll. Dieser ehrliche Mann bekam in einem hitzigen Fieber den sogenannten *furorem poeticum* und auch das *donum vaticinandi*, das ist verdollmetschet, die Gabe, aus dem Stegereif zu dichten, oder zu reimen, und die Fertigkeit, künftige Dinge vorherzusagen.

*) Es ist eine Regel der Klugheit und des Hofceremoniels, daß man großen Herren keine unangenehme Sachen vorsagen muß, weil man sonst in Gefahr steht, ihre Gunst nebst allen davon abhängenden Vortheilen zu verlieren. Gratuliren mag man ihnen wohl; dies sehen sie gern, sonderlich, wenn sie auf Komplimente und Schmeicheleyen halten; aber kondoliren und ihnen etwannige Trauerfälle zu Ohren oder ins Gedächtniß bringen bey Leibe nicht. —

gen *). Und dieser römisch-katholische Priester weißagte in Ansehung der grossen Veränderungen, welche das türkische Reich während eines Zeitraums von zweyhundert Jah-

*) Dies dünkt vielleicht manchen eine Hyperbel, oder ein Mährchen zu seyn. Ich kann aber meine geneigten Leser aus Erfahrung versichern, daß furor poeticus und donum vaticinandi wenigstens keine Chimäre ist. In meiner Vaterstadt Berlin lebte vor ohngefähr vierzig Jahren ein Prediger, Namens Schönemann, der zur damaligen Zeit Pastor, oder Kompastor, wie man's nennen mag, an der Georgenkirche in Berlin war. Er hatte von Natur einen lebhaften Witz und gute, sinnreiche Einfälle; der vorige König von Preussen, Friedrich Wilhelm, adhibirte ihn aus besonderer Gnade zu seinem Tobakskollegium. Ich will nur, weils die Gelegenheit giebt, folgendes bon mot von ihm anführen:

Drey vornehme Offiziere, die sich mit ihm gewöhnlich bey dem König zur Abendzeit im Tobakskollegium befanden, überfielen ihn einst, da er über die sogenannte Kavalierbrücke nach Hause gehen wollte, und stellten sich, als ob sie ihm eins versetzen wollten. Sie hatten Larven vor dem Gesicht, daß er sie nicht erkennen konnte, und forderten ihm seine Uhr und seinen Geldbeutel ab. Da er nun viel demüthige Gegenvorstellungen machte, und versicherte, daß er ein armer Geistlicher wäre, so versprachen sie, ihn gehen zu lassen, wenn er gleich einen Vers, der sich auf sie paßte, aus dem Stegereif machen könnte. Schönemann, der voller Angst war, wartete ihnen bey hellem Mondenschein mit folgendem Impromptu auf:

„Die

Jahren erfahren würde, in seinem Enthusiasmus folgendes:

„Es wird noch vor den Ablauf des achtzehenden Jahrhunderts die türkische Monarchie völlig untergehen.“ — Ich habe nun, an meinem geringen Theil, zu der eben gedachten Weißagung folgendes hinzusetzen wollen:

Es wird, Sie mögen mirs glauben, oder nicht, diese eben angeführte Weißagung, da wir uns bald dem Ende des achtzehn-

„Du Gott der Lichter,
Der du kennst alle Fratzengesichter,
Gieb mir doch zu erkennen in dem
Namen dein,
Was das für drey Hundsfötter seyn.“

Er bekam, weil er sich, ich weiß nicht, wodurch versündigt hatte, eine sogenannte Pönitenzpfarre in Friedrichsfelde, und machte seinen Bauern bey seiner Antrittspredigt folgendes Kompliment: „Guten Tag, ihr lieben Bauern, bey euch werd ich nicht lange dauern, seht mich vorn und hinten an: Ich heisse Karl Friedrich Schönemann.“ Man trägt sich von diesem Ehrenmann mit verschiedenen komischen Erzählungen herum; wo er aber am Ende geblieben ist, kann ich nicht mit Gewißheit sagen.

zehnten Jahrhunderts nähern, vor dem völligen Ablauf desselben schwerlich erfüllt werden, es müßte denn seyn, daß mehrere christliche Mächte sich vereinigen wollten, die ottomannische Pforte zu bekriegen, welches aber ohne allen Anlaß, und ohne hinlängliche Ursachen zu einem solchen Angriff zu haben, nicht leicht geschehen wird. Wenn ihrer viele es wünschen, daß das türkische Reich, welches freylich sehr vielen christlichen Regenten ein Dorn im Auge ist, zerstört werden möge, so finden vielleicht andere ihr Interesse dabey und vereinigen ihre Wünsche, daß es erhalten werde.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Etwas zum Beschluß über die verwünschten Gedankenstriche.

Da les' ich nun eben, da ich den ersten Theil meiner Galanterieen der heiligen Muselmänner zu schließen, im Begriff bin, ein abentheuerliches Ding, einen seynsollenden empfindsamen Roman, den der Verleger aller ächten und unächten Genieswerke, der Hofbuchdrucker **Decker** in **Berlin** gedruckt und verlegt hat, der den einfältigen Titel führt: **Lienhard und Gertrud, ein Buch für das Volk, Berlin** und **Leipzig, bey George Jakob Decker**, 1781.

Kaum konnt ich mich überwinden, die ersten Blätter dieses Büchleins zu lesen, denn daß der Verfasser ein Narr, und ein eingenommener Liebhaber seiner kauderwelschen Landessprache seyn muß, seh ich unter andern daraus, weil er S. 8. das schweizerische Provinzialwort **verschupfen** braucht, und in einer besondern Note anmerkt,

merkt, daß es den Fall eines Menschen bedeute, da er (wohlgemerkt) von einem Ort zum andern, mit einer Art von Drucke *) verstoßen wird. O über den Deutschverderber und über den wunderlichen Verleger, der solch abgeschmacktes Zeug, vielleicht aus Liebe zu seiner Landsmannschaft drucken läßt!

Ueberhaupt sind die Gedankenstriche eine Erfindung der neueren Zeit, und sie sollen eigentlich eine Art von Pause oder ausgelassene Gedanken anzeigen, die der Leser ergänzen und sich hinzudenken soll, ohngefähr, was in den Psalmen das Selah ist. In so weit hätt' ich nun nichts dagegen einzuwenden, daß man Gedankenstriche braucht; aber ärgern muß ich mich und die Thorheit der neueren Sprachverderber beseufzen, wenn ich auf einer gedruckten oder geschriebenen Seite beynahe in jeder Zeile drey bis vier Gedankenstriche antreffe. Viele ehrliche Leute suchen darinn etwas; sie wollen gern für gelehrt, für tiefdenkende Köpfe ge-

*) Mit einer Art von Drucke! habt ihr je, ihr meine lieben Landsleute, eine solche schöne Phrase vernommen? Siehe das preussische Gesangbuch 1782.

gehalten seyn, und wissen nicht recht, wie sie es anfangen sollen. Da machen sie denn Striche über Striche, wenn gleich bey ihren gedruckten oder geschriebenen Sachen blutwenig zu ergänzen oder hinzuzudenken ist, und ihre Produkte gemeiniglich mehr Worte, als Sachen enthalten. Ich habe mich über diese Materie umständlicher in meinen vermischten Aufsätzen für das denkende Publikum erklärt, welche im Jahr 1780. zu Berlin in meinem eigenen Verlage herausgekommen sind, und zu welchen einige geschickte Männer, die als Schriftsteller berühmt sind, Beyträge geliefert haben. —

Noch ein Fragment

zu den

Galanterieen der Türken

gehörig;

ein Beytrag zur allerneuesten deutschen Rechtschreibung.

— Herr Bürger, aus Neiden, mein Stiefvetter, guter Freund und Tuz=Bruder — gehet *palmarum* ab. Komme in die beste Pflege, wo Wein die Fülle und wohlfeil ist, und fast die ganze Freundschaft wohnet im dortigen Umkreise.

Besondere Spatziergänge habe ich nicht mit ihm gemacht, wohl aber seinen *Examen*-Schmauß mit beygewohnt. —

Empfehlungen

an seine Eltern, Geschwister, Anverwandte und Bekannte; (sein Vater ist *Pastor* in

Nei=

Neiden) an meine Stiefmutter, welche sich bey letzterem, dem *Mag.* Bürger aufhält.

Endlich wünschte in dortiger Gegend zu seyn, und einmahl ihm und seinen Freund, den Herrn *Advocat* Kämpffer zu umarmen.

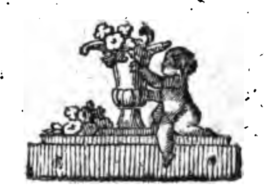
Beym Schmause kam zur Gesundheit auf: *Fleck.*

Truzsch, Nichts vor ungut,

Könnte zum Schlusse erwähnt werden *).

*) Dieses Fragment soll eine Disposition zu einem Abschiedskarmen für einen Studenten seyn.

Ende des ersten Theils.



Galanterieen der Türken

von

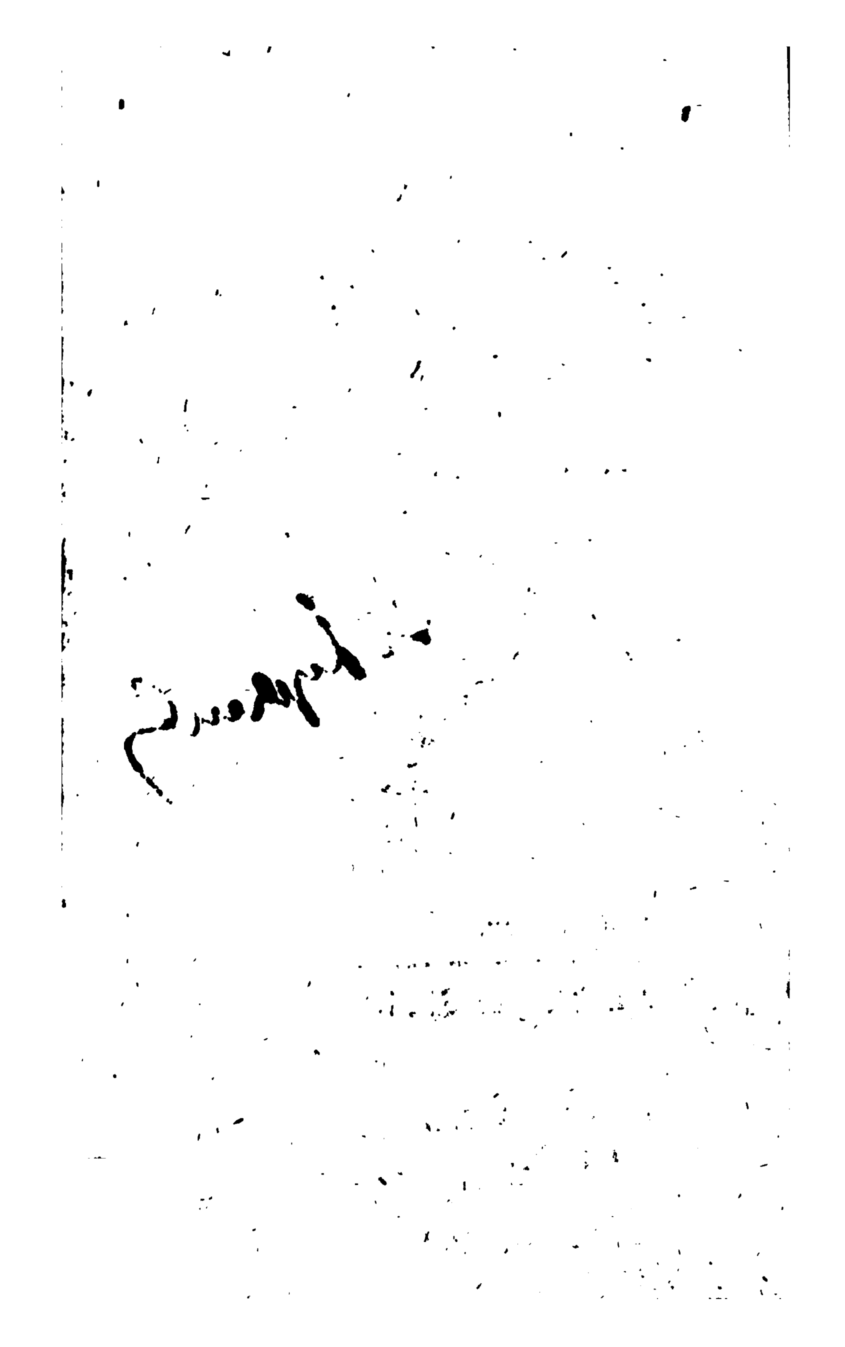
Christian Wilhelm Kindleben,
der Weltweisheit Doktor und der freyen Künste Magister.



Mit Kupfern.

Zweiter und letzter Theil.

Frankfurt und Leipzig,
1782.





Galanterieen der Türken.

Zweiter Theil.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Etwas zur Einleitung, *pro captatione benevolentiae.*

Schier hätt' ich meinen ganzen Plan umarbeiten, und insonderheit die Kapitel nebst den kurzen Ueberschriften, welche den Inhalt solcher Kapitel darstellen, weglassen müssen; denn ich las gestern in einem neuen, oder eigentlich

alten und modernisirten, nach dem hinkenden Teufel des le Sage gearbeiteten Buche, eine Bemerkung hierüber, daß es, nach des Verfassers oder Uebersetzers unvorgreiflichen Gutachten, nicht fromme, und nicht-vielen Lesern behage, solche Kapitel oder Eintheilungen in Büchern, worinn Geschmack und Witz herrschen soll, statt finden zu lassen. — Aber wer kann's allen Leuten recht machen, da beynahe ein jeder die nämliche Sache aus einem andern und ganz verschiedenen Gesichtspunkte betrachtet, und der eine lobt, was der andere tadelt. —

Es muß auf alle Fälle ein herrliches Büchlein seyn, wovon in diesem kurzen Prolog die Rede ist, und zwar aus der wichtigen Ursache, weil die weltberühmte Buchhandlung der Gelehrten, die den Anfang ihrer Existenz in Dessau nahm, dasselbe in Kommission oder vielmehr in Verlag hat, und die noch berühmtere Verlagskasse, deren Mitglieder lauter gescheite, einsichtsvolle Männer sind, die den Werth eines zum Druck bestimmten Manuskripts bey der ersten Uebersicht schnurstracks zu würdigen wissen, die Druckkosten vorzuschiessen gewürdiget, oder sich gemüßiget gesehen hat.

Fünf

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Nachtrag zu der Erzählung von den Wohnzimmern des türkischen Großsultans.

Das Quartier des Großherrn fängt mit einem großen Saal an, und die Schönheit des Innern stimmt vollkommen mit der äußerlichen Schönheit überein. Es ist eine Verzierung von Marmor von verschiedenen Farben, und der Boden ist mit großen, wollenen Tapeten, welche aus Persien kommen, die aber weit reicher sind, und weit mehr geschätzt werden, als diejenigen, die man aus Seide macht. Um den Saal herum siehet man in der Breite von fünf Fuß seidene gestickte Fußdecken von weißem Grunde ausgebreitet, und auf den Fußdecken reiche Küssen von vier Fuß in der Länge, und drey in der Breite.

Von den beyden Thüren, die im Saal sind, geht die eine zu dem Wohnzimmer der Pagen, und die andere zu dem Revier der Sultaninnen, und wenn man aus dem letzteren heraus kömmt, so kommt man in

einen Blumengarten, in dessen Mitte ein marmornes Bassin mit einem Springhahn ist. Aus einer Ecke des Gartens kömmt man in den Revan-Rouchki, welches ein auf Pfeilern ruhendes Zimmer ist. Dies ist eine Art von Belvedere, oder ein großes Zimmer, welches eine schöne Aussicht giebt, und welches Sultan Amurat bey seiner Rückkehr aus dem Persischen Kriege bauen ließ, nachdem er die Stadt Babylon eingenommen, Tauris verwüstet, und Erivan zu seinen Eroberungen hinzugefügt hatte, welches durch die Verrätherey des Gouverneurs geschahe. Er trug aber auch den verdienten Lohn seiner Verrätherey davon.

Dieses Kabinet ist auf einem erhabenen Ort auf einem jähen Felsen erbauet, und Amurat sparte nichts, um ihn zu verschönern. Es ist ein sehr schönes Gewölbe, und die Mauern sind alle von weißem Marmor mit einigen arabischen, in Gold geschnittenen Versen. Es ist von allen Seiten offen, und Gitter, die es umgeben, verhindern, daß man von außen nicht kann gesehen werden; und gewähren denen, die sich in denselben befinden, den schönsten Anblick von der Welt. Man hat aus diesem



Deli
Spasmacher des Gros Veziers.

er gemeiniglich mit Trinken zu, und am Tage besorgte er seine Geschäfte, und pflegte seiner Ruhe. Da aber schlechte Handlungen selten ungestraft bleiben, und Cha-Sephi, König von Persien keine Friedensvorschläge annehmen, noch dem Gesandten der Pforte Audienz geben wollte, bevor ihm Amurat nicht vor allen Dingen den Verräther zur Bestrafung ausgeliefert hätte, so ließ ihn der Großherr, da sie einst im Belvedere, wie gewöhnlich, mit Trinken sich belustigten, in seiner Gegenwart ohne Umstände stranguliren. —

Amurat ließ auch bisweilen die vornehmsten Sultaninnen, als seine Mutter, seine Schwestern und diejenigen, gegen welche er die meiste Zuneigung hatte, an diesen ergötzlichen Ort kommen. Am öftersten war er daselbst mit einer Sizilianerinn, die er heftig liebte, und die, weil sie sehr schön und eines sanften, gefälligen Gemüths war, alles, was sie wünschte, von ihm erlangen konnte *).

Diese

*) Jeder Mensch hat Prädilektion für etwas, sey's für Sachen oder Personen, die er nach seiner freyen Wahl oder nach seinem individuellen Eigensinn andern Sachen oder Personen, die viel-



Deli
Spasmacher des Gros Veziers.

Diese Favoritinn des Sultans wurde von den Korsaren aus der Barbarey zur See weggenommen, als man sie nach Spanien führte, um einen von den ansehnlichsten Großen im Reich zu heirathen; der Bassa von Algier schickte sie dem Großherrn zum Geschenk, der ihr seine ganze, wärmste Neigung widmete, und sie so glücklich machte, als ein vornehmes Frauenzimmer in den Gefängnissen des Serails es seyn kann. —

Aus der Thür des Saals, welche in den Blumengarten geht, kommt man zur

Rech-

vielleicht einem andern mißfallen, oder gar anekeln würden, bey weitem vorzieht. Und wie jeder Mensch bekanntlich sein Steckenpferd hat, so haben es vornämlich die Großen und Mächtigen der Erde, ob sie gleich in der Wahl ihrer Ergötzlichkeiten und ihrer Lieblinge beyderley Geschlechts oft sehr übereilt und unvorsichtig sind. Wer bey dem vornehmen oder regierenden Herrn eine Pfründe, eine Pension oder sonst eine Gnadenbezeigung zu suchen hat, der halte und addressire sich nur an dessen Günstling oder an die Maitresse, und er wird seines Zwecks selten verfehlen; denn, wem ist es unbekannt, daß beyderley Geschöpfe, sonderlich die Günstlinge weiblichen Geschlechts, die sogenannten Maitressen und Konkubinen oft den größten Einfluß in die Staatsgeschäfte haben, und nicht selten über Krieg und Frieden gebieten. Ein Beweiß davon aus der neueren Geschichte ist unter andern die berühmte oder berüchtigte Pompadour. —

Bajarak, das ist, die Standarte des Mahomets, verwahrt wird, welche diese Worte zur Devise hat: **Nasrum nimm Alla**, das heißt: **Die Hülfe ist von Gott.** Diese Standarte stand ehedem in so großer Ehrfurcht bey den Türken, daß, wenn in **Konstantinopel**, oder bey den Kriegsheeren ein Aufruhr entstand, kein sicherers und geschwinderes Mittel war, um diesen Aufruhr zu stillen, als diese Standarte den Aufrührern zu zeigen, welches die ottomannischen Regenten oft von sehr schlimmen Händeln befreyet hat, welche ihnen von Empörern zuwegegebracht worden waren. Der Großherr schickt alsdenn die **Mollahs**, welches gleichsam die Priester der Türken sind, diese müssen in ihrer Sprache den ersten Gliedern der rebellischen Truppen zurufen: „**Dies ist die Standarte des Propheten; alle die, welche treu und gehorsam sind, sollen sich in gehöriger Ordnung unter diese Standarte begeben, die aber nicht kommen werden, das sind Ungläubige, die man tödten muß.**" Aber seit einigen Jahren haben die Türken sehr von dieser Ehrfurcht abgelassen, sie machen sich nichts mehr aus der erwähnten Standarte, und **Hassan-Bassa**, der im Jahr

1658.

Steinen von verschiedenen Farben an, deren reiche Vermischung eine tresliche Wirkung thut. Der Fußboden ist mit Tapeten bedeckt, welche die Tapeten der übrigen Zimmer an Schönheit übertreffen, und es verhält sich eben so mit den Matratzen, Decken und Kissen; der größte Theil aller dieser Hausgeräthe ist mit Perlen gestickt, und das ganze Zimmer, welches sehr groß ist, auf eine mannichfaltige und kostbare Weise ausgeschmückt. Da dieses Zimmer für den Sommer bestimmt ist, so ist darinn auf drey Seiten durchgebrochen, und große, hohe Fenster werfen ein helles Licht hinein. Der Großherr richtet sich in Ansehung der Zeit, da er zu Bette geht, nach der Gewohnheit des Landes, oder vielmehr nach der Sitte des ganzen Orients. Man schlägt kein Bettgestelle auf, sondern gegen Abend breiten drey Pagen drey Matratzen, eine auf die andere in einen Winkel des Zimmers hin, und befestigen oben drüber einen reichen Ueberhang in Form eines Gezelts, welcher von Goldstück und mit einer Stickerey von Perlen geziert ist.

Zur rechten Hand, wenn man in dieses Zimmer kommt, befindet sich ein Schrank, der in der Wand angebracht ist, worinn der

Ba-

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Etwas von den gewöhnlichen Beschäftigungen des Großherrn.

Die Ottomannischen Monarchen, und überhaupt alle Hertscher Asiens, so tapfer sie auch gewesen seyn mögen, haben immer einen großen Hang zur Wollust und Weichlichkeit gehabt, und sie haben im Müßiggange große Reize gefunden. Sie kommen wenig oder gar nicht aus ihrem Serail, außer, wenn eine unumgängliche Nothwendigkeit sie zwingt, sich öffentlich zu zeigen, es sey nun an der Spitze ihrer Armeen, oder bey öffentlichen Ceremonien, welchen sie nach der Vorschrift des Gesetzes und des Wohlstandes wegen beywohnen müssen. Es ist wahr, daß es türkische Regenten gegeben hat, die nicht so einsam und an das Serail gefesselt, als die anderen gewesen sind, und welche die Liebe zum Kriege und das Vergnügen der Jagd dem Umgange mit dem Frauenzimmer vorgezogen haben: aber die Anzahl dieser letzteren ist sehr klein, und die mehresten haben, um die Ruhe desto besser zu schmecken, und ein



Kapudschi
Pfortensteher am Serail

ein ganz stilles Leben zu führen, der Geschicklichkeit eines ersten Ministers alle die Sorgen überlassen, welche die Staatsgeschäfte und der Krieg erfordern; sie begnügten sich, so viel davon zu vernehmen, als eben dieser erste Minister sie davon wollte wissen lassen.

Man kann wohl sagen, daß das Serail zu gleicher Zeit ein ergötzlicher und einsamer Aufenthalt ist, aber eigentlich einsam für alle, und ergötzlich nur für einen einzigen. Unter vielen tausend Mannspersonen, die sich darinn, wie in einen Gefängnisse befinden, und deren einer von den andern abhängt, bekommt nur der regierende Herr das Frauenzimmer zu sehen; denn die schwarzen Verschnittenen rechne ich nicht zu den Mannspersonen, welche die Häßlichkeit ihres Körpers und ihres Gesichts zu Ungeheuern macht. Aber obgleich die ottomannischen Regenten und die Türken überhaupt der Wollust im höchsten Grade ergeben sind, ohne irgend einen Anstrich oder Bekanntschaft mit den Wissenschaften, sonderlich mit den schönen Wissenschaften zu haben: so ist ihnen doch dies Gute eigen, daß die große Neigung, welche sie zu den sinnlichen Vergnügungen ha-

den, sie nie den öffentlichen Gottesdien
versäumen läßt, und daß sie vor allen Din
gen beflissen sind, dem, was das Gesetz i
dieser Absicht von ihnen fordert, ein Gnüg
zu thun. Sie sind bis zum Aberglaube
genau und pünktlich in allen gottesdienstli
chen Uebungen, in ihrer Art, sich zu wa
schen, bey ihren Gebeten, bey ihren Fasten
bey ihren Allmosen und bey ihren Pilgrim
schaften, welches die fünf vornehmsten Ar
tikel der muhamedanischen Religion sind
Es ist eine allgemein bekannte Sache, daß
die Türken täglich fünfmal beten, welches
man von dem natürlichen Tage verstehen
muß, der aus vier und zwanzig Stunden
besteht. Dazu giebt es nun keine festgesetz
ten Stunden, sondern man richtet sich nach
der Zeit, da die Sonne ihren Horizont er
leuchtet. Auf diese Art ist der Zwischen
raum zwischen ihren Gebeten im Sommer
länger, als im Winter, und sie bauen
hauptsächlich ihre Andacht auf Beobach
tungen dieser Art. Das erste Gebet so
mit anbrechendem Tage noch vor dem Au
gang der Sonne geschehen; das zweyte
Mittage; das dritte zwischen der Mittag
zeit und dem Untergange der Sonne; di
vierte gleich nach Sonnenuntergang; un
das letzte um halb neun Uhr des Nacht

die

diese Gebete verrichten sie unausgesetzt und pünktlich, was ihnen auch für Geschäfte aufstoßen mögen, sie müßten denn krank seyn. Es giebt eifrige Türken, deren Gewissenhaftigkeit so weit geht, daß sie, wenn sie in ihrem andächtigen Gebet begriffen sind, nicht davon ablassen würden, um den Feind, der etwa in die Stadt eindränge, zurückzutreiben, oder, wenn in ihren Häusern Feuer auskäme, solches zu löschen. Sie würden sogar eine große Sünde zu thun glauben, die Hand an irgend einen Theil ihres Leibes zu legen, um sich zu kratzen, denn sie wollen, daß das Aeußerliche dem, was innerlich vorgeht, gemäß sey, und mit der tiefen Demüthigung in dem genauesten Verhältnisse stehen soll, worinn die Seele vor Gott während des Gebets seyn muß.

Der Großherr schließt sich so wenig von der Verbindlichkeit zum Gebet aus, als der geringste seiner Unterthanen, er ist in diesem Punkt sehr religiös, und damit fängt er allemal den Tag an. Er steht mit anbrechendem Tage auf, und bisweilen begiebt er sich vor Verrichtung des Gebets ins Bad, um sich zu waschen, insonderheit, wenn er bey seinen Weibern geschlafen hat. Wenn das Gebet vorbey ist, so übt er sich

im Bogenschießen, oder bereitet auch zum öftern im Dressiren seine Pferde; und bisweilen findet er Vergnügen, von einer Gallerie, von welcher er nicht gesehen werden kann, den Uebungen seiner Pagen zuzusehen. Wenn sich einer darunter findet, dem es in seinen Uebungen gelingt, und mit dem der Großherr zufrieden ist, so schickt er ihm ein Oberkleid oder etwas anders von größerem Werth, um ihn zu fernerem Fleiß in solchen Ritterübungen zu ermuntern, und seine Mitgespielen zur Nacheiferung aufzufordern. An den Gerichts- oder Rathstagen begiebt er sich durch eine bedeckte Gallerie an das Fenster, welches in den Saal des Divans geht, um zu wissen, was da vorgenommen wird, und wenn die Rathsversammlung aus einander geht, so kehrt er in sein Zimmer zurück, wo man ihm zu essen aufträgt. Sein Tisch ist nichts weniger, als leckerhaft, und er ißt keine andern Speisen, als diejenigen, von welchen ich im vorigen Theil bey dem Kapitel, welches von den Kaiserlichen Küchen handelt, Auskunft gegeben habe. Er speiset sitzend, die Füße über einander geschlagen, und lehnt sich an seidene Küssen, die ihn verhindern, die kalten Ausdünstungen der Wand zu empfinden, und man bereitet ein Leder von

Kor-

Korduan über die Tapeten hin, welche die kleine Erhöhung bedecken, damit nicht das Fett, welches herabträufeln und durch das Tischtuch dringen könnte, sie verderben möge. Dieses Tischtuch, welches über das Korduanleder hergelegt wird, besteht aus der schönen, gedruckten, oder gemahlten Leinwand, die in Indien zubereitet wird, und rund umher gestickt ist; Serviette werden nicht aufgelegt, weil die Türken sehr reinlich essen, und wenn sie sich bisweilen abtrocknen wollen, so bedienen sie sich eines kleinen Schnupftuchs statt der Serviette. Beym Essen brauchen sie nur die rechte Hand, und beym Ende der Mahlzeit bringt man in einem Becken warmes Wasser und Seife, um sich zu waschen, und jeder zieht sein Schnupftuch aus seinem Gurt, um sich abzutrocknen. Man legt auch in der Türkey nicht Messer und Gabel auf den Tisch, jeder trägt sein Messer in seinem Gurt, um sich dessen im Nothfall zu bedienen; aber sie brauchen es nicht viel, weil ihr Brod ganz flach, wie der Matzes oder Osterkuchen der Juden ist, und immer frisch aus dem Ofen kommt, sie brechen es gemeiniglich mit den Fingern entzwey, und alles Fleisch, was ihnen aufgetragen wird, ist schon in Stücken geschnitten, welches auch

in Persien so gehalten wird. Sie bedienen sich aber weit grösserer Löffel, als die unsrigen sind, um Brühe oder Suppe zu essen, und was sonst flüßiges bey Tische angetroffen wird. Die Pagen des Kilars oder des Bechers bringen das Brod und die Sorbets, und die Kammerpagen nehmen das Fleisch beym Eingange des kaiserlichen Zimmers aus den Händen der Küchenbedienten, die es in Schüsseln, welche mit Porcellain bedeckt sind, auftragen, indem der Großherr sich bey Tische keines goldenen Geschirres bedient.

Nach der Mittagstafel verrichtet der Großherr sein Gebet, und bisweilen begiebt er sich Sonntags und Dienstags, welches die vornehmsten Raths- und Gerichtstage sind, in den Audienzsaal, um sich mit seinen Ministern von dem Zustande der öffentlichen Angelegenheiten zu unterhalten. Die übrigen Tage geht er nach der Tafel in den Gärten des Serails bald mit seinen Verschnittenen, bald mit den Sultaninnen, oder mit seinen Zwergen und Stummen spaziren, welche tausenderley Affenpossen vornehmen, um ihn zu belustigen *) und bis-

*) Große Herrn belustigen sich oft an den armseligsten Kleinigkeiten, oft an Dingen, an welchen kein

bisweilen geht er auf die Jagd oder auf den Fischfang, nachdem es ihm einfällt. Aber weder seine Geschäfte, noch seine Belustigungen hindern ihn jemals, alle Tage seine fünf Gebete zu der in dem Alkoran vorgeschriebenen Zeit zu thun, denn es glauben alle Türken ohne Unterschied, daß, wenn man diese Betstunden versäumt, man sich den Fluch Gottes zuzieht, und daß man die traurigen Folgen desselben nicht vermeiden kann. —

Es ist vielleicht nicht zweckwidrig, hier im Vorbeygehen zu erinnern, daß die türkischen Kaiser selbst oft ihres Lebens nicht sicher sind, besonders, wenn die Janitscharen etwa einen Aufruhr erregen, wie denn die Absetzung oder Ermordung eines Sultans, mit dessen Regierung vornämlich die Janitscharen unzufrieden waren, in der Geschichte des türkischen Reichs nicht ohne Beyspiel ist. Auf der andern Seite

kein vernünftiger, gesetzter Mensch, wär er auch aus dem niedrigsten Stande, Vergnügen finden würde. Domitian, grausamen Andenkens, vertrieb sich die Zeit mit Ertödtung der Fliegen; ein römischer Pabst ließ nackende Huren tanzen; ein anderer großer Herr hält sich Affen, ein dritter Hofnarren, ein vierter Hunde, und ein fünfter, welches die gewöhnlichste Art des unschuldigen Zeitvertreibs ist, Maitressen.

müssen wir aber auch bemerken, daß mehrmals die türkischen Kaiser die Sicherheit ihres Throns, sobald sie denselben besteigen, ohne auf die heiligen und ehrwürdigen Bande der Blutsfreundschaft Rücksicht zu nehmen, durch die Ermordung, wenigstens durch die Einsperrung ihrer Brüder und nächsten Anverwandten zu befestigen suchen. Bajazet II. hat zuerst diese grausame Gewohnheit eingeführt, und nur wenige dieser unglücklichen Prinzen haben der Wuth ihres ältesten Bruders, wenn er zur Regierung kam, entgehen können; diejenigen unter ihnen, welche am gelindesten behandelt wurden, haben doch einem engen und verdrüßlichen Gefängniß, worinn sie niemand zu sehen bekamen, nicht entgehen können. Auf diese Art wurde Ibrahim, Vater des Mahomets, während der Regierung des Amurat, seines Bruders, gefangen gehalten, welcher letztere ein Sohn des Achmets und der Kiosem, einer Frau von großen Geist war, die vollkommen die Staatsangelegenheiten verstand. Mahomets Bruder, der nachher regierte, wurden auf eben dem Fuß behandelt, obgleich die Mutter des Bajazet und des Orchans ihnen die Gunst der türkischen Großen und der Janitscharen zu erhalten suchte, die mit

der

der wunderlichen und geitzigen Gemüthsart dieses Kaisers gar nicht zufrieden waren. Dieser Mahomet bestieg im Jahr 1648. nach dem Tode seines Vaters Ibrahim, den die Janitscharen in einem Aufruhr erwürgt hatten, den Thron. Er war damals nur sieben Jahr alt, und die Regierung wurde während seiner Minderjährigkeit der alten Sultaninn Kiosem gegeben, die aber bald nachher ihr Ansehen mißbrauchte, und wider ihren Enkel Mahomet einen gefährlichen Aufstand erregte, wobey sie das Leben verlor. Dieser Monarch, welcher alle sinnlichen Vergnügen und vornämlich die Jagd liebte, verließ sich wegen der Regierungsgeschäfte blos auf seinen Großvizier Achmet, der seinem Vater Koproglt (wider die sonstige Gewohnheit) in dieser ersten Bedienung des Reichs gefolgt war. Die Succession des Großvizier Achmet in die Aemter seines verstorbenen Vaters war ein Beyspiel von gar seltener Art; *) denn das gewöhnliche Schicksal der Kinder,

 wel-

*) Die Successionen der Herren Geistlichen in die Aemter ihrer ehrwürdigen Väter pflegen weit leichter, zahlreicher und sicherer zu seyn, daher sie oft ihre Bestallung zum künftigen Pfarramt schon, als Pathengeschenk, in der Wiege erhalten, und voll von der Idee ihrer Pfründe und ihres Mädchens die Universität beziehen.

welche die sterbenden Bassas hinterliessen, brachte es so mit sich, wie wir bereits im ersten Theil erinnert haben, daß sie höchstens auf die Stelle eines Beys, oder Galeerenkapitains, Rechnung machen konnten, und mit dieser niedrigen Stelle würde auch Achmet ohnstreitig haben fürlieb nehmen müssen, wofern nicht der Staat dessen Vater Koprogli große Verbindlichkeiten gehabt, und dieser dem Großsultan vorgestellt hätte, er habe das Geheimniß der Staatsgeschäfte nie einem andern, als seinem Sohn, anvertraut.

Da wir vorhin des ehemaligen türkischen Kaiser Mahomet IV. erwähnt haben, so wird ein kurzer Auszug aus seiner Lebensgeschichte, der uns mit seinem Sinn, mit seinem Charakter, und mit seinen Lieblingsgeschäften einigermaßen bekannt macht, hier nicht am unrechten Orte stehen. Er war ziemlich wohlgebildet, mehr fett, als hager, aber seine Gesundheit war vielen unangenehmen Zufällen ausgesetzt. Besonders hatte er viel Beschwerden von einem Bruch, den er auf der Jagd bey einer gewissen Anstrengung seiner Kräfte bekam, als er zu Pferde über einen sehr breiten Graben setzte; und da er gleichwohl seiner herrschenden

Leiden-

Leidenschaft nicht entsagen konnte, so mußte man ihm bisweilen in einem sehr elenden Zustande vom Pferde herunter helfen, und die angewandten Heilmittel waren unnütz, da er sich nicht zu schonen wußte. Er hatte einen unruhigen und sich nimmer gleichen Geist, welches diejenigen, die ihn bedienten, in große Verlegenheit setzte, denn ob sie sich gleich alle Mühe gaben, seine seltsame Launen auszuforschen, und sich darnach zu richten, so war es doch schwer, ihn zu befriedigen. Er hatte einen Prinz, welcher mit vielem feyerlichen Gepränge zu der Zeit, welche im Gesetz zu dieser Feyerlichkeit bestimmt war, beschnitten wurde. Die Sultaninn, seine Mutter, die der Pracht sehr ergeben war, wollte, um diese feyerliche Handlung in den Augen der Türken und der Fremden desto glänzender und prunkvoller zu machen, daß der Anzug, den der junge Prinz an diesem Tage trug, ganz mit Diamanten besetzt seyn sollte, weshalb sie viele reiche Stücke im Schatz anbrechen ließ, wohin alle Edelgesteine gebracht wurden.

Zu den Lieblingsgeschäften des Sultan Mahomet gehörte unter andern die Jagd. Dies war seine größte und unüberwindlichste

ste Leidenschaft, der er gar nicht widerstehen konnte; seine Jagdhunde waren ihm lieber, als das Leben vieler Menschen, und außerdem war er im höchsten Grade geitzig und habsüchtig. Ich will in einem einzigen Beyspiel Proben von beyden Lieblingsneigungen dieses Kaisers beybringen, woraus man zugleich seine Geschicklichkeit ersehen kann, viel zu verschenken, ohne seine Finanzen zu berühren. Wenn er auf die Jagd gieng, so ließ er eine Menge Leute von vier bis fünf Meilen aus den umliegenden Gegenden des Ortes herkommen, wo er jagen wollte, um einen großen Strich Landes zu umzingeln, und denselben so gut einzuschliessen, daß auch kein Mäuschen durchschlupfen könnte. Dies konnte aber nicht anders geschehen, als durch Verderbung der Aecker und durch Ermüdung des armen Volks, welches seine gewohnte Arbeit liegen lassen mußte, um sich einer weit härtern zu unterziehen, der es oft unterliegen mußte *). Diese anhaltenden Frohndienste machten viele Leute murren, und als ein Ver-

*) Nur gar zu oft behandeln große Herrn ihre Bedienten und Unterthanen ärger, als das Vieh, und fürchten sich weder vor dem Urtheil der Welt, noch vor den Vorwürfen ihres eigenen Gewissens, noch vor der künftig abzulegenden Rechenschaft.

Verschnittener, ein Günstling des Sultans, sich einst die Freyheit genommen hatte, ihm den Nachtheil vorzustellen, welchen solch Betragen seinen Unterthanen durch den Ruin ihrer Aecker und durch den Verlust ihres Lebens verursachte: so wurde er zornig, ließ ihn auf einige Tage ins Gefängniß werfen, und jagte ihn hierauf auf eine schimpfliche Art aus dem Serail. Weil endlich das Uebel durch diese außerordentliche Neigung des Kaisers zur Jagd immer größer wurde, so beschlossen der Großvizier und übrigen Bassas, den Mufti zu bitten, daß er ihm die übeln Folgen dieses ausschweifenden Vergnügens vorstellen sollte, weil er allein noch mit dem Großherrn davon reden durfte. Der Mufti suchte es anfänglich von sich abzulehnen, weil er wohl einsahe, daß sein Vortrag dem Großherrn nicht gefallen würde; da ihm aber endlich sehr zugeredet wurde, daß er diesen Liebesdienst dem Publikum erweisen möchte, so wagte er es, und nahm seiner Zeit wahr, um mit dem Großherrn mit aller ihm beywohnenden Klugheit und Geschicklichkeit über die gedachte verdrüßliche Materie zu sprechen. Er fand kein besseres Mittel, um ihm diese herrschende Leidenschaft zu verleiden und aus dem Kopf zu bringen, als indem

dem er ihm die Gewohnheit seiner Vorgän-
ger zu Gemüthe führte, welche Vergnügen
daran fanden, sich mit allerley artigen Klei-
nigkeiten und mit Handarbeiten zu beschäf-
tigen, wenn der Krieg oder die Staatsge-
schäfte ihnen einige Zeit zur Erholung ver-
statteten: nach ihrem Beyspiel pflegten sich
auch die Unterthanen auf nützliche Dinge
zu legen und die Künste im Reich zum grossen
Vortheil des Publikums in Flor zu brin-
gen: Sultan Amurat, sein Oheim, hätte
hörnerne Ringe gemacht, um mit dem Bo-
gen zu schießen; Ibrahim, sein Vater,
hätte eigenhändig an Zahnstochern und an
andern kleinen Instrumenten von Muscheln
und Schildkröte gearbeitet, und man müsse
diese löbliche Gewohnheit nicht eingehen
lassen, welche den Unterthanen Anlaß und
Beyspiel giebt, das nämliche zu thun, und
den Müßiggang zu fliehen. Er stellte fer-
ner seiner Hoheit vor, daß es weit an-
ständiger und dem Willen Gottes gemäßer
wäre, von der Arbeit seiner Hände zu leben,
als von dem Schweiß der Unterthanen,
und von dem Gelde, welches durch die
Auflagen einkommt, als welches das Ge-
setz verbiete, und daß seine Vorfahren
dasjenige, was sie für ihre Person verzehrt,
blos von ihrer Arbeit hergenommen hätten:
frey-

freylich wäre diese Arbeit nicht gar zu streng gewesen, sie hätten sich derselben sowohl zu ihrem Vergnügen, als, um den Vorschriften des Gesetzes ein Gnüge zu thun, unterzogen, und wenn sie ein Stück Arbeit fertig gehabt, so hätten sie es als eine besondere Gnade einem Bassa zugesandt, welcher dasselbe mit einem tiefen Respekt und großer Freude empfangen hätte: derjenige, welcher der Ueberbringer davon gewesen, hätte gesagt, indem er es überreichet, diese Arbeit wäre von der Hand des Großherrn, der es zum Verkauf schickte, um sich zu ernähren *); der Bassa, oder ein anderer Vornehmer, an den die Arbeit gerichtet war, hätte ihn mit einer ziemlichen Anzahl Beutel dafür bezahlt, ohne das Geschenk zu rechnen, welches dem Ueberbringer gehörte: daß dieses Geld blos für den Unterhalt des regierenden Herrn bestimmt wäre, und daß man ihn folglich nicht

*) Dies ist blos Affektation und Spielerey. Wenn das Land den regierenden Herrn, der es schützt und es in seinem Flor durch weise Maaßregeln zu erhalten sucht, nicht ernähren kann, so sieht es wahrlich sehr übel mit ihm aus. Es muß einmal ein Unterschied der Stände in der Welt seyn, der eine ist zum Regieren, der andere zum Schuhmachen geboren; aber die Verfertigung der Ringe und Zahnstocher ist eines großen Herrn ganz unwürdig. —

nicht beschuldigen könnte, von der Arbeit seiner Unterthanen zu leben.

So lautete der Vortrag des Mufti, und ich will im Vorbeygehen erinnern, daß die Könige von Persien eben diese Gewohnheit, oder vielmehr eben diesen Aberglauben haben. Unter der Regierung des Cha-Abas bauete man zu Jspahan Carvanseras, welches öffentliche Häuser sind, wo die Kaufleute wohnen, von deren Einkünften man die Lebensmittel für den Mund des Königs kauft, indem das Geld, welches vom Zollwesen und von den öffentlichen Abgaben einkommt, in dieser Absicht für Haram, das ist, für ungerecht und verboten gehalten wird, weil es zu den Bedürfnissen des Staats, nicht aber zur Ernährung des Regenten angewendet werden soll.

Der Großherr ließ sich den heimlichen Verdruß nicht merken, den er über den Verweis des Mufti hatte, er bezeugte, daß er seine Erinnerungen gut aufnähme, und setzte sich in Bereitschaft, ihm in kurzem zu zeigen, wie er die Ermahnung, die er ihm gegeben hätte, zu nutzen wüßte. Er gestand ihm, daß er oft an dasjenige, was

der



Jengitscher-Tschausch, Fourir einer Oda.

der Inhalt seines Vortrags gewesen wäre, gedacht hätte, und er hätte ein Handwerk im Kopf, wobey er guten Fortgang zu haben hoffte. Es vergiengen einige Tage, ehe der Großherr davon sprach, auf die Jagd zu gehen; endlich aber übernahm ihn die Ungeduld; er verließ das Serail, gieng auf die Jagd, und schoß zum erstenmal in seinem Leben einen Hasen mit einem Büchsenschuß. Zur selbigen Stunde schickte er diesen Hasen an den Mufti nebst Befehl, ihm zu sagen, daß er seinen Rath befolgt, und, nachdem er die Jägerkunst erlernet, befohlen hätte, man sollte ihm diese erste Probe seiner Kunst überbringen, welche er verkaufen wollte, um sich von dem daraus zu lösenden Gelde zu ernähren: er möchte nicht unterlassen, demjenigen zwanzig Beutel zu geben, der ihm dieses Wildpret in seinem Namen überbrächte, und was seine Person beträfe, so wüßte er schon, was oder wie viel er ihm zu schicken hätte. Der Mufti suchte seine Bestürzung zu verbergen, nahm den Hasen mit Freudenbezeugungen über die Ehre, welche ihm Seine Hoheit erwiesen, dankbarlich an, gab nach dem Befehl des Sultans zwanzig Beutel an den Ueberbringer des Hasen, und schickte deren sechzig an den Großherrn; er lernte

 also

also auf seine Unkosten und um den Preis von vierzig tausend Thalern, daß man sich nicht sehr darauf einlassen muß, großen Herrn Rathschläge oder Erinnerungen zu geben, die sie uns nicht abfordern.

Man beschuldigte übrigens den Sultan Mahomet, er sey zuweilen nicht recht bey Verstande, und sehr streng und grausam gegen seine Unterthanen gewesen, die ihn gar nicht geliebt hätten. Von seiner ausschweifenden Jagdliebe wollen wir noch eine ärgerliche Anekdote mittheilen. Er war in der Jagd unermüdet, und brachte im härtesten Winter ganze Tage in Büschen und Wäldern zu; einsmals, da er ganz spät von der Hirschjagd zurückkam, erdreistete sich der Oberjägermeister, ihm vorzustellen, daß, wenn er auf diese Art seine Sklaven dem Schnee und Eis aussetzte, er sie alle ums Leben bringen würde, indem die vergangene Nacht, deren bereits dreyßig gestorben wären. Der Sultan, ohne daß ihn dies rührte, antwortete dem Oberjägermeister, wenn es sehr kalt wäre, so sollte man seinen Hunden eine doppelte Decke geben, und wohl Acht haben, daß keiner vor Kälte umkäme, ohne der Menschen zu erwähnen, die er seiner Belusti-

gung

gung aufopferte. Da diese harte Antwort vor die Ohren des Volks kam, so faßte es gegen den Großherrn einen unversöhnlichen Haß, der ihm nicht unbekannt blieb, und ihn nöthigte, sich von der Hauptstadt seines Reichs entfernt zu halten, weil er sich daselbst nicht sicher glaubte. —

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Von den Wohnzimmern des Hoffrauenzimmers.

Ich muß hier gleich Anfangs, um die Neugierde meiner Leser nicht zu sehr zu reizen, ohne sie hinlänglich befriedigen zu können, gradehin und ohne Umschweife erklären, daß es beynahe eine unmögliche Sache ist, eine ganz genaue Beschreibung von der Einrichtung des Reviers der Frauenzimmer und von dem, was darinn vorgeht, zu geben. Es ist vielleicht in der ganzen Christenheit kein Jungfernkloster, so regelmäßig und streng es auch seyn mag, zu welchem der Zugang den Mannspersonen auf eine strengere Art verboten und abgeschnitten wäre. Die Thüren des Frauen-

zimmerreviers werden von schwarzen Verschnittenen bewachet, und außer dem Großherrn und dem Arzt im höchsten Nothfall hat nie eine Mannsperson, auch nicht ein Frauenzimmer, einen Fuß hineingesetzt, außer denen, die darinn wohnen, und die, wenn sie herauskommen, in dem alten Serail eingesperrt werden. Man muß von dieser Anzahl die Sultaninnen und ihre Hofdamen ausnehmen, welche der Großherr, wenn es ihm gefällt, in die Gärten des Serail kommen läßt, oder die er zuweilen spatzieren führt, ohne daß sie von irgend jemand gesehen werden können. Vier schwarze Verschnittene tragen eine Art von Decke oder schwebendem Gezelt, unter welchem sich die Sultaninn und das Pferd, worauf sie reitet, befindet, ausgenommen des Pferdes Kopf, welcher zur Decke hinaussieht. Was den Arzt anbetrift, so darf er, wie ich schon gesagt habe, nur im äusserten Nothfall, in die Zimmer der Sultaninnen kommen, und dies geschieht mit solcher Vorsicht, daß er weder die Kranke sehen, noch von ihr gesehen werden kann, denn er fühlt ihr den Puls durch einen Flor, indeß alle übrigen Frauenzimmer sich von ihrem Bette wegbegeben, und schwarze Verschnittene ihre Stellen eingenom-



Die Sultanin gewöhnl. Kleidung

kommen haben. Solcher vorsichtigen Maaßregeln bedienet man sich, um den Weibern im Serail alle Mittel zu benehmen, mit Mannspersonen Umgang zu haben, oder auch nur ihres Anblicks zu geniessen; und wenn ja eine Jüdinn in das Revier der Frauenzimmer kommt, um mit ihnen zu handeln, und ihnen einige Edelgesteine zu verkaufen, so wird sie von den schwarzen Verschnittenen genau durchsucht, aus Besorgniß, es möchte eine verkleidete Mannsperson seyn, welches ihm auf der Stelle den Tod zuziehen würde. Wenn die Neugierde einiger christlichen Frauenzimmer sie angetrieben hat, die Sultaninnen zu sehen, so ist es ihnen nicht wohl bekommen, wovon ich Beyspiele anführen könnte.

Es scheint zwar, als ob man vermittelst der Erzählung dieser Jüdinnen die innern Verschönerungen der Säle und Zimmer in dem Revier der Sultaninnen, wie auch einen Theil dessen, was bey der Regierung dieser kleinen Republik vorgeht, erfahren könnte: aber diese Jüdinnen dürfen nicht sehr weit hineingehen, es ist ein besonderes Vorzimmer zu ihren Handlungsgeschäften bestimmt, und die schwarzen

Verschnittenen sind gleichsam die Mäckler oder Unterhändler. Sie erkundigen sich nach allem, und da dasjenige, was die Sultaninnen kaufen wollen, durch ihre Hände gehen muß, so lassen sie sich von ihnen doppelt und dreyfach über den Werth bezahlen, und sammeln Reichthümer, ohne daß sie Gelegenheit haben, sich derselben zu bedienen. Man darf sich aber nicht über diese Genauigkeit wundern, nach welcher der Großherr nicht duldet, daß keine Mannsperson, nicht einmal ein weißer Verschnittener, sich dem Wohnort des Frauenzimmers nähern darf, wenn man sich des schrecklichen Strafexempels erinnert, welches Kaiser Amurat nach seiner Rückkehr von der Eroberung Bagdads an einem rußischen Athleten, der sich durch seine Kunst sehr berühmt gemacht hatte, und an einem Pagen des Schatzes statuirte, weil dieser den ersteren verleitete, sich in dem innern Hofe des Serails mit ihm herumzubalgen, indeß der Kaiser abwesend war. Ich habe dieses schauderhaften Beyspiels der türkischen Eifersucht und besonders der Eifersucht des Sultans im vorhergehenden Theil umständlicher Erwähnung gethan.

Ohne

Ohne uns also weiter in Ansehung des Frauenzimmerreviers und dessen, was darinn vorgeht, auf leere Muthmaßungen oder auf unwahrscheinliche Nachrichten, die sich oft einander widersprechen, einzulassen, wollen wir nur dasjenige in der Kürze anführen, was sich davon mit Gewißheit sagen läßt. Gewiß ist, daß dieses Revier des Serails zum Theil der schönen Aussicht in das Revier des Großherrn genießet, und daß Tag und Nacht schwarze Verschnittene, die häßlichsten und unleidlichsten Geschöpfe, die Thüren desselben besetzt halten. Gewiß ist es auch, daß es sehr volkreich und mit den schönsten Frauenzimmern aus verschiedenen Ländern besetzt ist, welche durch das Schicksal des Krieges oder auf andere Art den Bassas und Statthaltern der Provinzen in die Hände gefallen sind, welche diese weiblichen Geschöpfe dem Großherrn als ein Geschenk schicken. Man weiß, (und es ist bereits im Vorhergehenden erinnert worden,) daß der Großherr unter dieser großen Menge von Frauenzimmern sich nur mit zweyen, oder dreyen abgiebt, die er am meisten liebet; einige sind sogar so enthaltsam gewesen, daß sie sich nur mit einer fleischlich vermischt haben, nachdem sie solche geheyrathet hatten. Wenigstens versichert

sichert man dies zu Konstantinopel von dem großen Soliman, sobald er sich, wider die türkische Staatsklugheit mit der Roxelene vermählt hatte, nach dem Schimpf, der der Gemahlinn des Bajazet durch den Temurleng zugefügt worden war.

Die weißen Verschnittenen, welche bey dem Zimmer des Großherrn die Aufwartung haben, können einigermaßen von dem, was mit den Sultaninnen vorgeht, Rechenschaft geben, weil dasjenige Frauenzimmer, welches bey dem Großherrn schlafen soll, in sein Zimmer gebracht wird, und ist es eine neue Liebe, so verbreitet sich das Gerücht davon gleich des folgenden Tages im Serail. Man weiß auch, daß die erste unter diesen Frauenspersonen, die mit einem Söhnchen niederkommt, und Mutter des ottomannischen Thronerben wird, nach Würde behandelt wird, und den Rang über die übrigen Sultaninnen hat; die übrigen, die in der Folge Söhne oder Töchter bekommen, haben zwar auch den Charakter als Sultaninnen, aber die Anzahl der Kammerfrauen, die man ihnen giebt, ist weit geringer, als diejenige, welche der ersten Sultaninn bewilligt wird. Ich habe schon

im

im Vorhergehenden gesagt, daß die jungen Erbprinzen bis zu einem gewissen Alter bey ihren Müttern erzogen werden, und wenn sie groß und stark genug sind, um irgend eine Leibesübung zu lernen, so giebt man ihnen Lehrer und Hofmeister in einer abgesonderten Wohnung.

Man trift übrigens in dem Revier des Frauenzimmers eben so viel Schmuck und Reichthum, als in dem Wohnorte des Großherrn an, weil dies der Ort ist, wo er seine angenehmsten Stunden zubringt; es hat sein Krankenhaus, seine Bäder, und alle übrigen Bequemlichkeiten, die man nur wünschen kann. Man kann auch leicht urtheilen, daß man beynahe in diesem Quartier eben die Regeln befolgt, die in den Kammern der Ichoglans beobachtet werden, daß es, wie in den Nonnenklöstern, alte Mädchen oder Jungfern giebt, welche die jungen unterrichten, und Tag und Nacht über ihre Handlungen wachen; und daß ihr gezwungenes Gefängniß sie unter sich selbst zu eben den geilen Ausschweifungen verleitet, denen sich die viehische Lust der jungen Mannspersonen überläßt, wenn sie Gelegenheit zur Befriedigung ihrer strafbaren Begierden finden können.

Dies hat ohnstreitig zu der Fabel von den Gurken Gelegenheit gegeben, die man ihnen schnittweise und niemals ganz aufträgt, in der lächerlichen Furcht, sie möchten sich derselben zur unzeit, nämlich zum Dienst der Wollust, bedienen; diejenigen, welche diese Fabel erfunden haben, wußten vielleicht nicht, daß es die herrschende Gewohnheit im Orient ist, diese Frucht in graße, runde Scheiben zu schneiden, wie ich in dem Kapitel, welches von den Gärten des Serails handeln wird, umständlicher zeigen werde. Es herrscht aber dieses abscheuliche Laster nicht blos unter dem Frauenzimmer des Serails, sondern auch in Konstantinopel und in allen Provinzen des Reichs, und das Beyspiel der Mannspersonen, welche, indem sie den natürlichen Gebrauch des Weibes verlassen, gegen einander von einer verabscheuungswürdigen Liebe entbrennen, bewegt unglücklicherweise die Frauenzimmer, ihnen darinn nachzuahmen.

Es gab ein solches schändliches und verbuhltes Frauenzimmer unter der Regierung des Solimans, die bis zu dem hohen Grad des Unsinns ausschweifte, daß sie Mannskleider anzog, und den Leuten weiß machte, sie hätte sich die Stelle eines

Chaour



Die Sultanin in Galla-Kleidung

Amoux oder Gesandten gekauft, um von einem Künstler in Konstantinopel seine einzige Tochter zu erhalten, welche sie außerordentlich liebte, nachdem sie alle andere Mittel vergeblich versucht hatte, um ihre niederträchtigen Begierden zu sättigen. Der getäuschte Vater, der ein armer Mann war, bewilligte seine Tochter, die Heyrath wurde in Gegenwart des Kadi vollzogen, und da die Betriegerinn noch an eben dem Abend entdeckt wurde, so wurde sie des folgenden Tages verurtheilt, ins Meer geworfen zu werden, um darinn ihre unreine Brunst auszulöschen. —

Diese ausschweifende Geilheit des Frauenzimmers ist eine Wirkung und Folge von der Geilheit der Männer, und die Türken sind deswegen um so mehr zu verabscheuen, weil ihnen der Gebrauch mehrerer Weiber gegönnt ist. Aber sey es nun durch eine Strafe des Himmels, oder durch die in der Türkey so gemeinen Zaubereyen, deren sich die Weiber gegen einander bedienen, um sich die Zuneigung ihrer Männer zuzuziehen, oder geschehe es aus natürlichen Ursachen, so hat man doch immer bemerkt, daß die Türken, welche mehrere Weiber haben, nicht so viel Kinder zeugen, als diejenigen, welche keusch leben, und sich blos an einem einzi-

gen

gen Weibe halten. Diejenigen, welche
über Mahomets Religion geschrieben ha-
ben, werden ohnstreitig auch von dieser
Vielweiberey und von den Ehen der Türken
geredet haben.

Was die Art und Weise betrift, deren
sich der Großherr bey seinen Liebeshändeln
bedienet, so ist dies ein Geheimniß, welches
ich nicht ergründen kann, und, wofern man
nicht einen Roman schreiben, oder den Le-
ser mit falschen Nachrichten täuschen will,
so ist es schwer, davon zu reden. Die
großen Herrn lassen sich selten in die Karte
gucken, daß ich mich eines gemeinen Sprich-
worts bediene; die Liebesintriguen des
türkischen Großherrn insonderheit gestatten
keinen Vertrauten, der sie ausplaudern
könnte, alles, was man gemeiniglich davon
in die Welt ausstreuet, ist vielleicht weit
von der Wahrheit entfernt; überdies muß
man für alle Fürsten und Regenten, sie
mögen gläubig oder ungläubig, mehr oder
minder mächtig seyn, Respekt haben, was
man von ihren geheimen Liebeshändeln etwa
erfahren könnte, verschweigen, und ihre
Schwachheiten, selbst ihre thörichtsten Aus-
schweifungen, mit dem Mantel der Liebe
bedecken.

daß man ihm in Deutschland Brod oder Semmel geben würde, giebt man ihm im Orient eine Gurke, die es roh verzehrt, so wie sie abgeschnitten wird. Leute, die viel ermüdende Arbeit haben, wie die Kameelführer und diejenigen, welche die Pferde und Lastthiere bey den Karavanen zu besorgen haben, machen eine Art von Salat aus ihren Gurken, gleich dem, den wir unsern Pferden geben würden. Wenn Sie an dem Bestimmungsort ankommen, wo die Karavane anhalten soll, so nehmen sie ein großes Becken, welches sie mit Wasser anfüllen, worinn sie etwas geronnene Milch schütten, welche schon sauer ist, und sie schneiden eine Menge Gurken in große Scheiben, die sie hineinwerfen. Es ist ein Vergnügen, sie essen zu sehen. Unter zehn oder zwölf Personen, die sich um dieses Becken oder um diesen Napf herumstellen, ist nur ein Löffel, welcher bey der Tischgesellschaft herumgeht, und den jeder nach der Reihe nimmt, bis der Napf leer ist. Wenn dies Gericht verzehrt ist, trinken sie Wasser, und diejenigen, die das Vermögen dazu haben, trinken eine Tasse Kaffee, oder rauchen eine Pfeife Taback.

Es haben aber die Gurken im Morgenlande eine ganz besondere Güte und ange-

Bostangibachi die Aufsicht hat, wie
über alle anderen, welche dem Großherrn
gehören, umgiebt den größten Theil des
Serails, und besteht aus einer Menge
von Alleen, die mit Cypressen besetzt sind.
Man vernachläßigt sie sehr, und läßt in
den meisten Gesträuche und Unkraut wach-
sen.

Wenn man weiß, daß der Großherr
kommen und einen Spatziergang vorneh-
men wird, so reinigen eine große Anzahl
Bostangis geschwind die Gänge, wo er
gemeiniglich durchgeht, und die Zwischen-
räume, welche zwischen diesen Gängen übrig
bleiben, sind eben so viel Küchen- oder
Fruchtgärten, welche sehr gute Früchte tra-
gen. Es giebt Himbeeren und andere
Früchte in Ueberfluß, und man trift daselbst
große Stücken Melonen und Gurken, aber
weit mehr von den letzteren an, woraus
die Morgenländer eine große Delikatesse
machen. Am öftersten essen sie dieselben,
ohne sie zu schälen, und dann setzen sie ein
Glas Wasser drauf. In ganz Asien ist
dies die gewöhnliche Nahrung des gerin-
gen Volks drey oder vier Monathe hin-
durch, die ganze Familie lebt davon, und
wenn ein Kind zu essen fordert, anstatt

daß

daß man ihm in Deutschland Brod oder Semmel geben würde, giebt man ihm im Orient eine Gurke, die es roh verzehrt, so wie sie abgeschnitten wird. Leute, die viel ermüdende Arbeit haben, wie die Kameel-Führer und diejenigen, welche die Pferde und Lastthiere bey den Karavanen zu besorgen haben, machen eine Art von Salat aus ihren Gurken, gleich dem, den wir unsern Pferden geben würden. Wenn Sie an dem Bestimmungsort ankommen, wo die Karavane anhalten soll, so nehmen sie ein großes Becken, welches sie mit Wasser anfüllen, worinn sie etwas geronnene Milch schütten, welche schon sauer ist, und sie schneiden eine Menge Gurken in große Scheiben, die sie hineinwerfen. Es ist ein Vergnügen, sie essen zu sehen. Unter zehn oder zwölf Personen, die sich um dieses Becken oder um diesen Napf herumstellen, ist nur ein Löffel, welcher bey der Tischgesellschaft herumgeht, und den jeder nach der Reihe nimmt, bis der Napf leer ist. Wenn dies Gericht verzehrt ist, trinken sie Wasser, und diejenigen, die das Vermögen dazu haben, trinken eine Tasse Kaffee, oder rauchen eine Pfeife Taback.

Es haben aber die Gurken im Morgenlande eine ganz besondere Güte und ange-

nehmen Geschmack, und ob man sie gleich roh ißt, so thun sie doch niemals Schaden. Die Geschichte der Gurken, welche den grausamen Tod von sieben Kammerpagen des Großherrn verursachten, ist vielleicht nur wenigen bekannt, oder es wissen nur wenige, warum die Kammerpagen nicht mehr in die Gärten gehen dürfen. Sultan Mahomet *II.* als er einst in den Gärten des Serail, von seinen Pagen begleitet, spatzieren gieng, wunderte sich, als er einige Gurken sahe, welche schon sehr schön und nach Maßgabe der Jahreszeit schon sehr weit in ihrer Reife gediehen waren. Da er ein großer Liebhaber war, so empfahl er sie dem Bostangibachi, der sie alle Tage zählte, und mit Ungeduld wartete, daß einige reif werden möchten, um sie dem Großherrn zu überreichen. Als er einige Tage hernach die Gurken untersuchte, fand er, daß man drey oder vier Gurken von denen, die beynahe reif waren, gestohlen hätte, und nachdem er eine genaue Untersuchung mit denen anstellte, welche diese Verwegenheit gehabt haben konnten, erfuhr er, daß nur die Kammerpagen an diesem Tage in den Gärten gewesen waren. Er stattete sogleich seinen Bericht davon an den Großherrn ab, der darüber in den hef-



Töptschi
Türckischer Artillerist.

heftigsten Zorn gerieth, und, weil keiner von den Pagen die Sache gestehen wollte, durch eine unerhörte Grausamkeit, wovon man noch kein Beyspiel hat, sieben von denselben die Bäuche aufschneiden ließ. Die gestohlne Frucht fand sich in dem Bauch des siebenten von diesen unglücklichen Jünglingen, welcher sich nicht unterstanden hatte, seinen Fehler zu gestehen, und welcher glaubte, daß der Zorn des Sultans nicht so weit gehen würde. Seit dieser Zeit und zum Andenken einer so seltsamen Handlung dürfen die Pagen nicht mehr in die Gärten des Serails gehen, denn was ein Regent verordnet hat, wie ich schon bey einer andern Gelegenheit bemerkt habe, wird nie von dessen Nachfolgern widerrufen, welche gegen die Edikte ihrer Vorfahren diesen Respekt beweisen.

Mitten in der großen Allee, welche vom Serail nach dem Seethore geht, nach Skundaret zu, sieht man eine viereckichte Pyramide auf einem Fußgestell, welche vier Menschen Mühe haben würden, zu umspannen. Um das Fußgestell herum hat man Strauchwerk wachsen lassen, und vermuthlich in der Absicht, damit man sich denselben nicht nähern könne. Von oben bis un-

ten an der Pyramide ist alles mit Figuren angefüllt, denen man die Köpfe abgebrochen hat, und man kann aus den Ueberbleibseln schließen, daß eine sehr schöne Figur nebst Kopf oben drauf gewesen seyn mußte, um das Werk zu krönen. Diese Pyramide ist der Säule des Trajans in Rom ähnlich, und wenn man beyde sieht, sollte man glauben, daß sie von einem und eben demselben Meister wären.

Alle Springbrunnen in den Gärten haben ihre marmornen Becken von verschiedenen Farben. Neben einem jeden ist eine Art von kleiner Erhöhung oder Gerüste, welche man mit reichen Tapeten und seidenem Zeuge bedeckt, wenn der Großherr da spatzieren gehet; nur alsdenn läßt man die Springbrunnen spielen, womit er oft den Sultaninnen, die ihm Gesellschaft leisten, ein Vergnügen macht. Zwey tausend Bostangis sind zur Bearbeitung dieser Gärten bestimmt, und ohngeachtet dieser Menge von Leuten, ist doch zwischen den türkischen Gärten und zwischen den Gärten der europäischen Nationen, sonderlich der Deutschen, Franzosen und Italiäner ein großer Unterschied.

Neun



Tshorbaschi
Hauptmann deren Mataratschi.



Matartschi

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Von den Fürsten, welche der muhamedanischen Religion in Europa, Asien und Afrika zugethan sind.

Da ich in dem Vorhergehenden so oft der muhamedanischen Religion zu erwähnen Gelegenheit gehabt habe, so ist es wohl der Mühe werth, zu zeigen, wie weit sie sich in den vier Theilen unsers großen Erdstrichs auf dem festen Lande erstreckt; denn der Muhamedismus hat nie in den Ländern Fuß gefaßt, die erst seit einigen Jahrhunderten entdeckt worden sind. Ich will mich hier nicht auf Muhameds Lehrsätze einlassen, wovon viele andere schon geschrieben haben, sondern nur dem Leser gleichsam eine geographische Karte von allen Ländern in Asien, Europa und Afrika darbieten, welche von den Anhängern des Muhameds bewohnt werden. Obgleich die Meynungen ihrer Lehrer, was die Auslegung des Gesetzes betrift, sehr verschieden sind, und es hauptsächlich zwo große Sekten giebt, die Sekte des Mu-

hameds, welches der Stamm ist, und die Sekte des Ali, eines seiner vornehmsten Nachfolger, so kommen doch diese beyden Hauptsekten und die besondern Sekten, die aus jenen herfließen, in den wesentlichsten Punkten, die jeder Muselmann nach seinem Gewissen zu halten und zu beobachten verbunden ist, überein. Ich habe schon etwas davon gesagt, als ich des fünfmaligen Gebets erwähnte, welches die Türken nach ihrem Gesetz täglich zu thun unausbleiblich verbunden sind, und die Wallfahrt nach Mekka ist ein Haupterforderniß der muhamedanischen Religion.

Wir haben in Europa keine andere muhamedanische Fürsten, als den türkischen Kaiser, und den Cham der kleinen Tartarey: aber in Asien giebt es deren mehrere, welche sehr mächtig sind, und große Länder besitzen. In Asien erstreckt sich das Gebiet des Großherrn bis jenseits der Urquellen und der Mündung des Tygris und gegen Norden bis an die Länder der Mingrelier. Wenn man nun der Reihe nachgeht vom Abendlande bis zum Morgenlande, so muß man nächst dem Großherrn die Beherrscher der drey Arabien zu Muhameds Anhängern zählen. Der König



Der Gardian, Auffseher der Sclaven.



Ein Christen Sclave.

dem Großherrn, dem König von Persien, den arabischen Fürsten, und dem Cham der großen Tartarey, alle andern Könige, die ich genannt habe, keine andere, als abgöttische Unterthanen haben, und daß das ganze gemeine Volk in der Finsterniß des Heidenthums begraben liegt. Die großen Herren aber nebst allem, was zum Soldatenstande gehört, folgen der Lehre Mahomets.

In Afrika giebt es einen muhamedanischen König, der längst der Küste von Abex herrscht, woraus man die Aussicht nach dem glücklichen Arabien bis an das Kap von Guardefu hat, und seine Herrschaft erstreckt sich über das rothe Meer und über den Ocean. Die Statthalter, welche der Großherr in Aegypten und auf den Inseln des rothen Meers hält, und diejenigen, die er längst der Küste der Barbarey zu Tripoli, Tunis und Algier eingesetzt hat, welche den Titel Könige annehmen, sind auch alle Muhamedaner, und endlich ist der König von Fez und Marokko ein Anhänger des falschen Propheten.

Alle diese Könige und Fürsten kommen vornämlich in diesem Punkt überein, daß sie sich für verpflichtet halten, alle Jahre ein

nig von Persien, der große Mogul, der König von Visapour, der König von Golconda, die Könige von der malabarischen Küste, worunter der vornehmste der von Komorin ist; der große Cham der Tartarey und die Könige vom Gebirge aus Norden eben der Tartarey, die sich nach China begeben haben, alle diese Könige und Fürsten, sage ich, folgen der Lehre Mahomeds.

In den orientalischen Inseln sind der König der Maldiver, der König von Achem, oder Sumatra, der Kaiser von Java, der Kaiser von Bantam auf eben der Insel, und der König von Macasser sind alle Muhamedaner.

Von dem ältesten Prinzen des Kaisers von Java, welcher im Jahr 1648. regierte, erzählt man als etwas sonderbares, daß er sechs Finger und sechs Zehen, alle von gleicher Länge gehabt habe.

Die Könige von Persien, von Visapour und von Golconda folgen der Sekte des Ali, und die Könige der tartarischen Gebirge haben auch besondere Sekten. Ueberdies muß man bemerken, daß außer

dem Großherrn, dem König von Persien, den arabischen Fürsten, und dem Cham der großen Tartarey, alle andern Könige, die ich genannt habe, keine andere, als abgöttische Unterthanen haben, und daß das ganze gemeine Volk in der Finsterniß des Heidenthums begraben liegt. Die großen Herren aber nebst allem, was zum Soldatenstande gehört, folgen der Lehre Mahomets.

In Afrika giebt es einen muhamedanischen König, der längst der Küste von Abex herrscht, woraus man die Aussicht nach dem glücklichen Arabien bis an das Kap von Guardefu hat, und seine Herrschaft erstreckt sich über das rothe Meer und über den Ocean. Die Statthalter, welche der Großherr in Aegypten und auf den Inseln des rothen Meers hält, und diejenigen, die er längst der Küste der Barbarey zu Tripoli, Tunis und Algier eingesetzt hat, welche den Titel Könige annehmen, sind auch alle Muhamedaner, und endlich ist der König von Fez und Marokko ein Anhänger des falschen Propheten.

Alle diese Könige und Fürsten kommen vornämlich in diesem Punkt überein, daß sie sich für verpflichtet halten, alle Jahre ein

ein Geschenk nach Mekka zu schicken, welches gewöhnlich in reichen Tapeten besteht, womit das Grab Mahomets bedeckt wird. Zuweilen werden dergleichen Geschenke bey Gelegenheit eines besondern Gelübdes gemacht. Einst war der große Mogul krank, und, da er genesen war, so schickte er, um dem Propheten, für die Wiedererlangung seiner Gesundheit zu danken, nach Mekka einen Koran, der vierhundert tausend Thaler geschätzt wurde, mitten auf dem Deckel befand sich ein Diamant von drey Karat, und das übrige war mit verschiedenen Edelgesteinen auf beyden Seiten ausgeschmückt. Die Gelegenheit zu diesem Geschenk war die Furcht, die ihm ein Geistlicher einjagte, der ihm sagte, er würde sterben, noch ehe ein Jahr vergienge, welches aber doch nicht eintraf. Der König gerieth bey dieser unglücklichen Vorhersagung in Zorn, und er fragte den Geistlichen ziemlich derb, ob er denn die Zeit seines eigenen Todes genau bestimmen könnte? der Geistliche antwortete: in drey Tagen würde er sterben; dies erfolgte in der That zu des Moguls großer Verwunderung, und veranlaßte ihn, für sich selbst ein ähnliches Schicksal zu fürchten. Dies bewog ihn, ein Geschenk von so großem Werth

nach Mahomets Grab zu schicken, um für die Gnade erkenntlich zu seyn, die er ihm dadurch erwiesen hatte, daß die Weissagung des Braminen falsch befunden wurde, indem der König nicht einmal recht krank gewesen war.

Ich muß hier, nachdem ich im vorhergehenden Theil von der Wallfahrt nach Mekka, von dem Zelt und von der Tapete, welche der Großherr alle Jahre hinschickt, geredet habe, noch etwas von den verschiedenen Wegen nachholen, welche die Karavanen nehmen, nach den verschiedenen Gegenden der Welt, aus welchen alle Jahre große Haufen Muhamedaner abreisen.

Zuerst begeben sich die Gesandten, welche die Könige der vorbenannten Inseln, und die Könige von Indien jenseit des Ganges an den Scheck von Mekka mit ihren Geschenken schicken, zur See nach Mocha, einer Seestadt des glücklichen Arabiens, und von da nach Mekka auf Kamelen.

Die Perser, welche am Meer entlängst wohnen, gehen auf Ormus oder auf Bandar zu, und nachdem sie über den Meerbusen gegangen sind, welcher an diesem Ort nur zwölf bis dreyzehn französische Meilen breit ist, durchstreichen sie Arabien

dien, um sich in die Stadt des Prophe-
ten zu begeben. Aber die aus dem obern
Persien nach dem Kaspischen Meer zu und
alle Tartarn kommen nach Tauris und von
Tauris nach Allepo, von wo große Ka-
ravanen abgehen, welche die Wüsten durch-
wandern, und die Pilgrimme nach Mekka
bringen. Einige nehmen den Weg nach
Babylon, aber nur selten, weil der Bassa
einen Tribut von ihnen fordert, und vor-
nämlich von den Persern, die von den
Türken für Ketzer gehalten werden; dieser
Umstand bewegt den König von Persien,
seinen Unterthanen diesen Weg über Ba-
bylon zu verbieten, weil er sich gegen dem
Türken etwas einbildet.

Demohngeachtet nehmen einige Perser,
die unter allen die heiligsten und eifrigsten
seyn wollen, den Weg nach Babylon,
weil sie derselbe zugleich zum Grabe ihres
Propheten Ali führt, welches nur acht
Tagereisen von Babylon entfernt ist.
Babylon, das ehedem so mächtige, reiche
und blühende Babylon, ist jetzt der elen-
deste Ort unter allen Oertern der Welt, der
nur sehr schlechtes Wasser aus gewissen
Brunnen und aus einem Kanal hat, den
Cha-Abas, aus dem Euphrat führen
ließ, den man aber gänzlich hat zu Grunde

gehen lassen. Wenn man daselbst gutes Wasser trinken will, so muß man es fünf oder sechs Tagereisen herholen; und der falsche Prophet legt seinen andächtigen Verehrern diese Beschwerlichkeit auf, daß er sie so weit herkommen läßt, um vor Durst zu sterben, und eine so schlechte Herberge zu haben.

Was die arabischen Fürsten betrift, so haben sie eben nicht sehr weit zu reisen, weil sie dem Grabe Mahomets am nächsten sind.

Die Europäischen Mahomedaner begeben sich nach Aleppo, um sich an die Karavane anzuschließen, und die von Afrika gehen nach Kairo, und treffen in der Wüste mit eben der Karavane von Aleppo achtzehn Tagereisen von Medina zusammen, wo man ein Wasser findet, welches durch einen Kanal bis zu dieser Stadt während der achtzehn Tagereisen gehet. Sie glauben einer alten Tradition zufolge, daß dieses Wasser von ihrem Propheten Mahomet gefunden wurde, als er mit seinem Kriegsheer, welches vor Durst sterben wollte, durch die Wüsten gieng, und daß, da er zuerst davon trinken wollte, eine Stimme aus dem Wasser gekommen wäre, welche gerufen hätte: Prophet, du wirst es bitter finden. Er habe auf diese Stimme

me geantwortet: Wir wollen alle davon trinken, denn ich weiß, daß es süß ist, und wollte Gott, wir fänden immer solches Wasser. Darauf hätte die Stimme zum zweytenmal gerufen: Prophet, befiehl nur, ich werde dir folgen, und alsbald, nachdem der Prophet geredet hätte, wäre ein Kanal unter der Erde entstanden, der ihm bis nach Medina gefolgt wäre. Von Damas, von Jerusalem, und von Kairo zählt man vierzig Tagereisen bis nach Medina, und bey der zwey und zwanzigsten Tagereise trift man dieses Wasser an. Es geschieht zum Theil, um dieses Wunderwasser zu sehen, welches der Prophet versüßt hat, und welches er achtzehn Tagereise lang fließen ließ, daß ein so großer Zusammenfluß von Völkern aus allen Gegenden der Welt sich an jene Oerter hinbegiebt; es giebt keinen Muhamedaner, so entfernt er auch seyn, und so wenig er auch Gesundheit und Vermögen besitzen mag, der nicht einmal in seinem Leben in Person nach Mekka gehen, oder doch jemanden an seiner Statt hinschicken sollte.

Nachdem die Pilgrimme sich einige Tage in Medina aufgehalten haben, begeben sie sich nach Gebel-Araffa, das heißt, an

den

den Ort, wo die Türken glauben, daß Adam seine Frau Eva fünf hundert Jahr, nachdem sie Gott erschaffen hatte, fand.

Dies ist eine Stadt in den Gebirgen zwo Tagereisen von Medina, und eine von Emena, welches auch eine Stadt auf dem halben Wege ist. Sobald die Pilgrimme daselbst angelangt sind, so kaufen alle diejenigen, die das Vermögen dazu haben, einen Hammel, um ein Brandopfer zu thun, und es nachher unter die Armen zu theilen, indem sie nicht mehr, als zwey Pfund, für sich behalten können. Wenn sie darinn einen Fehler begiengen, und man es erführe, so dürften sie in ihrem ganzen Leben sich nicht den Kopf scheeren, noch sich die Nägel beschneiden. Von Gebel-Araffa kehren sie nach Medina zurück, wo man die Zeit in Rechnung bringt, zu welcher die Karavane daselbst angelangt ist, weil alle Pilgrimme, die zu Lande ankommen, wie ich schon an einem andern Ort gesagt habe, siebenzehn Tage ernährt werden; diejenigen aber, welche zu Wasser kommen, werden die ganze Zeit über, da sie sich daselbst befinden, in Speise und Trank erhalten, und wenn sie auch ihre ganze Lebenszeit hindurch dableiben sollten. —

Ende des zweyten Theils.

Nach-

Nachtrag

zu den

Galanterieen der Türken.

Da ich bisher nicht allein von dem Wohnort des Verlegers, sondern auch von dem Druckort und von demjenigen, wo die Kupfer gestochen worden, entfernt gelebt: so habe ich mit dem Verleger wegen der Anzahl der zu meinem Buche gehörigen Kupfer von wirklich darinn vorkommenden Personen keine bestimmte Abrede nehmen können. Bey meiner Zurückkunft hieselbst hab ich mit Verwunderung wahrgenommen, daß derselbe eine weit größere Anzahl von Kupfern zu dem Werke besorgt hat, als eigentlich nöthig war. Dies wird nun dem Leser natürlicher und billiger weise eine Inkonvenienz zu seyn scheinen, und dies um so mehr, da von vielen der gedachten Kupfern im Buche selbst nicht ein Wort gesagt ist, auch nach meinem Plan und nach meiner Absicht nicht gesagt werden konnte.

Ich kann nun für meine Person dieser Inkonvenienz, da die Sache einmal nicht

zu

zu ändern, und das Geld für die Platten ausgegeben ist, nicht anders abhelfen, als daß ich in diesem Nachtrage ein kurzes Verzeichniß von denjenigen Kupfern beyfüge, die zwar hin und wieder in meinem Buche stehen, von denen aber nicht eine Silbe gesagt ist. Der Leser wird es vermuthlich so genau nicht nehmen, zumal, da es eben nichts seltenes ist, daß man in verschiedenen, großen und kleinen Büchern sehr oft Kupfer antrift, von denen man nicht weiß, was sie eigentlich sagen wollen, und wo sie eigentlich hingehören.

Die Kupfer also, von denen man in meinem Buche keine nähere Belehrung antrift, sind folgende:

1) Deli, Spaßmacher des Großherrn. Ich würde dieses Hofnarren des türkischen Kaisers in meinem Buche erwähnt haben, wenn ich nicht zweifelhaft gewesen wäre, ob auch noch jetzt der regierende Kaiser sich einen solchen Spaßmacher hielte, da auch in der Türkey gegenwärtig mehr Aufklärung herrscht, als ehedem, und da die Hofnarren, diese unnützen und müßigen Geschöpfe, die mehrmals mit den sogenannten Hofpoeten in einer Person vereinigt waren, an allen europäischen Höfen abgeschaft sind. Es ist kaum glaublich, wenn man die elenden Türlüpinaden, Gaukeleyen, und groben, auch



Ein Galeeren Sclave.

6) Ein schwarzer Verschnittener. Von diesem hab ich ausführlich geredet.

7) Eine schwarze Sklavinn. Von dieser ist nichts erwähnt.

8) Eine Türkinn in Hausbeschäftigung, gehörte auch nicht eigentlich zu den Galanterieen der Türken; denn bey einer ehrbaren Mattone, die ihre Küche und ihr Hauswesen bestellt, ihre Kinder erzieht, u. s. w. läßt sich nicht viel galantes denken.

9) Eine Türkinn ins Bad gehend, könnte noch eher unter die Rubrik der Galanterieen gehören.

10) Eine weiße Christensklavinn.

11) Alley = Tschaus.

12) Jengitscher = Tschaus.

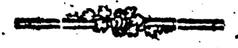
13) Kaiserlicher Reitknecht.

14) Mataratschi.

15) Janitschar in Kampagne = Equipage.

Wenn ich von allen diesen Personen umständlich hätte reden, und mich auf die ganze, politische Einrichtung der Türken einlassen wollen, so hätte ich wenigstens ein Buch von mehreren Alphabeten schreiben müssen. Der Deli, oder Spaßmacher des Großherrn kann, weil ich doch nun ein paar Worte von ihm und seinen Herrn Kollegen gesagt habe, seinen Platz in diesem Nachtrage finden.

Der Verfasser.



Anhang

welcher

in einem kurzen Auszuge

die Geschichte

einer vornehmen

türkischen Frauensperson

enthält,

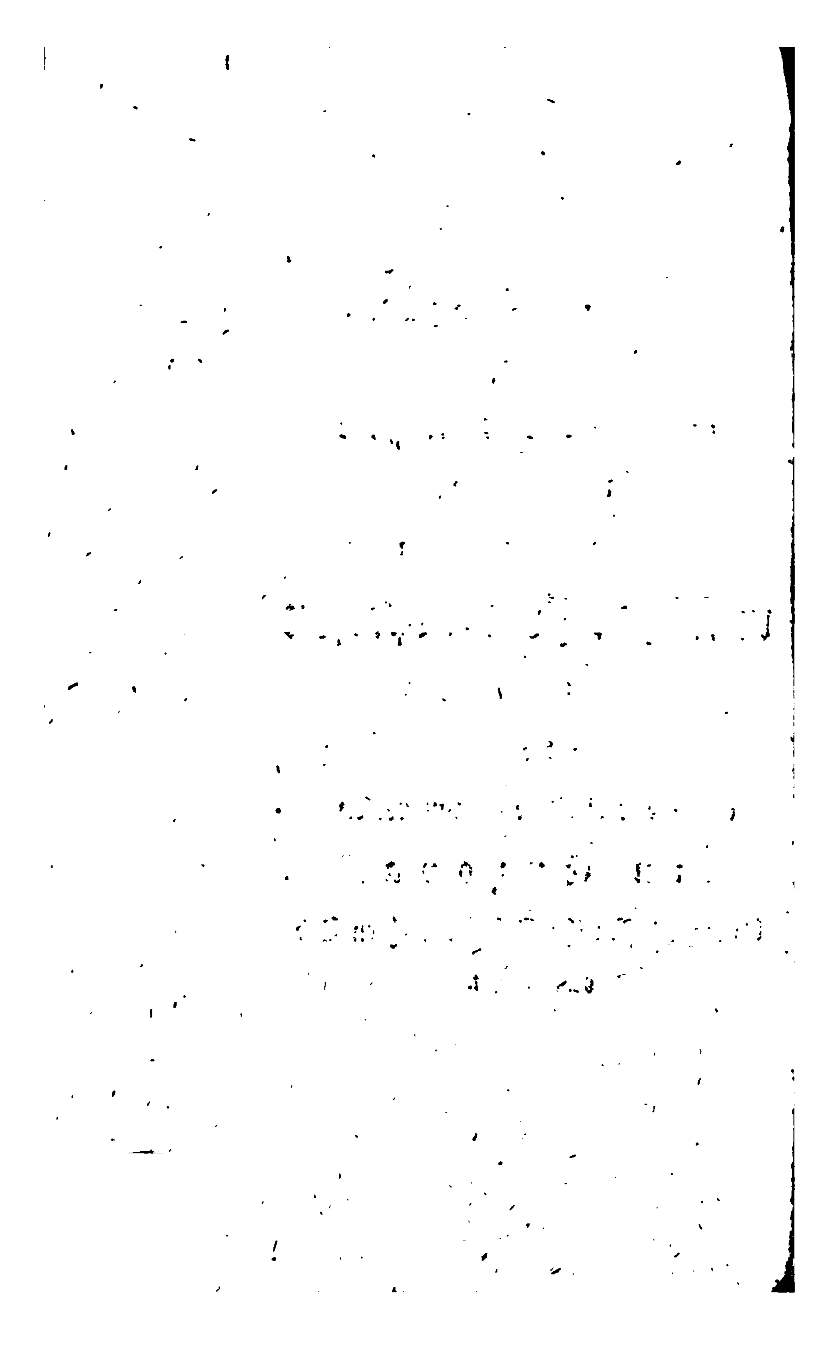
die

als eine verkleidete Mannsperson

in Europa

bey den Waffen ihr Glück und ihren Tod

gefunden hat.





Prolog.

Obgleich die Geschichte, woraus ich hier einen kurzen Auszug liefere, mit dem Vorhergenhenden, mit den Galanterieen der Türken, keinen nothwendigen Zusammenhang hat: so läßt sich doch auch leicht eine natürliche Verbindung zwischen diesem sogenannten Appendix und dem Vorhergehenden denken. Denn die Heldinn dieser Geschichte war auch galant, und eben ihre Galanterie verleitete sie, weil ihr das Glück in der Liebe nicht günstig war, oder wenigstens nicht bald ge-

nug ihr Vorhaben begünstigte, und sich ihren Wünschen gemäß verhielt, zu dem kühnen Entschluß, ihr Geschlecht zu verleugnen, Männersitte und Männersprache anzunehmen, und mitten unter dem Geräusch der Waffen Ehre und ferneres Fortkommen zu suchen.

Die Sache wird denen vielleicht eine Fabel zu seyn scheinen, die nicht wissen oder erwägen, daß mehrere Beyspiele von mannhaften Frauenzimmern vorhanden sind, die, weil sie an der sitzenden, eingezogenen Lebensart, an den Tändeleyen und Ausschweifungen der Liebe, und an weiblichen Beschäftigungen überhaupt kein Vergnügen finden konnten, sich ein männliches Ansehen gegeben, und im Kriege sich hervorgethan, und ihr Glück gemacht haben.

Man darf sich nur, ohne eben Beyspiele der neueren Zeit, die wirklich vorhanden sind, mühsam aufzusuchen, an die Amazonen, diese Heldinnen der alten Welt erinnern, von denen die Geschichte sagt, daß sie nur eine Brust gehabt hätten, weil die andere ihnen abgeschnitten war: so wird man auch die gegenwärtige Erzählung nicht ungereimt, oder unglaublich finden.

Ueberhaupt treffen wir im menschlichen Leben, wenn wir auf den Gang der Natur und



Eine Christen Sclavin

nug ihr Vorhaben begünstigte, und sich ihren Wünschen gemäß verhielt, zu dem kühnen Entschluß, ihr Geschlecht zu verleugnen, Männersitte und Männersprache anzunehmen, und mitten unter dem Geräusch der Waffen Ehre und ferneres Fortkommen zu suchen.

Die Sache wird denen vielleicht eine Fabel zu seyn scheinen, die nicht wissen oder erwägen, daß mehrere Beyspiele von mannhaften Frauenzimmern vorhanden sind, die, weil sie an der sitzenden, eingezogenen Lebensart, an den Tändeleyen und Ausschweifungen der Liebe, und an weiblichen Beschäftigungen überhaupt kein Vergnügen finden konnten, sich ein männliches Ansehen gegeben, und im Kriege sich hervorgethan, und ihr Glück gemacht haben.

Man darf sich nur, ohne eben Beyspiele der neueren Zeit, die wirklich vorhanden sind, mühsam aufzusuchen, an die Amazonen, diese Heldinnen [illegible] ten Welt erinnern, von denen die Geschichte sagt, daß sie nur eine Brust gehabt hätten, weil die andere ihnen abgeschnitten war: so wird man auch die gegenwärtige Erzählung nicht ungereimt, oder unglaublich finden.

Ueberhaupt treffen wir im menschlichen Leben, wenn wir auf den Gang der Natur

und



Eine Christen Sclavin

und auf ihre mannichfaltigen Produkte und Mißgeburten oder Karrikaturen merken, so manches weibliches Geschöpf an, welches blos die äußerlichen Gliedmaßen vom männlichen Geschlecht unterscheidet, dessen Ton, Anstand, Gang und Sinnesart ganz männlich ist, und welches gleichsam zu den Spielwerken der Natur gehört, wie es dagegen auf der andern Seite auch Mannspersonen giebt, die so weibisch, so wenig gesetzt sind, daß man sie, wenn man ihnen eine Haube aufsetzen, und sie äusserlich metamorphosiren wollte, schwerlich von andern Weibspersonen unterscheiden würde.

Es kann seyn, daß ich diese Geschichte eines vornehmen türkischen Frauenzimmers, wovon ich hier nur ein Bruchstück, eine unvollendete Skizze liefere, noch einmal genauer bearbeite, und sie dem Publikum vollständiger übergebe; und dann wünsche ich, daß mich meine Mühe, und den Leser sein Geld und sein Zeitaufwand nicht gereuen möge. Leipzig, im Februar 1785.

Der Verfasser.

Die Heldinn, deren Geschichte ich hier kürzlich beschreiben will, war die Tochter eines vornehmen und reichen Bassa, der bey dem damaligen Großherrn in Gnaden stand. Die Natür hatte sie zu dem vollkommensten Frauenzimmer gebildet, und sie nicht allein mit allen körperlichen Reizen, sondern auch mit großen Verstandesfähigkeiten begabt; ihr Name hieß Selimah, und sie war unter mehreren Kindern, männlichen und weiblichen Geschlechts die Lieblinginn ihres Vaters, dem sie oft, wenn er von den Geschäften seines Amts ausruhete, durch allerley drollichte Einfälle und selbsterfundene, launigte Erzählungen die Zeit vertrieb. Der alte Bassa ließ ihr daher auch allen Willen, und gestattete ihr Freyheiten, die er den andern Kindern nicht würde erlaubt haben.

Ihr Körper war zwar ein Muster der weiblichen Schönheit; sie war aber bey aller anscheinenden Zärtlichkeit, die dem weiblichen Geschlecht eigen zu seyn pflegt, sehr stark und robust, und würde es mit vielen von unserm Geschlecht, die ihre Stärke nicht zu brauchen wissen, aufgenommen haben.

Kaum

Kaum hatte sie das dreyzehnte Jahr erreicht, so entdeckte man schon bey Selmah eine starke, unwiderstehliche Neigung zu den Waffen, und ein ausnehmendes Vergnügen an kriegerischen Uebungen, so daß sie eher ein Gewehr abschießen, als mit dem Spinnrocken oder mit der Nähnadel umgehen konnte; sie wußte sich verschiedene Gattungen von Waffen mit unglaublicher Geschicklichkeit zu bedienen; sie liebte auch die Jagd, und wenn sie etwas zu ihrem Stande, zu ihren weiblichen Bedürfnissen, oder zur muhamedanischen Religion gehöriges lernen sollte, so mußte man ihr erlauben, ein Paar Tage auf die Jagd zu gehen. Ihre Aeltern, und besonders der alte Bassa belustigten sich darüber, bis es sich einst zutrug, daß sie auf eine Menge Tauben schoß, die in einer mit Getraide angefüllten Scheune waren; worauf unglücklicher weise die Scheune Feuer fieng, und ein Theil derselben wegbrannte, ohngeachtet der schleunigen Hülfe, die man anwandte, worüber der Bassa sehr unwillig war, daß er seine Tochter einige Tage nicht sehen wollte; sie wußte ihn aber bald wieder gut zu machen. Sie durfte sich nur krank stellen, und das Bette hüten, so ließ der Alte seinen ganzen Zorn schwinden.

Ob nun gleich Selimah ihrem Vater versprochen hatte, künftig in dem Gebrauch der Waffen vorsichtiger zu seyn, und sich derselben, da es Personen ihres Geschlechts nicht zieme, so viel möglich, zu enthalten, so konnte sie doch, wenn sie sich gleich eine Zeitlang Gewalt anthat, ihrer angebornen Neigung nicht lange widerstehen, und es ereignete sich bald ein Vorfall, der noch trauriger, als der vorhergehende war.

Beyläufig muß ich anmerken, daß zu eben der Zeit, da die Liebe zu den Waffen und das Wohlgefallen an männlichen, kriegerischen Uebungen Selimah's ganze Seele einzunehmen, und jede andere Leidenschaft aus derselben zu verdrängen schien, sich wider alles Vermuthen die Liebe zum männlichen Geschlecht in ihrer Seele entflammte, wozu der unvermuthete Anblick eines jungen, feurigen, und wohlgebildeten Gelehrten Gelegenheit gab, der aus Deutschland gebürtig war, und den der schwedische Gesandte als seinen Gesellschafter mitgebracht hatte, um auf den Fall, daß sein Gesandtschaftssekretair krank würde, dessen Stelle vertreten zu können. Er wurde öfters von seinem Principal in das Haus des Bassa in gewissen Geschäften geschickt, und da hatte er Gelegenheit, die schöne und herz-

hafte

lusste Selimah zu sehen, die sogleich von ihm eingenommen ward, und er wurde an seinem Theil nicht minder von ihren Reizen gefesselt. Obgleich das türkische Frauenzimmer sonst sehr eingeschränkt ist, und sehr eingezogen, entfernt von dem Umgange mit Mannspersonen, leben muß: so hatte Selimah, wie ich schon vorhin erwähnt habe, weit mehr Freyheit, als andere Personen ihres Geschlechts und Standes, weil ihre Aeltern ihr nichts Schlimmes zutrauten. Daher konnte sie oft den deutschen Gelehrten, der sich Wiedemann nannte, und von sehr guter Familie war, sehen und sprechen, und, weil sie etwas Französisch verstand, ihm ihre Neigungen und Gesinnungen zu verstehen geben, der nichts unterließ, um sich ihrer Liebe und Achtung immer würdiger zu machen. Selbst der alte Bassa konnte diesen jungen Menschen wegen seines artigen, einschmeichelnden Wesens und wegen seiner wohlgebildeten Leibesgestalt gut leiden, und hatte sein Wohlgefallen daran, wenn er seine Tochter einige Minuten mit demselben in einer fremden Sprache verplaudern sah. Ich werde bald Gelegenheit haben, von dieser angehenden Liebesintrigue und ihren Folgen mehr zu sagen.

Wiedemann hätte sein Geheimniß bald gegen den Gesandten verrathen, denn er war immer, wenn er aus dem Hause des Bassa zu ihm zurückkam, um ihm von dem aufgetragenen Geschäft Antwort zu bringen, ganz außerordentlich vergnügt, und bisweilen sehr zerstreut, wenn er ihm auf vorgelegte Fragen antworten sollte. Einst fragte ihm der Gesandte nach der Ursache seiner besondern Aufgereimtheit. Er antwortete: es sey seine Art so, immer vergnügt zu seyn, und außerdem werde er von dem Bassa immer so gnädig empfangen, und wegen seiner geringen Talente mit so großen und schmeichelhaften Lobsprüchen belegt, daß dies seine von Natur vergnügte Gemüthsart vermehre. Diese Antwort mußte sich der Gesandte einstweilen gefallen lassen. Wir kehren zu Selimah und zu dem unglücklichen Vorfall zurück, der ihrem Schicksal eine ganz andere Wendung und ihr Gelegenheit gab, ihre starke Neigung zu den Waffen zu befriedigen.

Der Bassa, Selimah's Vater, hatte drey Söhne, wovon der älteste, zur Verbesserung seiner Gesundheitsumstände, auf Reisen gegangen war. Seine Zurückkunft ver-

verursachte der ganzen Familie und besonders dem alten Bassa große Freude, denn wirklich hatte die Reise seine schwachen Nerven gestärkt, und seine verlornen Kräfte wieder hergestellt. Dieser junge Mensch war, wie sein Vater, und seine Schwester, ein Liebhaber der Jagd, und belustigte sich damit einige Tage nach seiner Zurückkunft hinter einander. Selimah sahe ihn niemals auf die Jagd gehen, ohne grausame Unruhen zu verspüren, denn sie hatte ihren Aeltern, die für ihr Leben und für ihre Gesundheit besorgt waren, versprechen müssen, auch in dieser Art des Vergnügens sich zu mäßigen, und seine Zurückkunft beunruhigte sie noch mehr: sie fiel sogar auf kindische Einfälle, indem sie befürchtete, weil er immer viel Wildpret mit nach Hause brachte, es möchte nichts mehr zu schießen übrig bleiben.

Einst, da der alte Bassa mit seinem Sohn auf die Jagd gegangen war, kam ein Bauer (dieser Bassa hatte zugleich die Aufsicht über die nächsten Dorfschaften) und beklagte sich über den großen Schaden, den ein wildes Schwein in seinem Getraide anrichtete; er bat zugleich, man möchte doch jemanden hinschicken, um das Unheil

nug ihr Vorhaben begünstigte, und sich ihren Wünschen gemäß verhielt, zu dem kühnen Entschluß, ihr Geschlecht zu verleugnen, Männersitte und Männersprache anzunehmen, und mitten unter dem Geräusch der Waffen Ehre und ferneres Fortkommen zu suchen.

Die Sache wird denen vielleicht eine Fabel zu seyn scheinen, die nicht wissen oder erwägen, daß mehrere Beyspiele von mannhaften Frauenzimmern vorhanden sind, die, weil sie an der sitzenden, eingezogenen Lebensart, an den Tändeleyen und Ausschweifungen der Liebe, und an weiblichen Beschäftigungen überhaupt kein Vergnügen finden konnten, sich ein männliches Ansehen gegeben, und im Kriege sich hervorgethan, und ihr Glück gemacht haben.

Man darf sich nur, ohne eben Beyspiele der neueren Zeit, die wirklich vorhanden sind, mühsam aufzusuchen, an die Amazonen, diese Heldinnen der alten Welt erinnern, von denen die Geschichte sagt, daß sie nur eine Brust gehabt hätten, weil die andere ihnen abgeschnitten war: so wird man auch die gegenwärtige Erzählung nicht ungereimt, oder unglaublich finden.

Ueberhaupt treffen wir im menschlichen Leben, wenn wir auf den Gang der Natur

und



Eine Christen Sclavin

und auf ihre mannichfaltigen Produkte und Mißgeburten oder Karrikaturen merken, so manches weibliches Geschöpf an, welches blos die äußerlichen Gliedmaßen vom männlichen Geschlecht unterscheidet, dessen Ton, Anstand, Gang und Sinnesart ganz männlich ist, und welches gleichsam zu den Spielwerken der Natur gehört, wie es dagegen auf der andern Seite auch Mannspersonen giebt, die so weibisch, so wenig gesetzt sind, daß man sie, wenn man ihnen eine Haube aufsetzen, und sie äusserlich metamorphosiren wollte, schwerlich von andern Weibspersonen unterscheiden würde.

Es kann seyn, daß ich diese Geschichte eines vornehmen türkischen Frauenzimmers, wovon ich hier nur ein Bruchstück, eine unvollendete Skizze liefere, noch einmal genauer bearbeite, und sie dem Publikum vollständiger übergebe; und dann wünsche ich, daß mich meine Mühe, und den Leser sein Geld und sein Zeitaufwand nicht gereuen möge. Leipzig, im Februar 1785.

Der Verfasser.

Die Heldinn, deren Geschichte ich hier kürzlich beschreiben will, war die Tochter eines vornehmen und reichen Bassa, der bey dem damaligen Großherrn in Gnaden stand. Die Natur hatte sie zu dem vollkommensten Frauenzimmer gebildet, und sie nicht allein mit allen körperlichen Reizen, sondern auch mit großen Verstandesfähigkeiten begabt; ihr Name hieß Selimah, und sie war unter mehreren Kindern, männlichen und weiblichen Geschlechts die Lieblinginn ihres Vaters, dem sie oft, wenn er von den Geschäften seines Amts ausruhete, durch allerley drollichte Einfälle und selbsterfundene, launigte Erzählungen die Zeit vertrieb. Der alte Bassa ließ ihr daher auch allen Willen, und gestattete ihr Freyheiten, die er den andern Kindern nicht würde erlaubt haben.

Ihr Körper war zwar ein Muster der weiblichen Schönheit; sie war aber bey aller anscheinenden Zärtlichkeit, die dem weiblichen Geschlecht eigen zu seyn pflegt, sehr stark und robust, und würde es mit vielen von unserm Geschlecht, die ihre Stärke nicht zu brauchen wissen, aufgenommen haben.

Kaum

Kaum hatte sie das dreyzehnte Jahr rreicht, so entdeckte man schon bey Selinah eine starke, unwiederstehliche Neigung u den Waffen, und ein ausnehmendes Bergnügen an kriegerischen Uebungen, so aß sie eher ein Gewehr abschießen, als nit dem Spinnrocken oder mit der Nähnadel umgehen konnte; sie wußte sich verhiedene Gattungen von Waffen mit unlaublicher Geschicklichkeit zu bedienen; sie iebte auch die Jagd, und wenn sie etwas n ihrem Stande, zu ihren weiblichen Beürfnissen, oder zur muhamedanischen Region gehöriges lernen sollte, so mußte nan ihr erlauben, ein Paar Tage auf die Jagd zu gehen. Ihre Aeltern, und bennders der alte Bassa belustigten sich darber, bis es sich einst zutrug, daß sie auf ine Menge Tauben schoß, die in einer mit Betraide angefüllten Scheune waren; worauf unglücklicher weise die Scheune Feuer eng, und ein Theil derselben wegbrannte, hngeachtet der schleunigen Hülfe, die man nwandte, worüber der Bassa sehr unwilg war, daß er seine Tochter einige Tage icht sehen wollte; sie wußte ihn aber bald nieder gut zu machen. Sie durfte sich ur krank stellen, und das Bette hüten, so eß der Alte seinen ganzen Zorn schwinden.

Ob nun gleich Selimah ihrem Vater versprochen hatte, künftig in dem Gebrauch der Waffen vorsichtiger zu seyn, und sich derselben, da es Personen ihres Geschlechts nicht zieme, so viel möglich, zu enthalten, so konnte sie doch, wenn sie sich gleich eine Zeitlang Gewalt anthat, ihrer angebornen Neigung nicht lange widerstehen, und es ereignete sich bald ein Vorfall, der noch trauriger, als der vorhergehende war.

Beyläufig muß ich anmerken, daß zu eben der Zeit, da die Liebe zu den Waffen und das Wohlgefallen an männlichen, kriegerischen Uebungen Selimah's ganze Seele einzunehmen, und jede andere Leidenschaft aus derselben zu verdrängen schien, sich wider alles Vermuthen die Liebe zum männlichen Geschlecht in ihrer Seele entflammte, wozu der unvermuthete Anblick eines jungen, feurigen, und wohlgebildeten Gelehrten Gelegenheit gab, der aus Deutschland gebürtig war, und den der schwedische Gesandte als seinen Gesellschafter mitgebracht hatte, um auf den Fall, daß sein Gesandtschaftssekretair krank würde, dessen Stelle vertreten zu können. Er wurde öfters von seinem Principal in das Haus des Bassa in gewissen Geschäften geschickt, und da hatte er Gelegenheit, die schöne und herzhafte

nfte Selimah zu sehen, die sogleich von
hm eingenommen ward, und er wurde an
einem Theil nicht minder von ihren Rei-
en gefesselt. Obgleich das türkische Frauen-
immer sonst sehr eingeschränkt ist, und
ehr eingezogen, entfernt von dem Umgan-
e mit Mannspersonen, leben muß: so
atte Selimah, wie ich schon vorhin er-
wähnt habe, weit mehr Freyheit, als an-
ere Personen ihres Geschlechts und Stan-
es, weil ihre Aeltern ihr nichts Schlim-
nes zutrauten. Daher konnte sie oft den
eutschen Gelehrten, der sich Wiede-
nann nannte, und von sehr guter Fami-
ie war, sehen und sprechen, und, weil sie
twas Französisch verstand, ihm ihre Nei-
gungen und Gesinnungen zu verstehen ge-
en, der nichts unterließ, um sich ihrer
iebe und Achtung immer würdiger zu ma-
hen. Selbst der alte Bassa konnte diesen
ungen Menschen wegen seines artigen, ein-
chmeichelnden Wesens und wegen seiner
wohlgebildeten Leibesgestalt gut leiden, und
hatte sein Wohlgefallen daran, wenn er
eine Tochter einige Minuten mit demsel-
en in einer fremden Sprache verplaudern
ah. Ich werde bald Gelegenheit haben,
on dieser angehenden Liebesintrigue und
hren Folgen mehr zu sagen.

Wiedemann hätte sein Geheimniß bald gegen den Gesandten verrathen, denn er war immer, wenn er aus dem Hause des Bassa zu ihm zurückkam, um ihm von dem aufgetragenen Geschäft Antwort zu bringen, ganz außerordentlich vergnügt, und bisweilen sehr zerstreut, wenn er ihm auf vorgelegte Fragen antworten sollte. Einst fragte ihm der Gesandte nach der Ursache seiner besondern Aufgereimtheit. Er antwortete: es sey seine Art so, immer vergnügt zu seyn, und außerdem werde er von dem Bassa immer so gnädig empfangen, und wegen seiner geringen Talente mit so großen und schmeichelhaften Lobsprüchen belegt, daß dies seine von Natur vergnügte Gemüthsart vermehre. Diese Antwort mußte sich der Gesandte einstweilen gefallen lassen. Wir kehren zu Selimah und zu dem unglücklichen Vorfall zurück, der ihrem Schicksal eine ganz andere Wendung und ihr Gelegenheit gab, ihre starke Neigung zu den Waffen zu befriedigen.

Der Bassa, Selimah's Vater, hatte drey Söhne, wovon der älteste, zur Verbesserung seiner Gesundheitsumstände, auf Reisen gegangen war. Seine Zurückkunft ver-

verursachte der ganzen Familie und beson-
ders dem alten Bassa grosse Freude, denn
wirklich hatte die Reise seine schwachen
Nerven gestärkt, und seine verlornen Kräfte
wieder hergestellt. Dieser junge Mensch
war, wie sein Vater, und seine Schwester,
ein Liebhaber der Jagd, und belustigte sich
damit einige Tage nach seiner Zurückkunft
hinter einander. Selimah sahe ihn nie-
mals auf die Jagd gehen, ohne grausame
Unruhen zu verspüren, denn sie hatte ihren
Aeltern, die für ihr Leben und für ihre Ge-
sundheit besorgt waren, versprechen müs-
sen, auch in dieser Art des Vergnügens
sich zu mäßigen, und seine Zurückkunft be-
unruhigte sie noch mehr: sie fiel sogar auf
kindische Einfälle, indem sie befürchtete,
weil er immer viel Wildpret mit nach Hause
brachte, es möchte nichts mehr zu schiessen
übrig bleiben.

Einst, da der alte Bassa mit seinem
Sohn auf die Jagd gegangen war, kam
ein Bauer (dieser Bassa hatte zugleich die
Aufsicht über die nächsten Dorfschaften)
und beklagte sich über den grossen Schaden,
den ein wildes Schwein in seinem Getraide
anrichtete; er bat zugleich, man möchte
doch jemanden hinschicken, um das Unheil
zu

zu verhüten, welches das Thier verursachte, indem er versicherte, daß er allemal beym Anbruch der Nacht hingienge, um es zu verscheuchen. Die Gemahlinn des Bassa hieß ihn nach Hause gehen, und versprach ihm, daß dem Uebel gesteuert werden sollte.

Selimah verlor nicht ein Wort von dem Bericht des Bauern, und ohne ihrer Mutter etwas davon zu sagen, aus Furcht, sie möchte sie von ihrem Vorhaben abhalten wollen, lud sie ihr Gewehr mit zwey Kugeln, und beym Einbruch der Nacht begab sie sich in die Gegend, welche der Bauer ihr angezeigt hatte; wo sie, um ihren Schuß desto weniger zu verfehlen, auf einen Baum stieg, der nicht weit von dem Getraide entfernt war, in der Entschließung, das wilde Schwein zu erwarten. Eben dieser Bauer begegnete gegen Abend den Sohn des Bassa, der von der Jagd zurückkam, und ertheilte ihm eben die Nachricht von den Verheerungen des wilden Schweins auf seinem Acker. Dieser wollte eine so schöne Gelegenheit nicht verlieren, kehrte gleich wieder um, gieng auf den Acker, weil er befürchtete, zu spät angekommen zu seyn, so schlich er sich, so sacht er konnte, durch das Getraide, und

wartete beynahe eine halbe Stunde auf das wilde Schwein. Endlich wurde er ungeduldig, und wollte sich wegbegeben: seine Schwester, die auf dem Baum stack, konnte die Gegenstände nicht mehr recht unterscheiden, wegen der Dunkelheit sowohl, als wegen der Höhe der Getraides, sie zweifelte nicht, daß das, was sich im Getraide bewegte, das wilde Schwein wäre, und ohne Zeitverlust schoß sie los, und tödete ihren Bruder, der laut zu schreyen anfieng, um sich Hülfe zu schaffen, wodurch die unglückliche Selimah, die sich schon freuete, das wilde Schwein erlegt zu haben, so sehr beunruhigt wurde, daß sie vom Baum herunterfiel, und sich beynahe den Hals gebrochen hätte. Der Herr des Getraides kam auf den Schuß herzugelaufen, und traf sogleich die bedauernswürdige Selimah an, die ganz in Verzweiflung war, und vor Wuth sich selbst zerfleischte. Der Bauer glaubte, das wilde Schwein hätte sie verwundet, und nachdem er verschiedene Fragen an sie gethan hatte, worauf sie nicht antwortete, so hob er sie auf, und half ihr einige Schritte gehen. Da sie nun im Stande war, ohne Beystand zu gehen, so befahl sie ihm, mit größter Eilfertigkeit den Bassa zu benachrichtigen, daß

sein

sein Sohn im Sterben wäre, nachdem ihn das wilde Schwein sehr gefährlich verwundet hätte; und hierauf machte sie sich mit vieler Geschwindigkeit davon, ohne zu wissen, wo sie eigentlich hingehen sollte, denn in das Haus ihrer Aeltern durfte sie sich nicht begeben, weil sie den Zorn ihres Vaters scheute, der in allen seinen Leidenschaften sehr heftig war, und leicht von der wärmsten Liebe, wenn andere Umstände eintraten, zur fürchterlichsten Rache übergieng.

Nachdem sie eine Stunde lang gegangen war, kam sie an ein Landgut, ohnweit Konstantinopel, welches einem ihrer nächsten Anverwandten zugehörte, der als eine Privatperson lebte, und ein sehr reicher Mann, aber auch sehr dienstfertig und bereitwillig gegen alle Hülfsbedürftige war.

Dieser Anverwandte wunderte sich sehr, seine Nichte Selimah so voller Thränen, und zu so ungelegener Zeit, (es war schon sehr spät) bey sich ankommen zu sehen. Nachdem sie sich ein wenig erholt und etwas Stärkendes zu sich genommen hatte, erzählte sie ihm ihre unglückliche Begebenheit, soweit die Unordnung und Verwir-

tung, worinn sie sich befand, ihr solches zuließ. Selimah's Vetter setzte sich gleich zu Pferde, und kam in dem Pallast des Bassa an, als man eben den todten Körper des jungen Menschen brachte, der durch die Hand seiner eigenen Schwester ums Leben gekommen; er hatte, aus Mangel der Hülfe, viel Blut vergossen, und war in den Armen des Wundarztes, der ihm den ersten Verband auflegte, gestorben. Alles war in dem Hause des Bassa in so großer Verwirrung, daß der Vetter desselben, zu dem Selimah ihre Zuflucht genommen hatte, nichts von der Wahrheit dieses traurigen Vorfalls erfahren konnte. Ob man gleich die beyden Kugeln in dem verblichenen Körper fand, so behauptete doch jedermann, er wäre von dem wilden Schwein getödtet worden.

Da der Bassa und seine Gemahlinn Selimah nicht fanden, so geriethen sie bald auf die Vermuthuug, daß sie diesen Streich gemacht hätte, und ob sie gleich überzeugt waren, daß es so unschuldiger weiße geschehen wäre, so ließ sich doch der Bassa sehr von seinem Schmerz und von seiner Wuth einnehmen, daß er seine Tochter in verschiedenen Häusern und Gegenden,

die

die Pistole in der Hand, aufsuchte, um sie, so lieb er sie hatte, seinem Zorn aufzuopfern. Sein Vetter, Selimah's Schutzgott, der davon benachrichtigt wurde, lief ihm nach, und sagte ihm alles, was man bey einer solchen Gelegenheit sagen kann, brachte ihn auch glücklich in seine Wohnung zurück, wo er vergeblich verschiedene unzulängliche Gründe brauchte, um ihn zu trösten. Es kamen zwey Imans (Priester) bey der Nachricht von dieser traurigen Begebenheit herzugelaufen, und der Vetter des Bassa überließ ihnen die Sorge des Trostamts, und begab sich nach Hause, um Selimah von dem Tode ihres Bruders zu benachrichtigen, und ihr zugleich die Verzweiflung ihrer Aeltern und die Gefahr, worinn sie sich befände, zu schildern, wofern ihr erzürnter Vater ihren Zufluchtsort entdecken sollte; doch versicherte er sie, er wolle sie beschützen, und sie niemals verlassen.

Zwey Tage hernach kehrte er wieder nach Konstantinopel, zu dem Bassa, seinem Anverwandten, zurück, und wunderte sich sehr, da er sahe, daß die Zusprache und die Ermahnungen der Geistlichkeit weder den Schmerz, noch den Zorn des

)es Bassa gemindert hätten, und daß er
mmer noch bey dem Entschluß beharrte,
eine Tochter umzubringen, daß er sogar
eine Frau nicht mehr sehen wollte, weil
ie sich hatte von Mutterliebe überwinden
assen, und ihm etwas zum Vortheil der
nglücklichen Selimah gesagt hatte. Dies
öthigte den Vetter des Bassa, mit eini-
jen andern Anverwandten dieses unglückli-
hen Mädchens zu Rathe zu gehen, und
ebst ihnen auf die Mittel zu denken, sie
em Zorn und den Verfolgungen ihres Va-
ers zu entziehen.

Indeß hatte Wiedemann, der auf
lles, was seine Geliebte interessirte, auf-
erksam war, die in dem Hause des Bassa
orgefallene traurige Verwirrung, den Tod
ines ältesten und geliebtesten Sohnes und
Selimahs schleunige Entfernung erfah-
en. Lange gab er sich vergebliche Mühe,
ren Aufenthalt zu erfahren. Endlich
eng er an einem schönen Sommertage
or dem Thor spatzieren, und sein Weg,
der sein guter Genius, der Genius seiner
ebe, führte ihn grade zu dem Landhause,
elches Selimahs Zufluchtsort, und
ne gute Stunde von der Stadt belegen
ar. Er fand die Gartenthür offen stehen,

und wußte nicht, ob er hinein oder vorbeygehen sollte. Ein geheimes Gefühl sagte ihm, daß er seine Geliebte an diesem bezauberten Ort antreffen würde, und ein geheimer Zug trieb ihn an, daß er, aller Besorgnisse auf den Fall seiner Entdeckung ohngeachtet, wirklich ein Herz faßte, und hineingieng. Er war bereits verschiedene Alleen durchstrichen, ohne daß er einen Menschen gewahr ward; der alte Muselmann war wieder nach der Stadt geritten, um sich zu erkundigen, wie es in dem Trauerhause seines Vettern stünde; und wenn dieser nicht zu Hause war, so pflegten sich auch seine Bedienten lustig zu machen. Endlich erblickte er seine schöne Türkinn in einer grünen Sommerlaube ohngefähr in der Mitte des Garten; gedankenvoll dachte sie über ihre Schicksale und über die Entschliessungen nach, welche sie wegen ihrer Sicherheit und wegen ihres künftigen Glücks zu nehmen hätte. **Wiedemann** war bereits bis an den Eingang der Laube gekommen; er wollte sie in ihren Betrachtungen nicht stören, und blieb aus Respekt eine gute Weile in einiger Entfernung stehen. Endlich erwachte sie aus ihrem Traum, sahe erstaunt und entzückt ihren Liebhaber vor sich stehen, und eine feurige Umarmung war

der

er Lohn seiner ehrerbietigen Entfernung
ind seines geduldigen Harrens.

„Habe ich hier nichts zu befürchten
Zelimah?„ war nach einigen stummen
Komplimenten Wiedemanns Anrede.
Nein, mein Trauter, war die Antwort,
nein Onkel ist verreiset, und kömmt vor
Abends nicht wieder.„

Hierauf erklärte ihm Selimah, nach-
em sie ihm kurz ihr Unglück erzählt hatte,
ır Vorhaben, sich mit der Flucht nach
Europa zu retten, weil sie, so nahe bey
Konstantinopel, vor den Nachstellun-
en ihres rachgierigen Vaters, der selten
inen einmal gefaßten Vorsatz änderte,
icht sicher wäre; sie habe ihn, fuhr sie
ort, zu ihrem Begleiter bey solcher Flucht
estimmt, indem sie auf seine Treue und
ergebenheit rechnete, und sie wolle selbst
ie dazu erforderlichen Anstalten machen.

Wiedemann, so sehr er Selimah
ebte, war über diesen Vortrag ganz be-
ürzt, und wußte nicht, wozu er sich ent-
hließen sollte, denn er hatte vor der Hand
ey dem Gesandten sein Brod, und konnte

 sich

sich auch von ihm in der Zukunft eine Versorgung versprechen; wenn er hingegen Selimahs Flucht befördern half, und mit ihr in die grosse, weite Welt gieng: so eilte er einem ungewissen und vielleicht traurigen Schicksal entgegen. Indeß siegte die Liebe und der süße Gedanke, Selimah einst ganz und auf immer zu besitzen, und sich ihrer durch das Opfer, welches er ihr brächte, würdig zu machen, über alle diese Vorstellungen. Sie verabredeten mit einander einen Tag zur Flucht, dieses war der Geburtstag des alten Muselmanns, den er immer in Konstantinopel in dem Zirkel seiner Freunde zu feyern pflegte, an diesem Tage kam er gemeiniglich sehr spät, und zum öftern erst gegen Morgen nach Hause. Er nahm auch seine vornehmsten Bedienten mit, die bey der Tafel aufwarten mußten. Hierdurch gewann Selimah nebst ihrem Vertrauten völlige Freyheit, ihr Vorhaben auszuführen.

Selimah hatte an dem unglücklichen Tage, da sie ihren Bruder erschoß, ein ansehnliches Geschenk an Gelde von ihrem Vater bekommen, welches in einigen goldenen Schaumünzen von beträchtlichem Werth bestand, und dieser Werth belief

sich

ich ohngefähr auf hundert Thaler. Die-
es Geld hatte sie glücklicherweise noch bey
ich, als sie ihre Zuflucht zu ihrem Vetter
ahm, und dieser machte ihr auch, um sie
inigermaßen wegen ihres Unfalls zu beru-
igen, am Tage nach ihrer Ankunft ein
Geschenk mit sechzig Thalern. Sonach
atte sie also schon eine kleine Summe zu
hrer Reise, weil dies aber noch nicht hin-
eichte, so bemächtigte sie sich, sobald ihr
Vetter den Rücken gekehrt hatte, verschie-
ener Kostbarkeiten und Edelgesteine, nahm
uch verschiedenes von Gold und Silber-
eug, so viel sie davon fortbringen konnte,
nit sich, und tauschte endlich ihren weibli-
hen Anzug gegen Mannskleider um, wel-
he sie aus der Garderobe ihres Vettern
ahm.

Wiedemann stellte sich zu rechter
Zeit ein, und die Flucht gieng mit Hülfe
er einbrechenden Nacht glücklich von stat-
en. Sie hatten sich auf ein Kaufmanns-
hiff verdungen, welches nach Deutschland
ieng, und **Selimah** gab sich für einen
ungen Muselmann von guter Familie
us, der auf Reisen gienge; **Weidemann**
war sein Hofmeister, von dem er zuför-
erst deutsch lernen sollte. Wind und Wet-

 ter

ter waren sehr günstig, das Schiff war eben nicht schwer beladen, und als der Tag anbrach, waren sie schon über zwanzig deutsche Meilen von Konstantinopel entfernt.

Selimahs Vetter kam von seinem Geburtsfeste erst gegen Morgen nach Hause, und war nicht wenig bestürzt, als er die Flucht seiner Nichte vernahm. Es war ihm nicht so viel an dem, was sie mitgenommen hatte, als an ihrer Person gelegen. So sehr er sich zuvor ihrer angenommen, und sie gegen die Verfolgungen ihres Vaters zu schützen versprochen hatte: so sehr war er jetzt wider sie aufgebracht. Denn er muthmaßte, daß irgend ein geheimes Liebesverständniß der Bewegungsgrund ihrer Flucht gewesen seyn, und daß sie vielleicht gar zu den Ungläubigen übergehen möchte. Er machte gleich Anstalten, und ließ ein Schiff ausrüsten, welches ihr nachsetzen mußte; aber diese Mühe war vergeblich. Denn das Schiff, worauf Selimah mit ihrem Geliebten fuhr, hatte wenigstens dreyßig Meilen vor demjenigen voraus, welches die Flüchtlinge einholen sollte. Auf solche Weise war Selimah in Sicherheit, ob sie gleich unterweges

weges beständig voller Angst und Sorgen war, und in wenigen Tagen, bey fortdauernder guter Witterung und stets günstigem Winde, hatte das Schiff das türkische Gebieth verlassen. —

Endlich kam Selimah mit ihren Geliebten glücklich in Deutschland an, wohin sie ihre große Neigung zu den Waffen mitbrachte; sie wandte sich zuerst nach W** wo ihr Geliebter eine Sekretairstelle bey einem General erhielt. Da er bey dieser Stelle ohnehin nicht füglich heyrathen konnte, so war er es zufrieden, als Selima ihm erklärte, sie wolle eine Zeitlang als Volontair unter den kaiserlichen Truppen dienen, und ihr Glück versuchen. Sie ließ sich zu dem Ende gleich bey ihrer Ankunft in W** deutsch kleiden, und diese Kleidung, die sehr einfach war, gab ihr das Ansehen eines sehr schönen und wohlgewachsenen Jünglings. Sie meldete sich bey eben dem General, bey dem **Wiedemann** als Sekretair stand, und gab sich für einen jungen Edelmann aus der Wallachey aus, den die Liebe zum Militaire bewogen hätte, sein Vaterland zu verlassen, und am kaiserlichen Hofe Kriegsdienste zu suchen. Der General, ein sehr

 men-

menschenfreundlicher Mann, von des angeblichen Jünglings Schönheit und Lust zum Kriegswesen gerührt, umarmte ihn, behielt ihn bey sich zur Tafel, und versprach ihm alle mögliche Unterstützung.

Der nunmehrige Soldat lernte in kurzer Zeit den Dienst; er gab sich den Namen eines Grafen von **Ronneval**, und machte sich in kurzer Zeit durch sein schmeichelhaftes und doch gesetztes Wesen bey hohen und niedrigen Militairpersonen beliebt. Weil der General ein sehr vermögender Mann war, und sich von dem Diensteifer und von der Akkuratesse unsers Grafen zu überzeugen anfieng, so gab er ihm monathlich eine gewisse Gage aus seiner Tasche, und machte ihn zu seinem Adjutanten und zu seinem gewöhnlichen Kostgänger, nahm auch, wenn er bey Hofe seine Aufwartung machte, Gelegenheit, von den Verdiensten und ruhmwürdigen Eigenschaften dieses jungen Edelmanns zu sprechen, welches die damalige Kaiserinn neugierig machte, ihn kennen zu lernen. Er wurde nach Hofe beschieden, und hatte eine lange Unterredung mit der Kaiserinn, die ihn wegen seiner seltenen Schönheit, ob sie gleich selbst eine schöne Dame war, nicht genug anse-

hen

hen und bewundern konnte; er wurde nach-
her zur Tafel gezogen, und der ganze Hof
war vollkommen mit ihm zufrieden; man
versprach ihm auch, als er weggieng, im
Fall er sich ferner gut halten, und aus den
Kriegsübungen sein ganz besonders Stu-
dium machen würde, das promteste Avan-
cement ohne alle Rücksicht auf seine Ju-
gend.

Die andern Offiziere, mit denen er sich
fast täglich bey dem General, jedoch ab-
wechselnd, weil die Offiziers seltnere Gäste
waren, an der Tafel befand, fiengen an,
ihn dieser und andern Vorzüge zu beneiden.
Sie hielten ihn in der Einfalt ihres Her-
zens für einen jungen Weichling, der kein
Herz im Leibe hätte, und sich zu keiner Le-
bensart weniger schickte, als zum Kriegs-
dienste. Sie nahmen sich auch wohl die
Freyheit, über sein weibisches, jüngferli-
ches Ansehen, über seine zarte Haut und
über sein bartloses Kinn in ziemlich pikan-
ten Ausdrücken zu spötteln. Wenn Sie
dies gleich nicht in Gegenwart des Gene-
rals thun durften, der ein sehr ernsthafter,
billiger Mann, und ein geschworner Feind
solcher faden Spöttereyen war: so mußten
sie doch der Zeit und der Gelegenheit wahr-

 zu-

zunehmen, um ihre seynsollenden Satyren bey dem Grafen anzubringen, der sie eine Zeitlang geduldig anhörte, aber im Grunde nicht gleichgültig dagegen war, denn er hielt es für seine Pflicht, Zank und Schlägerey, so lange er nur konnte, zu vermeiden, und die Angriffe solcher elenden Witzlinge, denen es gemeiniglich an Verstand und Ueberlegung fehlt, mit Sanftmuth und Bescheidenheit abzuweisen.

Gemeiniglich haben diese Herren, ob sie gleich viel auf das sogenannte *point d' honeur* halten, sehr selten rechte und deutliche Begriffe von wahrer Ehre. Sie setzen dieselbe entweder in nichtsbedeutende Kleinigkeiten, oder gar in lasterhafte Ausschweifungen, in Flüche und andere Dinge, vor denen jeder ehrliche Mann erröthen, oder erzittern möchte. Sie betheuern alles, jedes Nichts, jede Bagatelle, bey ihrer Ehre, und verpfänden dieselbe so oft und bey so unschicklichen Gelegenheiten, daß man am Ende nicht weiß, wofür man diese Herren halten, und ob man ihnen wirklich Empfindung der Ehre zutrauen soll. Ich war ehemals Hofmeister bey dem Hauptmann von Sr** in H** einen Mann von ganz besondern und zweydeutigen Charakter.

Er

Er war ein Erzdispurirgeist, er ließ sich in Dinge ein, die er nicht verstand, und gab große Gelehrsamkeit vor, obgleich sein ganzes Wissen ein *confusum chaos* war. Dieser betheuerte alles auf seine hohe Ehre, und in der That wußte er selbst nicht, was er damit sagen wollte. Denn ihm ward die Ehre, dieses gute Urtheil anderer von unsern Vollkommenheiten, ein Phantom, woraus man sich nicht viel machen dürfe. Freylich hat die Ehre ihre Modifikationen und ihre Mißgeburten; es giebt eine wahre und eine falsche Ehre, diese schwindet, wie ein Rauch, oder wie ein Nebel vor der aufgehenden Sonne, sobald sich das flüchtige Leben endet; jene bleibt und folgt uns, wenn wir die Raupenhülse ablegen, in einen höhern Wirkungskreis nach.

Ich kehre zu den Begebenheiten Selimahs, unter dem angenommenen Namen des Grafen von Ronneval, zurück. Einst hatte ihn ein junger Unterlieutenant bey der Tafel des Generals sehr empfindlich beleidigt; der General schien es nicht zu merken, aber er hatte wohl darauf Acht gegeben; er gab dem Offizier nach aufgehobener Tafel seinen ganzen Unwillen zu verstehen, und bedeutete ihn, daß dies das letz-

letztemal wäre, daß er an seiner Tafel gespeiset hätte, weil dergleichen ungezogene Leute, die an der Beleidigung anderer Vergnügen fänden, unwürdig wären, seine Tischgenossen zu seyn.

Der Graf von Ronneval konnte den ihm widerfahrnen Schimpf nicht ungerochen lassen; er forderte den Unterlieutenant zwo Stunden nach der Mahlzeit auf den folgenden Tag auf den Degen heraus, und dieser nahm die Ausforderung an, weil er mit seinem jüngferlichen Gegner sehr leicht umzuspringen glaubte. Als der Zweykampf an dem bestimmten Tage und Ort seinen Anfang nahm, gieng Ronneval, ob er gleich der beleidigte Theil war, mehr defensive, als offensive zu Werke; er suchte nur immer seinem Gegner auszupariren, indeß versetzte er ihm, weil dieser Blößen gab, erst einen Hieb in den rechten Arm und dann einen queer übers Gesicht, daß er ihm beynahe die Nase weggehauen hätte; Ronneval, der schon seinen Degen wegwerfen und den Streit endigen wollte, weil er Satisfaktion genug zu haben glaubte, empfing in eben diesem Augenblick, eh er sich dessen versah, von seinem boshaften Gegner einen Stich in den Schmeerbauch, wo-

wovon er augenblicklich zu Boden fiel. Es waren gleich Wundärzte bey der Hand, die ihn verbanden, und Anstalt machten, daß beyde Verwundete in ihre Wohnungen gebracht wurden.

Ronneval hatte sein Quartier bey einer alten Geheimenrathswittwe: diese hatte einen Sohn, der in einer Civilbedienung stand. Mit diesem errichtete Ronneval bald nach seinem Engagement die genaueste und vertrauteste Freundschaft; beyde jungen Leute kamen, wenn es ihre Geschäfte erlaubten, fast gar nicht von einander, weil ihre Gemüther sehr harmonisch gestimmt, und beyde von zarter und feiner Gesichtsbildung waren.

Bey dem ersten flüchtigen Verband hatte sich der Graf nur so weit entblößt, als er es zur Stillung des Bluts nöthig zu seyn erachtete, und der Wundarzt, welcher dies der Schamhaftigkeit des jungen Menschen zuschrieb, hatte auch weiter nicht darauf Acht gegeben. Nun aber sollte die Wunde in bester Form durch den Regimentsfeldscheer untersucht werden, weil der General, der sehr bald von dem Vorfall benachrichtigt wurde, den Patienten seiner genauesten Sorg=

Sorgfalt empfohlen hatte. Niemand war in größerer Verlegenheit, als unser Ronneval, denn diese Untersuchung mußte natürlicherweise die Entdeckung seines eigentlichen Geschlechts nach sich ziehen. Er ließ endlich, weil er keinen andern Ausweg wußte, die alte Geheimeräthin, eine sehr würdige Frau, vor sein Bette kommen, dieser entdeckte er sein Geheimniß, und bat sie um Gotteswillen, keinem Menschen, außer dem Regimentsfeldscherer, etwas davon zu sagen, und auch diesem einzuschärfen, daß er verschwiegen sey. Der Regimentsfeldscherer, ein Mann von gesetzten Jahren und vieler Erfahrung, versprach es, und hielt sein Wort, denn Schwatzhaftigkeit und leichtsinniges Ausplaudern anvertrauter Geheimnisse war nie seine Sache gewesen. Er untersuchte die Wunde und fand sie eben nicht gefährlich; er wendete allen seinen Fleiß an, um von der Kur Ehre zu haben, und binnen drey Wochen war der Patient gänzlich wiederhergestellt, so daß er dem General seine Aufwartung machen, und, wie gewöhnlich, bey ihm speisen konnte, der sich ungemein über seine Genesung freute, und ihm zu Ehren ein prächtiges Souper gab, wobey viele Standespersonen beyderley Geschlechts

schlechts zugegen waren. Der Offizier, welcher den Grafen beleidigt hatte, mußte, als er genesen war, vierzehn Tage in Arrest spatzieren, und wurde darauf unter ein Garnisonregiment gesteckt. —

Bald darauf gieng der siebenjährige Krieg an; **Wiedemann**, der bey der Verwundung seiner Geliebte in Todesängsten gewesen war, erhielt, weil er sich bisher in den Diensten des Generals sehr wohl verhalten, und sein ganzes Zutrauen gewonnen hatte, die Stelle eines Regimentsquartiermeisters und **Ronneval** gieng zwar als Volontair, aber doch mit Lieutenantscharakter und als Adjutant des Generals mit zu Felde. Er zeichnete sich bey verschiedenen Gelegenheiten aus, und wurde gleich bey der ersten Action, wobey die Kaiserlichen glücklich waren, Oberlieutenant. Beyde Liebende glaubten nicht, daß der Krieg so lange dauern würde, und sie hatten es vor dem Anfange des Feldzuges mit einander verabredet, daß sie sich gleich nach geendigtem Feldzuge, da **Wiedemann** ohnstreitig zu einer höhern Versorgung gelangen würde, einander heyrathen, wollten.

Sie

Sie hatten zu dem Ende einen gegenseitigen, schriftlichen Kontrakt aufgesetzt, worinn sie sich zur unverbrüchlichen, lebenswierigen Treue gegen einander und zur künftigen Vollziehung ihrer Ehe nach erfolgtem Frieden verbindlich machten. Diesem schriftlichen Vertrage war die Klausel beygefügt, daß, im Fall während des jetzigen Feldzuges die Vorsehung über eine von beyden Partheyen gebieten, und sie von der Welt abfordern sollte, die eine Parthey die andere zur Universalerbinn einsetze.

Wiedemann hatte sich bereits, seitdem er bey dem General in Diensten war, ein ganz artiges Vermögen erworben, und nun hatte er als Regimentsquartiermeister noch mehr Gelegenheit, etwas zu erwerben. Ronneval hatte noch lange nicht die Hälfte, kaum den dritten Theil des aus der Türkey mitgebrachten Vermögens an baarem Gelde, Gold und Silberzeug und Edelgesteinen, auf der Reise verzehrt; folglich waren beyde Liebende bemittelte Personen, ohne dasjenige zu rechnen, was Ronneval noch im Kriege erwerben oder ersparen konnte, und sie thaten wohl, daß sie auf den Todesfall zu ihrer beyderseitigen

Wohl-

Wohlfahrt und Sicherheit dergleichen Verfügungen machten, ob sie gleich kein Notarius publikus cäsareus vollzogen, oder unterschrieben hatte. Während der Winterquartiere hatte unser Graf verschiedene drollichte Auftritte, dabey er oft in große Verlegenheit gerieth, denn alle Mädchen, welche diesen schlanken, wohlgebildeten Offizier mit der rosenfarbnen Wange und dem schwarzen lebhaften Auge sahen, verliebten sich in ihn. Einer von den Offiziers des Regiments, bey welchem Ronneval diente, hatte eine Anverwandte in einem Kloster in Mähren, wo das Regiment damals stand, und bat ihn, daß er ihm bey einem Besuch, den er daselbst abstattete, Gesellschaft leisten möchte.

Die Nonnen hatten in diesem Kloster viel mehr Freyheit, als in den andern Klöstern, besonders darum, weil die Aebtissinn, eine Frau von mittleren Jahren und vielen Wissenschaften, sehr gefällig und nachgebend war, weil sie einmal den Lauf der Welt kannte, und sich ein Vergnügen daraus machte, wenn Fremde, sonderlich vom Stande, die innere Beschaffenheit ihres Klosters und ihre Klosterjungfern selbst kennen wollten. Bey dem allen war

die Aufsicht im Kloster so streng, daß, wenn gleich zum öftern Mannspersonen zum Besuch kamen, nie etwas unerlaubtes vorgehen konnte.

Beyde Offiziere also bekamen ohne Umstände Erlaubniß, zuerst der Aebtißinn aufwarten und sich alsdenn unter der Begleitung zweyer älteren Schwestern im Kloster umsehen zu dürfen. Die Aebtißinn, die ohngefähr eine Vierzigerinn seyn, und die Liebe noch nicht verschworen haben mochte, hätte sich schier selbst in unsern Grafen vergafft, denn es war ihr lange keine so hübsche Mannsperson, von so zartem, feinem und einnehmenden Wesen vorgekommen. Sie setzte aus besonderer Höflichkeit ihm und seinem Nebenoffizier, auf den sie weit weniger reflektirte, eine Tasse Chokolate vor, und lud beyde zur Mittagstafel ein. Hierauf, nach eingenommenen Frühstück, ließ die Aebtißinn ihre Gäste in dem ganzen Kloster, in den Zellen der Nonnen, und vornämlich in der prächtigen Klosterkirche herumführen, wo ihnen die darinn vorhandenen Reliquien und Heiligthümer gezeigt wurden. Darüber vergiengen ein paar Stunden, und unter dessen wurde die Tafel gedeckt,

bey



Eine Schwarze Sclavin.

bey welcher diejenigen Nonnen, welche die Aebtißinn am besten um sich leiden konnte, gegenwärtig waren. Beyde Offiziere wurden aufs herrlichste bewirthet, und waren mit der Begegnung der Aebtißinn vollkommen zufrieden. —

Die gegenwärtigen Nonnen verloren beynahe alle Lust zum Essen, und konnten sich nicht satt an ihm sehen, gleichwohl wollten sie es nicht merken lassen, daß dieser junge Kavalier ihre Aufmerksamkeit fesselte, und in ihrem weiblichen Herzen viel unruhige Bewegungen veranlaßte; so oft ihre Blicke den Seinigen begegneten, schlugen sie gleich die Augen nieder, und waren ganz beschämt. Die Aebtißinn merkte es, und hatte ein großes Vergnügen darüber, weil sie sahe, daß dieser junge Offizier auf ihre Untergebenen eben den Eindruck machte, den er bey dem ersten Anblick auf sie selbst gemacht hatte.

Als die beyden Offiziere Abschied nahmen, beschenkte sie unsern Grafen in der Voraussetzung, daß er der römisch-katholischen Religion zugethan sey, mit dem Bilde eines großen Heiligen *en miniature*, welches in Gold eingefaßt, und stark mit

Diamanten besetzt war. „Sie scheinen mir, sagte sie, indem sie ihm dies Geschenk überreichte, ein so frommer, andächtiger, und tugendhafter Jüngling zu seyn, daß ich nicht umhin kann, Ihnen dieses kleine Bild eines grossen und verewigten Mannes zu meinem Andenken zu verehren: wenn sie sich noch länger in unsrer Gegend aufhalten, so besuchen Sie uns bald wieder.„

Eine von den Nonnen, welche die beyden Offiziers, auf Befehl der Aebtißin, im Kloster herumgeführt hatten, zeichnete sich, wie unser Graf bey einem zweyten Besuch, den er bey der Aebtißinn ablegte, erfuhr, durch ihren Geitz aus; man sah ihr aber vieles nach, weil sie sehr vornehme und vielvermögende Anverwandten hatte.

Sie hatte unter andern die Aufsicht über die Wachskerzen in der Kirche, die ein gewisser Kaufmann an das Kloster lieferte. Um ihren Geitz zu befriedigen, hatte sie an diesen Kerzen immer etwas zu tadeln, und nahm sich vor, sie mit Hülfe einer andern Schwester, die ganz ihren Sinn hatte, selbst zu verfertigen. Aber ihre

ihre Oekonomie bekam und gerieth ihr so übel, und diese Wachskerzen leuchteten so schlecht, daß man des Nachts im Chor, fast gar nicht sehen konnte: dies gab den übrigen Nonnen, und besonders den Kostgängerinnen, die ihr spinnefeind waren, viel zu lachen. Sie beschlossen einmüthig, ihr einen Streich zu spielen; die eine fand ein Mittel, Pulver zu bekommen, und mit Hülfe einer andern, führte sie den Streich glücklich aus. Sie legten zwey Kartenblätter zusammen, und nachdem sie dieselben wie eine Röhre zugerichtet hatten, beschmierten sie dieselbe mit Wachs, und füllten sie auf eine so geschickte Art mit Pulver an, daß niemand daran würde gezweifelt haben, daß es wirkliche Wachskerzen wären. Sie waren sogar so verschmitzt, daß sie kleine Dochte dran steckten, die eine halbe Viertelstunde brennen konnten, ehe sie an das Pulver kamen. Abends, da die Stunde ins Chor zu gehen, herankam, nahmen sie die Wachslichter weg, die auf den Leuchtern standen, und setzten die ihrigen an ihre Stelle. Sobald sie angezündet waren, so bemerkte man gleich, daß sie weniger, als gewöhnlich, leuchteten. Dies wunderte niemanden; aber die gute Nonne, welche sie gemacht zu haben glaubte, ungeduldig dar-

 über,

über, sie so dunkel brennen zu sehen, wollte eins zurecht bringen, und ein wenig geschmolzenes Wachs ablaufen lassen. Das Feuer ergriff das Pulver, und that eben die Wirkung, wie ein Pistolen- oder Flintenschuß; die arme Nonne fiel rücklings über, und alle übrigen Klosterschwestern waren so erstaunt und bestürzt darüber, daß sie im Begriff waren, davon zu laufen. Als eine von den dreistesten hinzugegangen war, um der Chorschwester beyzustehen, sprang die andere Wachskerze, die ihre Wirkung langsamer that, mit noch größerem Geräusch auf, als die vorhergehende. Dies machte die guten Schwestern vollends verwirrt, wovon die furchtsamsten entflohen, und die übrigen da blieben, um ihre Gefährtinn zu retten. Die beyden Nonnen, welche die Urheberinnen dieses Schelmstücks waren, lachten allein aus allen Kräften, indeß die ganze Kommun in Unordnung war. Des folgenden Tages ergiengen verschiedene Raisonnements über diesen Artikel, die mehresten glaubten, der Teufel hätte dabey sein Spiel gehabt, und die Wachskerzen müßten behext seyn. Weil nun die Chorschwester keine Wachslichter mehr verfertigen wollte, so sahe man sich genöthiget, wieder von dem Kaufmann

diese Waare zu nehmen, der sie sonst zu liefern pflegte.

In einer grossen Stadt, wo ein Theil der kaiserlichen Armee, und insonderheit das Regiment, bey welchem Ronneval stand, die Winterquartiere bezog, hatte derselbe auch einen komischen Auftritt. Die Bürger dieser Stadt fürchteten sich vor den Soldaten, wie vor dem Teufel. Insonderheit hatte sich ein ansehnlicher und begüterter Einwohner der Stadt alle Mühe gegeben, um der Einquartierung überhoben zu seyn. Es half aber nichts, und der Graf von Ronneval wurde zu ihm ins Quartier gelegt.

Dieser reiche Bürger hatte eine von den schönsten Ehefrauen in der Stadt, und eine Schwester, die durch ihre Schönheit und durch ihr Vermögen, sich die Zuneigung sehr vieler Offiziers zugezogen hatte. Diese Frauenzimmer, welche noch sehr unerfahren waren, und von Leuten ihrer Bekanntschaft viel von den Unordnungen gehört hatten, welche die Soldaten gemeiniglich bey ihren Wirthen anrichten, hatten sich einen so fürchterlichen Begriff von demjenigen gemacht, welcher bey ihnen logiren

giren sollte, daß der bloße Gedanke seiner Annäherung sie zittern machte. Da sie nun aber mit der Einquartierung nicht verschont bleiben konnten, so hatten sie ihren Entschluß genommen, nämlich, ihn so gut, als sie könnten, zu bewirthen, und ihm mit der größten Höflichkeit zu begegnen.

Sobald der Graf von Ronneval mit einem Quartierzettel in der Hand in diesem Bürgerhause angekommen war, kamen die Frauenzimmer herunter, um ihn zu sehen, und sein Anblick, der auch den Gleichgültigsten Freundschaft einflößte, überraschte sie auf eine so angenehme Art, daß sie nicht unterlassen konnten, sich einander mit Verwunderung anzusehen, und sie wünschten sich stillschweigend Glück, es so gut getroffen zu haben. Die höfliche, verbindliche Art, mit welcher er mit ihnen redete, und die Entschuldigungen, die er ihnen machte, daß er genöthigt wäre, ihnen beschwerlich zu fallen, gewannen vollends das Herz seiner Wirthinnen. Sie wollten ihm auch in dem Augenblick die Hochachtung und Werthschätzung zu erkennen geben, welche sie schon für ihn hatten, indem sie ihm das sauberste Zimmer in ihrem

rem ganzen Hause anwiesen, ob sie gleich ein anderes für ihn bestimmt hatten. Die ungemeine Sauberkeit dieses Zimmers, welches mit den reichsten Meublen geziert war, setzte den Grafen in Verlegenheit, der doch endlich genöthigt war, es zu beziehen, nachdem er es lange verbeten hatte.

Der Herr des Hauses, der sich darauf gefaßt gemacht hatte, seinen neuen Gast zu regaliren, und der zu dem Ende einige Flaschen Rheinwein angeschafft hatte, die er mit ihm auszuleeren gedachte, war sehr unzufrieden, da er ihn eben so mäßig bey Tische sahe, als er in allen andern Stücken bescheiden war.

Der Graf war kaum zwey Tage in diesem Hause gewesen, als seine Wirthinn schon sterblich in ihn verliebt war. Rahel, (dies ist der Name der schönen Schwester des Wirths) hatte sogleich Zuneigung gegen ihn, und nachdem sie zwey oder drey Unterredungen mit ihm gehabt hatte, beschloß sie, sein Herz zu erobern.

Ihre Liebhaber hatten ihr so oft vorgesagt, daß sie liebenswürdig wäre, und ihr Spiegel bestärkte sie darinn so oft, daß

sie nicht an einem glücklichen Fortgange ihres Unternehmens zweifelte, sobald sie sich nur würde Mühe geben wollen, Liebe einzuflößen.

Diese Schönen sagten sich einander alle Augenblicke tausend neue Reizungen, welche sie alle Tage auf dem Gesicht und an dem Geiste ihres neuen Gastes entdeckten; und er, dem es sehr lieb war, einen vernünftigen Zeitvertreib zu finden, brachte ganze Tage in ihrem Hause zu, und belustigte sich mit kleinen, witzigen Spielen, die er sie lehrte, worinn man demjenigen, der einen Fehler macht, eine Strafe diktirt. Sie nahmen daher Gelegenheit, ihn wegen seiner Gefälligkeit in Gegenwart des Mannes zu loben, der sich an seinem Theil freute, einen so artigen jungen Mann bey sich zu haben. Der Mann mischte sich auch bisweilen unter ihre Belustigungen, und wenn seine Frau im Spiel einen Fehler machte, so ermangelte er nie, es ihr zur Strafe aufzulegen, daß sie dem Grafen einen Kuß geben mußte. Diese Strafe war so sehr nach ihrem Geschmack, daß sie nichts mehr recht machte, um das Vergnügen zu haben, oft wieder von vorn anzufangen; und der Mann, um den guten

Ge-

Gesellschafter zu machen, sagte bisweilen, er würde gern einer Frau eine Untreue verzeihen, welche sie wegen eines jungen Mannes von so gutem Ansehen begangen hätte.

Rahel, welche sich ganz ausserordentliche Mühe gab, um zu gefallen, war in Verzweiflung, da sie sahe, daß der Graf so viel Vergnügen daran zu finden schien, diese ihrer Schwägerinn aufgelegten kleinen Bußübungen zur Exekution zu bringen, ohne irgend eine vorzügliche Neigung gegen sie blicken zu lassen: ihre Eifersucht flößte ihr den Entschluß ein, den Grafen eifersüchtig zu machen. Um diesen Zweck zu erreichen, suchte sie einen Kavalier von der Garnison ins Haus zu ziehen, welcher schon für diese Schöne geseufzt hatte. Der Graf, der ein guter Gesellschafter war, freute sich darüber, und richtete mit ihm eine so genaue Freundschaft auf, daß dieser Kavalier bald an allen ihren Ergötzlichkeiten Theil nahm. Rahel, die ganz rasend darüber war, daß sie den Grafen nicht nur eben so ruhig, als gewöhnlich, sondern auch sehr geschäftig und begierig fand, den Kavalier holen zu lassen, wenn er zu lange ausblieb, beschloß, sich den letzteren vom Halse zu schaffen, und zankte sich mit

ihm

ihm ohne alle Ursache, damit er nur nicht wiederkommen möchte. Als der Graf, der nicht gern mit diesen Frauenzimmern beständig allein seyn wollte, ihre Zänkerey gewahr wurde, so wollte er sie wieder unter einander versöhnen; und die liebenswürdige Rahel, welche nicht mehr im Stande war, ihm etwas abzuschlagen, bewilligte ihm alles, was er nur wollte. Der Kavalier, welcher der Höflichkeiten seines Freundes ohngeachtet, immer befürchtet hatte, ihn zum Nebenbuhler zu haben, war von dieser Artigkeit so gerührt, daß er ihm gleich seine Liebe zur Rahel gestand. Der Graf versprach ihm aus Erkenntlichkeit, daß er ihm nützlich seyn wollte.

Indessen waren beyde Schwestern auf die Spur gekommen, daß sie ihren neuen Gast beyde liebten, daher sie sich nun einander sehr genau beobachteten; und wenn es ihm von ohngefähr entfuhr, daß er der einen etwas verbindliches sagte, so mußte er sich gleich hernach gegen die andere rechtfertigen. Er war kaum eine Viertelstunde aus dem Hause, so mußte er ihnen Rechenschaft geben von dem, was er gethan hätte. Bis dahin waren sie sehr einig ge-

wesen, und hatten sich nie etwas verheelt. Die Verheyrathete, welche dreister, als Rahel war, um ihr zuvor zu kommen, und sie auf ihre Seite zu ziehen, oder sie wenigstens außer Stand zu setzen, ihr ihre Liebe gegen den Grafen zu gestehen, vertraute ihr das Geheimniß an, daß sie in den Grafen verliebt sey, und bat sich sogar ihren Beystand aus, mit der Bitte, sie möchte doch, sobald sich eine schickliche Gelegenheit dazu finden würde, mit ihrer gewöhnlichen Geschicklichkeit ihre Neigung dem Grafen bekannt machen.

Rahel suchte ihre Eifersucht auf eine feine Art zu verbergen, und freute sich übrigens, diese Vertraulichkeit gewonnen zu haben, sie versprach ihr Verschwiegenheit und ihren Beystand; ihre Schwägerinn machte sich diese gute Gemüthslage der Rahel zu Nutze, und verlangte von ihr, daß sie noch an eben dem Tage zu ihrem Vortheil reden möchte: und damit sie diese Unterredung ohne Erröthen mit anhören und von dem Dienst, den sie ihr leisten würde, Zeuge seyn könnte, so wollte sie sich hinter einer Tapete verstecken, wo sie alles bemerken würde. Rahel war in grosser Verlegenheit, sie mußte aber ihre

Ver-

Verstellung fortsetzen: und da ihre Schwester den Grafen hatte rufen lassen, und sich auch bereits hinter der Tapete verborgen hatte, so mußte Rahel, so sauer es ihr auch eingieng, für eine andere, als für sich selbst, zu sprechen, es dennoch thun, weil der Graf schon hereingekommen war.

Nach einer halbviertelstündigen Unterredung lobte sie sein Verdienst und sein gutes Ansehen, und sagte ihm, bey so viel guten Eigenschaften müßte er sich nicht wundern, wenn ein wohlgebildetes Frauenzimmer, welches er alle Tage sähe, sehr viel Neigung hätte, ihn zu lieben. Da sie ihn nachsinnend fand, sagte sie ihm, er dürfte nur ihre Frau Schwester genau untersuchen, so würde er auf ihrem Gesicht die Wahrheit dessen, was sie ihm sagte, entdecken.

Der Graf, der aller ihrer verliebten Vorträge müde war, die er bisher immer mit Verstand und Feinheit von sich abgelehnet hatte, antwortete ihr in allgemeinen Ausdrücken, daß er seit dem Tage, da er bey ihnen eingezogen wäre, sich den beyden Schwestern sehr verbunden achtete, und er wünschte mehr im Stande zu seyn, ihnen

seine

seine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Rahel hätte es gern dabey bewenden lassen: da sie sich aber erinnerte, daß sie beobachtet würde, so drang sie in ihn, um eine bestimmtere Antwort von ihm zu haben, und erhob, um ihn dazu zu bewegen, die Reize ihrer Frau Schwester.

Sie belieben zu scherzen, sagte hierauf der Graf; weil wir aber eben von dieser Materie reden, so werden Sie mir erlauben, mit Ihnen von einer eben so wahren Zuneigung zu sprechen, als diejenige, womit Sie mich bißher unterhalten haben, schimärisch ist.

Rahel, die gar nicht zweifelte, daß er für sich selbst das Wort führen würde, war in einer tödtlichen Furcht, ihre Nebenbuhlerinn möchte diese Liebeserklärung hören; und um ihr diesen Verdruß zu ersparen, war sie im Begriff, sich wegzubegeben. Ihr Bruder, der in eben dem Augenblick zu rechter Zeit ankam, riß sie aus dieser Verlegenheit, nicht aber aus der Ungeduld, welche sie hatte, um diese vermeinte Erklärung anzuhören. Kurze Zeit nachher traf sie ihn allein, und führte ihn unvermerkt auf das Gespräch, welches er

angefangen hatte, als ihr Bruder hineingetreten war. Der Graf, erfreut, seinem Freunde zu dienen, sagte ihr so viel vortheilhaftes von dem Kavalier, und machte ihr eine so rührende Schilderung von der wahren Liebe, die er zu ihr hätte, daß Rahel nicht umhin konnte, mit einem tiefen Seufzer zu ihm zu sagen:

„Grausamer, wie können Sie so gut andere zur Liebe überreden, Sie, der Sie selbst davon so wenig empfinden?„ Sie schämte sich so sehr, diese Worte ausgesprochen zu haben, daß sie weggieng, ohne ihm zur Antwort Zeit zu lassen; und weil sie sich gar nicht zufrieden geben konnte, ihn unempfindlich zu finden, so überließ sie sich den Thränen, welches das gewöhnliche Erleichterungsmittel der Personen ihres Geschlechts ist.

Ihre Schwägerinn, welche unaufhörlich auf Mittel dachte, diese Gleichgültigkeit des Grafen zu überwinden, glaubte durch ihre Freygebigkeiten diesen Zweck erreichen zu können; und weil der Graf oft die Arbeit an einem feinen Tafeltuch, welches sie ihm gezeigt, bewundert hatte, so machte sie ihm ein Geschenk damit. Da

er

er aber Schwierigkeiten machte, es anzunehmen, so bat sie ihn so inständig darum, unter dem Vorwande, er könnte dieses Tafeltuch bey der Armee brauchen, daß er genöthigt war, es anzunehmen.

Nach diesem ersten Geschenk wollte sie ihm noch ein zweytes machen mit einem Kreuz von Diamanten von beträchtlichem Werth, ohne daß er es jemals annehmen wollte: aber er konnte nicht umhin, einen sehr schönen Nachttisch oder Putztisch anzunehmen, womit ihm die Rahel ein Geschenk machte.

Die Sache gieng endlich so weit, daß Rahel, weil sie ihren Geliebten nicht in der Güte bewegen konnte, ihr gewogen zu seyn, auf einen verzweifelten und sonderbaren Entschluß gerieth. Sie bat ihren Bruder, er möchte sie zu ihrem Oheim hinbegleiten, der ihr Vormund war. Als sie mit diesen beyden Personen, ihren nächsten Anverwandten, allein war, erklärte sie ihnen, sie wäre so unglücklich, daß sie sich mit dem Grafen von Ronneval, der bey ihnen im Quartier läge, eingelassen hätte, weil er ihr versprochen, sie zu heyrathen; sie befürchtete indeß, er möchte ab-

gehen, ohne sein Versprechen zu halten; und da sie lieber sterben, als entehrt leben wollte, so bâte sie, man möchte ihr verzeihen, und ihr entweder den Tod geben, oder den erforderlichen Beystand schaffen, um ihre Ehre wieder zu erlangen. Ihr Bruder, der viel Achtung gegen den Grafen hatte, und dem im Grunde nicht unangenehm war, ihn zum Schwager zu haben, entschuldigte seine Schwester, und bewegte auch ihren Oheim, daß er sich mit ihnen vereinigte, um die Mittel zu verabreden, ihre Sache recht sicher zu stellen.

Rahel, durch die Heftigkeit ihrer Leidenschaft verblendet, sagte ihnen, daß, wenn es gelingen sollte, was sie vorhätten, das einzige untrügliche Mittel wäre, daß man sie bey einander im Bette liegend fände, und daß man ihn alsdenn antriebe, sie aus gutem, freyen Willen, oder mit Gewalt zu heyrathen. Dies schien ihnen so etwas leichtes zu seyn, daß sie ihr versprachen, es zu thun; und nachdem sie eine Stunde zur Ausführung dieses Vorhabens bestimmt hatten, so verfügte sich Rahel in eben dieser Stunde in das Zimmer des Grafen, und da sie ihn, wie sie vorher gesehen hatte, im Bette traf, so warf sie

einen

einen Schlafrock, den sie anhatte, von sich, und legte sich zu ihm, indem sie ihm sagte, wenn er fände, daß zu viel Uebereilung bey dieser Handlung wäre, so hätte er es sich selbst zuzuschreiben, weil er sie in den Stand gesetzt hätte, daß sie weder der Vernunft, noch dem Wohlstande weiter Gehör gäbe.

Der Graf wollte aus dem Bette springen, und wurde nur durch das Geräusch, welches der Vetter und Bruder der Rahel beym Hereingehen machten, zurückgehalten. Beyde hatten eine Pistole in der Hand. Als sie sich dem Bette genähert, und den Vorhang zurück geschlagen hatten, so wurden sie mit außerordentlicher Verwunderung gewahr, daß die beyden Liebenden einer, wie der andere gebildet waren; und Rahel, die es nun schon eingesehen hatte, daß sie nur ein Frauenzimmer in der Person dieses schönen Grafen liebte, war in einer so großen Verwunderung, daß sie Mühe hatte, davon zurück zu kommen. Indeß, durch ihre eigene Erfahrung überzeugt, gestand sie ihren Anverwandten, daß die Furcht, dieses liebenswürdige Mädchen zu verlieren, welches sie für eine Mannsperson gehalten, sie mit so vieler

Gewalt angegriffen hätte, daß sie auf den Einfall gekommen wäre, sich bey ihnen für entehrt auszugeben, um sich dieser Eroberung zu versichern.

Der Graf, äußerst beschämt über diesen Vorfall, bat sie inständig, verschwiegen zu seyn, indem er ihnen sagte, es hienge sein Glück davon ab, und er gab ihnen zugleich zu verstehen, daß er sich rächen würde, wenn sie es ausplauderten.

Ein gemeinschaftliches Interesse verband sie alle zum Stillschweigen, und da einige Tage hernach das Regiment, noch vor dem Ende der Winterquartiere, wegen einer Expedition in Böhmen aufbrach, so war der Graf **Ronneval**, dem dieser Spaß sehr verdrüßlich war, eben dadurch von den Spöttereyen und Vorwürfen seiner thörichten Wirthinnen befreyet, die den schönen Fremdling, der sie so sehr hinters Licht geführt, und ihnen so viel vergebliche Seufzer ausgepreßt hatte, lange nicht vergessen konnten. —

Bey dieser Expedition hatten die kaiserlichen mit dem Feinde eine Aktion, wobey **Ronneval**, obgleich die Kaiserlichen dies-

diesmal den Kürzeren zogen, sich hervorthat, und zum Oberlieutenant, bald darauf aber zum Hauptmann avancirte.

Um eben diese Zeit erhielt der Graf durch einen Christensklaven aus Konstantinopel, den ein reicher Kaufmann ranzionirt, und der bey dem Regiment, wo er als Hauptmann stand, Dienste genommen hatte, Nachricht von dem Tode seines Vaters, und daß er kurz vor seinem Sterben seine älteste Tochter, Namens Selimah, enterbt hätte, weil Nachricht eingelaufen wäre, daß sie den christlichen Glauben angenommen, und auch einen Christen geheyrathet hätte. Dies war ein Donnerschlag für unsern Grafen, denn er glaubte noch immer, wenn der Feldzug einmal geendigt wäre, durch Vermittelung des kaiserlichen Hofes ihr väterliches und mütterliches Erbtheil zu erlangen, um ihren Wiedemann glücklich zu machen.

Zu dieser Hiobspost kam bald noch eine andere hinzu: Er sollte sich, wenigstens so lange der Feldzug dauerte, und dieser schien immer verwickelter und weit aussehender zu werden, von seinem lieben Wiedemann trennen. Denn dieser war bey

entstandener Vakanz Kriegsrath in Preß-burg mit einem ansehnlichen Gehalt geworden; indeß tröstete er seine Geliebte, so gut er konnte, und sagte ihr, daß ihm sein neues Amt die Verbindlichkeit auflegte, sich bisweilen bey der Armee einzufinden, und da würde er denn das Vergnügen haben, sie zu sehen.

Als Wiedemann von dem Grafen Abschied nahm, hatte dieser ganz besondere Ahndungen, daß sie sich einander nicht wieder sehen würden. Wiedemann wandte seine ganze Beredsamkeit an, um ihm diese schwermüthigen Gedanken auszureden, und sagte ihm, wenn er dergleichen befürchte, so hinge es ja nur von ihm ab, nachdem er bereits Ruhm genug eingeerndtet, und sein Glück bey den Waffen versucht hätte, seinen militärischen Posten niederzulegen, und mit ihm nach Preß-burg zu gehen, um daselbst ihre Heyrath zu vollziehen. Diesen Vorschlag wollte der Graf aber nicht eingehen, weil er sichs zur Schande rechnete, seinen Posten schon so früh zu verlassen, und dem Kriegsglück, was ihn vielleicht noch auf der Bahn der Ehre erwartete, auf einmal zu entsagen.

Wiedemann reisete also, nachdem er seine Geliebte, so viel möglich, beruhigt und sich ihrem fortdauernden Andenken empfohlen hatte, nach Preßburg, und trat seine Bedienung an. Er fand, weil sein Vorgänger sehr nachläßig in der Ausrichtung seines Amts und sehr habsüchtig und eigennützig gewesen war, viel aufzuräumen und in Ordnung zu bringen. Er bekam auch bald Streit mit seinen Kollegen, die weniger gewissenhaft, als er, und mehr für ihren Beutel, als für das Wohl des Landes und für die Vortheile des Monarchen, dem sie dienten, besorgt waren. Einer derselben war so skrupulös, daß er sich nicht der eingeführten Ordnung, die er den alten Schlendrian nannte, sonderlich in Ansehung des Kanzleystils, wenn er etwan schriftliche Aufsätze, Berichte, Relationen, gerichtliche Bescheide und dergleichen zu machen hatte, unterwerfen wollte: er hatte deswegen viel Zänkereyen mit dem Präsidenten, der ein großer Freund der alten Sitte und Schreibart war, und er wurde endlich, weil er durchaus keine Subordination anerkennen wollte, und sich auch sonst mancher Vergehungen schuldig gemacht haben mochte, seines Amts entsetzt.

Ich habe vorhin erwähnt, der Graf Ronneval hätte bey dem Abschiednehmen von Wiedemann gewisse Ahndungen von bevorstehender Trennung empfunden, und dieß veranlaßt mich, über die Ahndungen überhaupt ein paar Worte zu sagen, da selbst die Gelehrten in dieser Absicht verschiedener Meynung sind.

Ahndungen sind geheime Voreempfindungen künftiger, und insonderheit solcher Begebenheiten, die für uns traurig sind, einen unangenehmen Eindruck auf uns machen, und in die Beförderung unsers Unglücks, wenigstens in die Verschlimmerung unsrer Glücksumstände einen großen Einfluß haben. Von glücklichen Vorfällen pflegt man nicht leicht zu sagen, daß sie uns ahnden, und es ist auch weit seltener, daß der Mensch von glücklichen, erfreulichen Begebenheiten zum voraus durch dergleichen geheime Winke und Vorgefühle, benachrichtiget wird, die sich nicht ganz genau zergliedern, aber doch aus dem Wesen der Seele, und aus dem unwiderstehlichen Triebe derselben, die Zukunft zu erforschen, einigermaßen erklären lassen. So ahndet uns z. B. das heißt: ein inneres, dunkles Gefühl, dem wir nicht widerstehen können,

sagt

sagt es uns, daß einer unsrer nächsten Anverwandten sterben werde, oder, daß einer unsrer entferntesten Freunde, der vielleicht in seiner Todesangst sich nach uns gesehnt und an uns gedacht hat, in letzten Zügen liege, und ehe wir es uns versehen, bestättigt der Erfolg die Wahrheit dieser Vorempfindung, die vielleicht, wenigstens in vielen Fällen, eine Wohlthat des Schöpfers ist.

Es würde thöricht und verwegen seyn, die Ahndungen, wie manche seynwollende Philosophen thun, gradeweg leugnen und mit den Gespensterhistörchen in eine Klasse setzen zu wollen. Denn die Sache enthält nicht nur an und vor sich nichts widersprechendes, daß der menschliche Geist, durch eine besondere Wirkung und Einrichtung Gottes, nicht allein von seinem eigenen Sterben, in Ansehung seines körperlichen Theils, sondern auch von dem Tode seiner Anverwandten und Freunde ein gewisses Vorgefühl haben kann, welches ihn von dem, was er in dieser Absicht zu thun, zu denken und zu beschließen hat, benachrichtigt, sondern es wird auch die Möglichkeit und Wirklichkeit solcher Ahndungen durch unzählige Erfahrungen vieler

vernünftigen und glaubwürdigen Personen bestättigt.

Was aber das Specielle bey diesen Ahndungen, gewisse Erscheinungen, dreymaliges Anklopfen an der Thür, oder Aufmachen derselben, ohne daß jemand gesehen wird, und andere Arten des Geräusches und der sinnlichen Bewegungen bey bevorstehenden Sterbefällen anbetrift, so getraue ich mir nicht, hierinn etwas zu entscheiden; doch scheinen mir diese Sachen und Vorfälle, weil sie ziemlich nach Aberglauben schmecken, mehr zu den Vorurtheilen und Einbildungen des gemeinen Mannes, bey dem die Lehre von den Gespenstern und von dem sogenannten Vorspuken ein Glaubensartikel ist, als zu den wirklich existirenden Dingen zu gehören. —

Ich kehre nach dieser Exkursion zu meiner Geschichte zurück. Sobald das angenehme Frühjahr den rauhen Winter verjagt hatte, nahmen die Kriegsoperationen mit erneuerter Stärke wieder ihren Anfang. Ober- und Niederschlesien, Böhmen und Mähren, Sachsen nicht ausgenommen, waren das Theater des blutigsten Krieges, welcher für die Menschheit weit schrecklicher und verwüstender war, als der dreysig-

jährige bey seiner ungewöhnlich langen Dauer je gewesen ist.

Die kaiserliche Armee unter den Befehlen des Feldmarschall **Dauns**, den man nachher den deutschen **Fabius** nannte, war der preußischen weit überlegen, und suchte derselben verschiedene Vortheile abzugewinnen; es fielen unter den detaschirten Korps verschiedene Scharmützel vor, mit denen es nicht viel auf sich hatte, bis es endlich bey **Prag** zu einer entscheidenden Schlacht kam, in welcher der große preußische Heerführer, der unsterbliche **Schwerin**, indem er die Fahne in der Hand, die Soldaten gegen den Feind anführte, sein Leben verlor. In dieser Schlacht wurde auch unser Graf **Ronneval** verwundet, obgleich die Wunde, nach der Aussage des Wundarztes, nicht gefährlich war.

Der Feldmarschall **Daun**, der durch den General, bey dessen Regiment er bis zum Hauptmann avancirt war, von den Verdiensten und von dem vortreflichen Charakter dieses jungen Offiziers benachrichtigt war, schickte ihm seinen Leibarzt, und beehrte ihn selbst mit einem Besuch, wobey er ihn väterlich ermahnte, sich künftig in Betracht seiner Jugend und seines zarten Körpers, nicht so sehr der Gefahr

aus-

auszusetzen: auch versprach er ihm weitere Beförderung.

Unterdessen war auch Wiedemann, der von Zeit zu Zeit Nachrichten von der Armee erhielt, von der Verwundung seiner Geliebte benachrichtiget worden. Man hatte ihm ihren Zustand gefährlicher geschildert, als er wirklich war, denn die Wunde bestand blos in einem Streifschuß an der rechten-Hüfte, der mit einer heftigen Kontusion verbunden gewesen war. Er setzte sich deswegen, so sehr er auch mit Geschäften und Untersuchungen überladen war, an seinen Schreibepult, und ließ an seine Geliebte von Preßburg aus folgenden Brief ergehen:

„Theuerste, ewig geliebte Selimah!

„In was für eine tödtliche Unruhe haben Sie mich durch die Nachricht gesetzt, „die ich vor wenigen Tagen durch einen „Feldwäbel vom Regiment, der, um Rekruten zu werben, hieher geschickt war, von „Ihrer abermaligen Verwundung erhielt, „die man mir sehr gefährlich geschildert hat. „Um des Himmels und um unsrer Liebe „willen, beste Freundinn, warum wollen Sie „sich so muthwillig in Gefahr und Verderben stürzen! Was haben Sie davon, wenn

„Sie

„Sie bey dem Dienst der Waffen, so ehren„voll er an sich selbst ist, wozu Sie gar „nicht geschaffen sind, ihr junges Leben ein„büßen, oder sich zum Krüppel machen las„sen, und alsdenn sich und andern zur Last „werden?

„Folgen Sie mir, liebste Selimah; „bedenken Sie, unter welchen Gefahren wir „aus der Türkey entflohen, um in Deutsch„land unser ruhiges Brod zu suchen: lassen „Sie Ruhm und Glück im Kriege erwer„ben, wer da will; Ihr Körper ist einmal „zu solchen Strapazen nicht aufgelegt, „wenn gleich Ihre liebenswürdige Seele „beherzt, muthvoll und kriegerisch ist. Hö„ren Sie also, ich beschwöre Sie darum, die „dringende Bitte Ihres Freundes, der Ih„rer Gesundheit und Sicherheit wegen, be„ständig besorgt ist, und manche schlaflose „Nacht hat, worinn ihm allerley schreckliche „Dinge vorkommen. Lassen Sie den rohen „Soldatenstand fahren, der Ihnen doch „nicht angemessen ist, und eilen Sie in mei„ne offenen Arme. Ich werde mir, Gott ist „mein Zeuge, alle ersinnliche Mühe geben, „mich Ihnen immer gefälliger und werther „zu machen, und Ihnen, auf die ich meine „ganze Hoffnung, irrdisch glücklich zu wer„den, gründe, ohne die mein ganzer irrdi-

„scher

„scher Wohlstand ein leerer Traum wäre,
„die unvermeidlichen Bitterkeiten des Le-
„bens zu versüßen.

„Sobald es Ihre Gesundheitsum-
„stände erlauben, liebe Selimah, be-
„nachrichtigen Sie mich von Ihren Ge-
„sinnungen und Entschliessungen in Anse-
„hung dessen, was ich Ihnen in diesem
„Briefe zu bedenken gegeben habe. Ich
„wünsch Ihnen von ganzem Herzen eine
„baldige Genesung, küsse Ihnen die Hände,
„und bin mit eherbietiger Hochachtung.

Ihr
ergebenster Freund und Diener
Wiedemann.

Dieser Brief wäre beynahe in unrechte Hände gekommen, und hätte unsern Grafen in große Verlegenheit setzen können, weil dadurch sein Geheimniß, daß er weiblichen Geschlechts wäre, auf einmal bey der Armee hätte kund werden können. Denn es war bey dem Corps, wo der Graf Ronneval unter dem General L** als Hauptmann stand, noch ein anderer Offizier, aus Siebenbürgen gebürtig, der sich Rumwall schrieb; an diesen gelangte der Brief; da er aber die Addresse genau examinirte, überbrachte er ihn selbst dem Grafen, dessen Stand-



Eine Türckin in Haus Beschäftigung.

Standpunkt nicht weit von dem seinigen entfernt war, und entschuldigte sich, daß er ihn angenommen hätte.

Wiedemanns Brief hatte in dem Gemüth unsers Grafen mancherley Urtheile, einander zuwiderlaufender Gedanken und unruhige Leidenschaften und Bewegungen veranlaßt. Liebe und Durst nach Ehre, diese heftigen, ungestümmen Neigungen, die sich selten mit einander vertragen, kämpfeten wechselsweise in seiner Seele und machten ihn ganz mißmüthig, daß er nicht wußte, wozu er sich entschließen sollte. Auf der einen Seite war ihm freylich sehr viel daran gelegen, mit seinem geliebten Wiedemann, der nun schon in einer ansehnlichen und einträglichen Bedienung stand, auf immer verbunden zu seyn, und sich an seiner Seite des kurzen Lebens zu freuen; auf der andern Seite aber fühlte er immer seinen natürlichen Trieb, sich durch das Glück der Waffen emporzuschwingen, noch nicht befriedigt; er dachte wenigstens noch Major zu werden, und alsdenn, wenn er diesen Posten erreicht hätte, den Kriegsdiensten zu entsagen; aber seine Wünsche wurden in dieser Absicht nicht erfüllt, wie wir bald sehen werden

Sobald er von seiner empfangenen Wunde gänzlich geheilt war, und Ruhe hatte, setzte er sich hin, sammelte seine Gedanken, die bisher immer sehr zerstreut gewesen waren, und antwortete seinem theuern Wiedemann folgendes:

Lieber, getreuer Wiedemann!

„Seitdem Sie von der Armee weg sind, „hat mich meine ganze Ruhe und meine „gewöhnliche Heiterkeit verlassen; ich bin „stets verdrüßlich und übel aufgeräumt, „ohne zu wissen, warum? Derjenige, der „Ihnen die Nachricht von meiner Ver„wundung überbracht hat, hat die Sache „übertrieben: es war keine große Gefahr „dabey, und ich bin durch die Geschicklich„keit meines Wundarztes, über dessen Kur „der Leibarzt des Feldmarschalls Daun „die Aufsicht hatte, in kurzer Zeit wieder „hergestellt, und in den Stand gesetzt „worden, vor, wie nach, meinen Dienst „zu versehen. Wir erwarten bald wichtige „und blutige Auftritte.

„Der König von Preussen zieht von „allen Orten her seine Truppen zusammen, „und macht Miene, uns zu überrumpeln; „die Maxime unsers Feldmarschalls bringt „es nun einmal so mit sich, daß er, um nicht

„un-

„unnöthigerweise Volk aufzuopfern, sehr
„langsam und behutsam zu Werke geht.

„Doch ich vergesse mich. Das macht
„mein kriegerischer Habit und meine gegen-
„wärtige Lage. Ich sollte mit Ihnen von
„ganz andern Dingen sprechen, als vom
„Kriege und dahin gehörigen Angelegenhei-
„ten. Nicht wahr, lieber Wiedemann,
„Angelegenheiten des Herzens, die Sache
„unsrer Liebe und unsrer künftigen Hey-
„rath, — das sollte der Gegenstand mei-
„nes Briefes seyn.

„Nun wissen Sie was, bester Freund,
„Sie ermahnen mich, daß ich mich nicht
„ferner in Lebensgefahr begeben, sondern
„dem Kriegsglück und den damit verbunde-
„nen Beschäftigungen bald möglichst entsa-
„gen soll, um mit Ihnen ein ruhigeres und
„glücklicheres Leben anzutreten, und, so lan-
„ge es dem Himmel gefällt, fortzusetzen. Ich
„würde sogleich in Ihren Vorschlag willi-
„gen, wenn ich nicht durch so mancherley
„Gründe und Betrachtungen davon zurück-
„gehalten würde. Noch ist meine Begierde
„zu den Waffen, mein Wunsch, unter der
„Anführung tapferer Helden Ehre und
„Sieg zu erfechten, nicht befriedigt; — aber

 „bald

„bald, Freund, bald werden Sie befrie-
„digt seyn. —

„Lassen Sie mich nur noch Major wer-
„den, wozu ich grosse Hoffnung habe, denn
„der Feldmarschall Daun hat mir in eige-
„ner Person, da er mich bey meiner letzten
„Unpäßlichkeit besuchte, weitere Beförde-
„rung versprochen, und der General sorgt
„unermüdet für mein Bestes.

„Mit einem Wort: lassen Sie nur
„noch diesen Sommer vergehen; wenn die
„Armee die Winterquartiere bezieht, dann
„will ich schon einen Vorwand finden, um
„meinen Abschied nachzusuchen; ich werde
„ihn ohne Mühe erhalten, ob ich gleich
„überzeugt bin, daß der General mich un-
„gern missen wird.

„Dann, liebster Wiedemann, wenn
„ich auf diese Art meinen Zweck erreicht,
„und meine angeborne Neigung, die ich
„aus meinem Vaterlande mit nach Deutsch-
„land brachte, befriedigt habe, dann eil
„ich vergnügt und erwartungsvoll in Ihre
„Arme, um mein ganzes irrdisches Glück
„mit Ihnen zu theilen, und mich Ihrer
„treuen und standhaften Liebe immer wür-
„diger zu machen. Dann trennt uns nichts,
„als der Tod, und unser letzter Seufzer
„ist

„ist ein zärtliches Andenken an unsre un„schuldige Liebe. „Ich bin unaufhörlich
die Ihrige
Selimah.

Durch diesen Brief wurde Wiedemann einigermaßen beruhiget, denn er war von 15ten May datirt. Wie bald vergeht nicht der Sommer, dachte er, und dann, wenn sie nur Wort hält, bist du auf ewig im Besitz deiner Geliebte. Unter diesen schmeichelhaften Gedanken setzte er seine Amtsverrichtungen mit allem Ernst und Eifer unermüdet fort, und ließ es sich dabey sehr sauer werden. Oft arbeitete er spät in die Nacht hinein, denn der Gedanke an Selimah und an die bevorstehende Verbindung mit ihr versüßte ihm alle Sorgen und Beschwerlichkeiten seines Amts, und erhielt ihn bey beständiger Munterkeit. —

Einst hatte er einen Traum von besonderer Art, nachdem er aus einer grossen Gesellschaft, wo er Abends gegessen hatte, zu Hause gekommen war. Er hatte früh schon seit vier Uhr gearbeitet, und weil er sehr müde war, legte er sich zu Bette, und schlief auch gleich ein. Nach Mitternacht träumte ihn, als wenn er sich in einer gros-

sen

sen Gesellschaft von Manns- und Frauens-
personen befände, wobey unter andern auch
seine **Selimah** war. Mit **Selimah**
hatte er eine kurze, aber sehr freundschaftli-
che Unterredung, und, eh' er sich dessen ver-
sah, kam **Selimah** von seiner Seite weg,
ohne daß er wußte, wo sie geblieben war.
Ein anderes, ihm unbekanntes Frauenzim-
mer kam auf ihn zu, und umarmte ihn;
die übrige Gesellschaft gieng nach und nach
aus einander.

Dieser Traum brachte, ob er gleich
sonst nicht auf Träume und Wahrsagungen
hielt, viel unruhige Gedanken und bange
Ahndungen in seiner Seele hervor, deren er
sich, mitten unter seinen Geschäften, nicht
entschlagen konnte, und, ob er sich gleich alle
Mühe gab, um sich zu zerstreuen, so haf-
tete doch der traurige, ahndungsvolle Ge-
danke, daß er seine **Selimah** verlieren
könnte, auf dem innersten Grunde seiner
Seele, und leider! bald genug ward dieser
Traum und diese traurige Ahndung erfüllt,
zu **Wiedemanns** größten Schrecken er-
füllt.

Obgleich nicht allein der Feldmarschall
Daun, sondern auch der General, bey des-
sen Regiment der Graf von **Ronneval**
stand, ihn mehrmals gewarnt hatten, sich
nicht

nicht ohne Noth der Gefahr auszusetzen, weil dies die Sache und Pflicht älterer und robusterer Krieger wäre, die schon in ihrer abgehärteten, körperlichen Beschaffenheit einen Beruf hätten, im Angesicht des anrückenden Feindes weder Tod noch Gefahr zu scheuen, sondern blindlings ins Feuer zu gehen: so kehrte sich doch unser junge Hauptmann an alle diese gutgemeinten Warnungen nicht; er war bey Angriffen, Belagerungen und dergleichen immer bey dem ersten Haufen, und feuerte die Soldaten an, wenn es schien, als wollten sie schläfrig werden. Das Beyspiel eines so jungen und zarten Offiziers, der sein Leben in die Schanze schlug, reizte auch viele Gemeine zur Nachahmung seines Beyspiels.

Bey der Belagerung von Schweidnitz, wo er sich durch seine Tapferkeit und kluge Anführung der unter ihm stehenden Soldaten auszeichnete, wäre er wirklich Major geworden, wenn nicht der Tod den Lauf seiner ruhmvollen Unternehmungen unterbrochen, und ihm diese höhere Ehrenstelle entbehrlich gemacht hätte.

Er empfing während der Belagerung, da er sich zu sehr vor die Fronte wagte, einen Flintenschuß in die Brust; der Schade schien anfänglich nicht unheilbar zu seyn, er

wurde von geschickten Aerzten und Wundärzten aufs beste behandelt. Nach einigen Tagen aber, bekam er ein hitziges Wundfieber, wobey er heftig phantasirte, und man fieng an, an seiner Genesung zu zweifeln. In den ersten Zwischenräumen, da er wieder zu sich selbst kam, schrieb er auf dem Bette mit zitternden Händen an seinen **Wiedemann** folgendes;

„Wenn Sie Ihre dem Tode nahe Selimah in diesem Leben noch einmal sprechen wollen, so versäumen Sie keine Zeit, „und eilen Sie an den Ort, den der Expresse, „welcher diesen Brief überbringt, Ihnen „anzeigen wird.

Kaum hatte der Kriegsrath, durch den Expressen, diesen traurigen Brief erhalten, so eilte er auf der Extrapost seiner sterbenden Geliebte entgegen. Aber er kam zu spät; bey seiner Ankunft in dem Dorfe, wo **Selimah** in einer elenden Dorfhütte ihr Leben aushauchen sollte, lag sie schon in letzten Zügen; doch hatte sie noch, als er ihr seinen Namen zurief, und seinen Mund auf ihre erblassenden Lippen drückte, so viel Bewußtseyn, daß sie ihn erkannte, welches sie dadurch zu verstehen gab, daß sie ihm mit vieler Heftigkeit die Hand drückte: nach wenigen Minuten gab sie ihren Geist auf,

nach=

nachdem sie ihr junges Leben kaum auf vier und zwanzig Jahr gebracht hatte.

Wiedemann war vor Schmerz und Schreck außer sich; er fiel in Ohnmacht, man mußte ihm zur Ader lassen, und die Umstehenden sowohl, als auch die Aerzte schrieben diese heftige Gemüthsbewegung blos der lebhaften Freundschaft zu, welche Wiedemann gegen den verstorbenen Offizier gehegt hätte.

Er kehrte nach des Grafen Beerdigung zu seinen Geschäften und zu seinem Bestimmungsort zurück, beweinte den Verlust seiner unvergeßlichen Selimah im Stillen, blieb lebenslang unverheyrathet, und trauerte um die Einzige, die er je von ganzer Seele geliebt hatte, lebenslang in seinem Herzen.

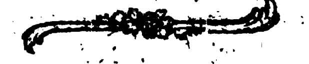
Nachrede.

Um dererjenigen willen, die sich über alles aufhalten, und auch Dinge meistern, die ihres Amts nicht sind, die folglich auch über das unförmliche Verhältniß, welches zwischen dem ersten und zweyten Theil meiner Galanterieen der Türken statt findet, ein Maulgesperre machen werden,

weil

weil der erstere Theil um einige Bogen stärker, als der zweyte ist, um dieser Leutchen willen muß ich hiermit erinnern, daß ich nie förmlich Mathematik studirt, und meine Schriften (ihrer ist schon eine große Anzahl) nie nach dem verjüngten Maaßstabe gegen einander abgemessen habe. Dadurch kann und wird der inneren Güte des Werks nicht abgehen, wenn gleich der eine Theil nicht so korpulent, als der andere ist.

Wem dieses Mißverhältniß zwischen dem ersten und andern Theil nicht behagt, der kann ja ohnmaßgeblich beyde Theile zusammenbinden lassen, und, unter uns gesagt, wenn der Buchdrucker meinen Willen wüßte, so sollte er mir den zweyten Theil ein wenig dehnen, oder, um mich eines Kunstworts zu bedienen, **splendid drucken** damit er dem ersten desto eher gleich würde. Man muß sich oft wunderlich in der Welt durchhelfen. — *Practica est multiplex.* — Schriftsteller und Kunstrichter und Verleger haben alle ihre besondern Griffe und ihre Nicken — *mundus vult decipi.* — Hiemit Gott befohlen.



Ver

